
ASIEN

Friedrich Gerstäckers
Welt im Kleinen
für die
Kleine Welt.

Unterhaltende Belehrungen über das Interessanteste und Wissenswürdigste aus der Völker- und Länderkunde zum Gebrauch für Schule und Haus.

Unter Berücksichtigung der neueren Forschungen

bearbeitet und herausgegeben
von

A. W. Grube.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Mit 10 Karten in Buntdruck.

Fünftes Bändchen:
Polynesien und Australien.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

AUSTRALIEN



Friedrich Gerstäckers

unterhaltende Belehrungen

über

Polynesien und Australien.

Neu bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Mit zwei Karten in Buntdruck.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Erstes Kapitel.

Die Fahrt zwischen die Inseln.

Der Vater hatte den Kindern versprochen, schon in der nächsten Zeit in seiner Erzählung fortzufahren, und er hielt sein Wort.

„Wir kommen jetzt," begann er, „zu einem ebenso wunderbaren und eigentümlichen, wie reizenden Teil unserer Erde; zu einem Weltteil nämlich, der nur aus Inseln besteht, die über den ganzen ungeheueren Stillen Ocean bunt zerstreut liegen. Um aber dahin zu gelangen, wollen wir eine ordentliche Reise machen und uns von San Francisco, der Hauptstadt Californiens, einschiffen, denn von da aus können wir die nördlichsten Inseln der Südsee am leichtesten erreichen.

„So wie wir den Hafen von San Francisco verlassen, sehen wir rechts und links die steile californische Küste, die uns ein treues Bild fast des ganzen westamerikanischen Kontinents, vom Eismeer nördlich bis zum Kap Horn hinab bietet. Das Hauptgebirge Amerikas liegt, wie Ihr auf der Karte seht, dem westlichen Ufer sehr nahe, und wie alle Gebirge einen Hauptrücken oder eine Wasserscheide und dann an beiden Seiten oft mehrere Ketten niederer Berge haben, die mit ihnen gleich

laufen, so bilden auch an der ganzen Westseite des amerikanischen Kontinents diese Ausläufer der Hauptkette ein sogenanntes Küstengebirge, das, oft Hunderte von Meilen lang durch keine Bucht unterbrochen, dem Meere eine Felsenmauer entgegenstellt.

„Aber die Küste lassen wir bald hinter uns. Die großen blauen Wogen des Stillen Oceans schaukeln zum erstenmal unser Schiff, und die See wird plötzlich durch eine Unmasse kleiner Walfische lebendig, die hier von allen Seiten auftaucheu, beim Atmen das Wasser in die Höhe spritzen und spielend um uns her schwimmen."

„Und können wir von denen nicht einige fangen, Papa?" fragte Fritz.

„Das geht nicht so leicht," sagte der Vater. „Schiffe, die Walfische fangen wollen, müssen ganz besonders dazu eingerichtet sein, denn es ist nicht allein nötig, daß sie eine geübte Mannschaft, Boote und Harpunen haben, sondern die Hauptsache bleibt, daß auch auf ihrem Schiff Vorkehrungen getroffen sind, den Speck der gefangenen Fische auszukochen und das daraus gewonnene Öl oder den Thran in Fässern aufzubewahren."

„Kann man denn die Walfische nicht schießen?" fragte Fritz.

„Man kann sie allerdings schießen," lautete die Antwort, „und wenn man sie auf den richtigen Fleck trifft, auch wohl mit einer Kugel töten. Aber ohne alle jene Vorbereitungen würde man nie einen Nutzen von den erlegten Fischen haben, und ein Tier bloß umzubringen, um es zu vernichten, ließe sich wohl bei einem Wolfe oder Tiger rechtfertigen, weil uns diese Gefahr bringen, aber nie bei einem so harmlosen Geschöpf, wie ein Walfisch ist.

„Das Schiff, auf dem wir uns befinden, ist übrigens kein Walfischfänger, sondern ein einfaches Kauffahrteischiff, das nur mit uns die Reise durch die Südsee machen wird. Wir können uns auch deshalb mit den Walfischen nicht aufhalten und fahren mitten hindurch zwischen den auch zur Familie der Fischsäugetiere oder Wale gehörenden, spielenden Delphinen, die manchmal mit dem halben Körper aus dem Wasser heraus springen, daß die Flut, wenn sie zurückfallen, haushoch um sie aufspritzt, die sich manchmal einander hetzen und jagen und einen weißschäumenden Streifen hinter sich drein ziehen.

„Das Schiff hält von San Francisco aus einen West-süd-west-Kurs. — Ihr wißt jetzt schon, was das bedeutet, und wenn wir nur erst einmal ein paar Tage gefahren sind, kommen wir in die Passat-Winde hinein, die hier, nördlich vom Äquator, das ganze Jahr hindurch von Nordosten nach Südwesten wehen. Aber es ist trotzdem ein ziemlich langer Weg, den wir zu machen haben, und bei der ruhigen See und dem gleichförmigen Wind fangen wir an, uns schon ein wenig zu langweilen. Da ruft plötzlich der wachthabende Matrose „Land", und wir springen jetzt alle vorn nach dem Schiff, um das auch zu sehen, was er uns gemeldet. — Und wie glaubt Ihr nun, daß jenes Land ausschaut, das der Matrose entdeckt hat?"

„Nun," sagte Fritz, „wie eine Insel, die mitten aus dem Meer herausragt, mit einer hohen Bergspitze und mit großen, schönen Bäumen bedeckt."

„Und an den Bäumen eine ganze Menge herrlicher Früchte!" rief Marie.

„Und viele Eingeborene mit langen Speeren und großen Bogen und Pfeilen am Ufer," rief Fritz.

„So?“ sagte der Vater. „Wir kommen also vorne ans Schiff, schauen uns sehr aufmerksam überall um und — können gar nichts erkennen, weder einen Berg, noch Bäume mit Früchten, noch Eingeborene mit langen Speeren und Bogen und Pfeilen; mit einem Wort, wir sehen gar nichts, als den blauen Himmel, der sich über uns ausspannt, und den weiten Horizont des Meeres, das ringförmig um uns her ausgebreitet liegt.“

„Aber der Matrose hatte doch vorher Land gesehen,“ sagte Fritz.

„Ja, der sieht es auch noch, wie er fest behauptet, aber wir können trotzdem nichts erkennen, so sehr wir unsere Augen auch anstrengen. Endlich, nachdem wir eine ganze Weile geschaut, finden wir den Fleck am Horizont, d. h. an der weitesten Stelle unseres Gesichtskreises, von dem der Matrose fest versichert, daß es Land wäre, und entdecken da ein hellblaues Fleckchen, ungefähr so groß wie ein Stecknadelknopf.“

„Und das ist die Insel?“ rief Fritz erstaunt.

„Das ist die Insel!“ sagte der Vater, „Ihr wißt doch, daß unsere Erde eine große Kugel bildet. Seht Ihr nun über eine große Kugel gerade hin, so könnt Ihr nur das darauf erkennen, was mit Eurem Auge in gerader Richtung liegt, und das eben bildet auf unserer Erde den Horizont; alles was sich dahinter befindet, wird durch die abwärts gebogene Form der Kugel unserm Auge entzogen. Ist auf See ein Schiff sehr weit von uns entfernt, und kommt es auf uns zu, so sehen wir zuerst den oberen Teil der Masten, dann, wenn es näher kommt, die vollen Masten und zuletzt

erst, wenn es vollständig unsern Horizont erreicht hat, den ganzen Rumpf. Ebenso ist es mit dem fernen Land, auf das wir zufahren. Ist es ganz flach, so können wir es nicht eher erkennen, als bis wir ziemlich nahe hinan sind, und ist es ein hoher Berg, so sehen wir zuerst die höchste Spitze desselben, dann immer mehr und mehr davon, bis endlich der ganze Berg vor uns liegt.

„Deshalb nun kann man in See das Land wohl, wenn es hohe Berge hat, in großer Entfernung erkennen, aber es erscheint uns zuerst wie ein Punkt, oder ist es eine hohe Bergreihe, wie ein schmaler Streifen am Horizont, und man muß noch lange fahren, bis man hinkommt. Die Schiffer rechnen, daß sie noch etwa vier Meilen vom Ufer entfernt sind, wenn sie vom Deck ihres Schiffes aus die Brandung, also das eigentliche Ufer sehen können."

„Brandung, Papa?"

„Brandung, Kinder, nennt man die Wellen, die oft mit großer Heftigkeit gegen das Ufer geschleudert werden und durch ihren weißen Schaum sehr weit sichtbar sind. Mit dem Meere ist es nämlich nicht so, wie mit unseren kleinen Flüssen. Ihr könnt Euch denken, daß eine so ungeheure Wassermenge, wie sie der Ocean enthält, nie ganz still und ruhig liegt. Bei heftigem Wind wird das Wasser zu großen Wogen aufgewühlt, aber selbst bei vollkommener Windstille hört die Bewegung nie ganz auf; ein Hin- und Herschaukeln des Wassers findet fortwährend statt, und sowie es die Küste erreicht, ob sie nun aus Sand oder Felsen besteht, so überschlägt es sich daran oder bricht, wie die Seeleute sagen, und das eben nennt man die Brandung.

„Hier auf den Südsee-Inseln findet aber eine weit stärkere Brandung statt, wie irgend wo anders, und zwar aus einem höchst merkwürdigen Grund. In der Südsee besonders, aber auch im Mittelländischen und Indischen Meer findet man ein höchst wunderbares Gewächs, den Korallenbaum, dem in der Südsee ein großer Teil der Inseln seine Entstehung zu verdanken hat. Man weiß jetzt, daß derselbe durch ein Tier, der Korallenwurm genannt, gebildet wird. Ihr kalkartiger Stock steht wie ein Baum fest, und in den vielen kleinen Zellen der Rinde sitzen die zarten, schleimartigen Tierlein, die an den Spitzen der Zweige ihre fadenähnlichen Fangarme im Wasser spielen lassen."

„Ach, das sind die wunderhübschen, roten, zackigen Stäbchen," rief Marie, „von denen man die hübschen Halsketten hat, nicht wahr?"

„Das sind auch Korallen," sagte der Vater, „diese schöne, rote Form kommt aber hauptsächlich im Mittelländischen Meer vor und dort auch lange nicht so häufig wie die weiße oder gemeine Koralle in der Südsee.

„Die Koralle dort ist eine weiße, poröse, löcherige Kalkmasse, die nie über die Oberfläche der See hinauswächst. Im Wasser bildet sie oft ganze Bäume mit Stämmen, Ästen und Zweigen; wächst dann mit anderen zusammen und formt zuletzt feste Massen, die oft Hunderte von Klaftern hoch vom Grunde des Meeres bis an die Oberfläche emporsteigen und nun nicht weiter wachsen können. Dort sammeln sich dann umherschwimmende Seegewächse, verwittern mit den Jahren und werden endlich zu einer Erddecke, auf der angetriebener Samen von irgend einem andern Platz zuletzt auch einen

Pflanzenwuchs erzeugt. Stehen dann erst einmal Bäume auf einer solchen Insel, so lassen sich auch bald Menschen auf ihr nieder.

„Es giebt Millionen von diesen Tieren, und eine Wahrscheinlichkeit ist, daß sie so nach und nach diese ungeheuren Kalkmassen aufeinander häufen, indem die nachfolgenden Geschlechter sich immer höher und höher anbauen. Sie bilden noch heutigen Tages neue Klippen und Inseln in der Südsee. Merkwürdig ist dabei, daß eben die Koralle diese sämtlichen Inseln mit einer ringförmigen Mauer umzieht, als wenn sie dieselben gegen die Wogen der See schützen wollte. Meist zwei oder dreihundert Schritt, manchmal eine halbe Stunde davon entfernt, umkreist sie das feste Land in einem weiten schmalen Ring, der, selten mehr als zehn oder zwanzig Schritt breit und oft viele Meilen im Umfang, die Insel umzieht und das Riff genannt wird. Auch hier ragt die Koralle nur bis an die Oberfläche der See, und die Wogen brechen in ewigen Sturzwellen darüber hin; das Wasser aber, das zwischen dem Riff oder den Riffen und der Insel liegt und das Binnenwasser genannt wird, bleibt, von diesen Riffen geschützt, fortwährend vollkommen ruhig und meist spiegelglatt. Die Brandung des Meeres an den Riffen aber kann man außerordentlich weit und oft noch eher hören, ehe man die Insel selbst in Sicht bekommt.

„Doch wir müssen zu unserm eigenen Schiff zurückkehren, von dem wir das Land ja auch erkennen können, und höchst interessant ist es zu beobachten, wie das nun, je näher wir kommen, höher und höher herauswächst. Jetzt läßt sich schon der breite Kegel eines Berges unterscheiden, der immer mehr nach links und rechts hinab

ausschweift; jetzt tauchen daneben andere Bergspitzen empor, die sich, wenn wir näher kommen, mit dem Hauptberg vereinigen, und endlich wird ein schmaler, dunkler Streifen sichtbar, auf dem der Hauptberg wie auf einem Teller zu stehen scheint. Das ist das niedere Palmenland der Küste, denn die meisten dieser Inseln — südlich vom Äquator alle — sind mit Kokuspalmen eingefaßt, wie denn auch die Kokuspalme am liebsten in der Niederung wächst und jedenfalls der wichtigste Baum der Südsee ist.

„Jetzt können wir nun auch schon den schneeweißen Gürtel erkennen, den die Brandung um die Insel zieht, und der manche Inseln so fest einschließt, daß ein großes Schiff gar nicht zu ihnen hinan kann. Nur bei größeren Inseln sind gewöhnlich Passagen, durch welche man in das ruhige Binnenwasser einlaufen kann, und nur an solchen Stellen, wo kleine Ströme aus den Bergen herunter kommen und in die See münden. Man erklärt sich das damit, daß die Koralle das süße Wasser nicht vertragen kann und dort einen Platz frei läßt, durch den es in die See hinausströmt."

„Diese Inseln, denen wir uns nähern, heißen die Sandwichs-Inseln oder Hawaiischen, zwar nach der größten derselben Hawaii so genannt. Die ganze Gruppe besteht aus acht Inseln, und die Hauptstadt, wo auch der König derselben wohnt, liegt auf der kleinern: Oahu, und hat den etwas merkwürdig klingenden Namen Honolulu, oder Honoruru. Die Eingeborenen hören nämlich sonderbarerweise keinen Unterschied in dem Klang der Buchstaben R und L eben so wenig, wie bei K und T, so daß z. B. Taro, eine Wurzel, die sie erbauen, und die ihr Hauptnahrungsmittel bildet, und Kalo — ein und

dasselbe bedeutet und ihnen auch so ähnlich klingt, daß sie es nicht unterscheiden können. Sie sagen bald Kalo, bald Taro, auch Talo oder Karo.

„Hawaii ist dabei ein geschichtlich merkwürdiger Punkt, denn hier wurde der berühmte und erste Entdecker dieser Inseln, der Schiffskapitän James Cook, von den Eingeborenen erschlagen."

„Das sind also wohl sehr böse Menschen, die da wohnen?" sagte Marie.

„Es sind und waren Wilde, mein Kind, zu Cooks Zeiten auch noch Menschenfresser. Übrigens waren sie gutmütige Menschen, die besonders die Weißen sehr freundlich aufgenommen haben und sie sogar im Anfang für höhere, überirdische Wesen hielten. Dasselbe thaten ja auch die amerikanischen Indianer, als Columbus zum erstenmal zu ihnen kam. Wie sich aber die Spanier in Amerika sehr unnütz machten, so thaten auch hier die Engländer manches, was den Gesetzen und Gebräuchen der dortigen Eingeborenen zuwider war; und daß die Eingeborenen zuletzt darüber böse wurden, kann man ihnen nicht verdenken. Sie rotteten sich plötzlich zusammen, und als die Engländer zu ihren Booten flohen, sprang einer auf den Kapitän Cook zu und tötete ihn mit einigen Keulenschlägen. Das war im Jahr 1779. Allerdings übten die Engländer damals Widervergeltung und töteten viele Eingeborene, später wurde aber doch Frieden mit ihnen geschlossen, und wenn nicht gereizt, haben sie sich nie wieder feindlich gegen Weiße gezeigt. Diese haben sich sogar jetzt bleibend bei ihnen niedergelassen und die Insulaner alle zum Christentum bekehrt.

„Die Inseln selber scheinen sämtlich vulkanischen

Ursprungs zu sein, d. h. sie wurden wahrscheinlich nach und nach durch vulkanische Kräfte aus dem Meer gehoben und durch ausgeworfene Lava, sowie den Korallenbaum vergrößert. Auf Hawaii befindet sich auch, wenn nicht der höchste, doch jedenfalls einer der größten Vulkane der Welt, der sogenannte Mauna Loa*) mit dem ungeheuren Krater Kilauea an seinem Südostabhange.

„Daß vulkanische Erschütterungen das Land emporheben und als Insel bis über die Oberfläche der See hinaufdrücken können, dafür haben wir an manchen Orten die Beweise. Selbst im Mittelländischen Meer ist vor gar nicht so langen Jahren eine neue Insel unter heftigem Aufwerfen von Feuer und Rauch entstanden, aber bald darauf auch wieder verschwunden."

„Aber wie kann Feuer und Rauch aus dem Wasser emporsteigen, Papa? Da müßte es doch augenblicklich wieder auslöschen."

„Wir haben Grund zu glauben, liebes Kind," sagte der Vater, „daß der Kern unseres ganzen Erdballs aus einer flüssigen Feuermasse besteht, und die Oberfläche, auf der wir leben, nur die dicke, erkaltete Kruste desselben ist. Sickert nun durch tiefe Erdspalten das Wasser, so wird es alsbald in Dampf verwandelt. Sind die Öffnungen nach oben hin verschüttet, so brechen sich die Dämpfe mit Gewalt eine Bahn. Solche Öffnungen nun bilden die Vulkane, und wo sich das Feuer einen neuen Ausweg zu brechen sucht, da hat es durch die Kraft der Dämpfe — dieselbe Kraft, die auch unsere Lokomotiven und Dampfschiffe treibt — eine so furchtbare Gewalt, daß es ganze Berge mit sich in die Höhe

*) wörtlich: Großer Berg.

treibt. Findet das nun im Ocean statt, so wirft die ausbrechende Macht der Flamme, besonders wenn sie die Erde schon bis nahe unter die Oberfläche gehoben hat, auch das Wasser zurück und bricht sich Bahn ins Freie. An jener Insel im Mittelländischen Meer soll damals auch das Wasser in der Nähe des neuen Vulkans ganz kochend geworden sein und eine Menge Fische getötet haben.

„Auch hier auf Hawaii behaupten die Eingeborenen, daß der Berg seit den letzten hundert Jahren bedeutend gewachsen sei, und was für einen Krater dieser Mauna Loa hat, mögt Ihr daraus schließen, daß nur die Öffnung desselben anderthalb deutsche Meilen im Umfang beträgt. Bei diesem ungeheuren Umfang bildet er einen Kessel mit 6—700 Fuß hohen Wänden, der von einem Meer kochender Lava gefüllt ist. Im Innern dieses furchtbaren Kessels, in dem es fortwährend gärt und arbeitet, heben sich stets neue Krater, die heiße Schwefeldämpfe ausstoßen und Asche und Steine auswerfen. Das thut er selbst bei ruhiger Zeit; steht aber ein Ausbruch bevor, dann fängt die Lava an zu wallen und zu sieden, steigt höher und höher hinan, bis sie den ungeheueren Kessel bis zum Rande füllt, und wälzt dann, wie ein überkochender Topf, was sie nicht mehr halten kann, in glühender, vernichtender Masse dem Thale zu.

„Die Eingeborenen glaubten früher, ehe sie unsere Religion angenommen hatten, daß in dem Berg die furchtbare Feuergöttin Pele wohne, und brachten ihr zahlreiche Opfer an Blumen und Früchten.

„Die ganze Hawaiische Inselgruppe verdankt auch nicht der Koralle, sondern dieser unterirdischen, furchtbaren Kraft ihren Ursprung, den der gewaltige Krater

Kilauea noch bis auf den heutigen Tag bestätigt. Auf den anderen Inseln nahebei giebt es allerdings keine, für den Augenblick selbst thätige und Rauch oder Feuer auswerfende Berge mehr, aber die Spuren früherer Krater sind überall deutlich zu erkennen, und die Spitzen der Berge bestehen auf allen diesen Inseln aus nackter Lava. Weiter unten ist diese Lava aber verwittert und zu trefflicher Fruchterde geworden, und durch ihre Lage, gerade unter den Wendekreisen, begünstigt, können hier nicht allein fast alle Produkte der tropischen Zone, sondern an den Berghängen auch Kartoffeln, Weizen und Wein mit trefflichem Erfolg gebaut werden.

„Wie nun dieser Kilauea noch in den letzten Jahren ungeheure Massen Lava ausgeworfen hat und die Bewohner der unteren Thäler mit Angst und Schrecken erfüllte, so zeigte sich noch auffallender im Jahre 1837 die furchtbare, unterirdische Kraft und Gewalt, die er ausübt. Am 7. November jenes Jahres, kurz vor Sonnenuntergang, saßen die Insulaner teils um ihren einfachen Poe versammelt, teils schlenderten sie singend und lachend am Ufer auf und ab. Die Kinder spielten im Korallensand, jagten und neckten sich oder liefen hinaus auf den harten Strand, Muscheln zu suchen.

„Der Himmel war klar und wolkenrein, und der Ost-Passat wehte, wie immer um diese Tageszeit, kühl und frisch. Wie aber die Sonne gegen den Horizont sank, legte sich der Wind vollkommen, und es wurde schwül wie vor einem Gewitter. Da plötzlich erschreckte die Eingeborenen ein wunderbares Schauspiel. Das Wasser, das schon fast mit der vorher eingetretenen Ebbe seinen niedrigsten Stand erreicht hatte, fiel plötzlich ab. Die Flut trat vom Land zurück und legte in

wenigen Sekunden einen breiten Sandstrich frei, den die Luft vielleicht noch nicht berührt hatte, seit sich die Inseln aus dem Meer gehoben.

„Den Angelnden floß das Wasser unter der Angel fort, und sie blieben auf dem Trockenen; die Knaben, die sich in der plätschernden Flut gewälzt, sahen diese von sich fliehen, und im ersten Augenblick standen die verschiedenen Gruppen wirklich in ratlosem Staunen und wollten ihren Augen kaum trauen.

„Ein Warnungsschrei vom Ufer aus lenkte zuerst ihre Aufmerksamkeit dorthin, und sie sahen, wie ihnen einzelne der Männer mit ängstlicher Hast zuwinkten, und hörten den Schrei, sich zu retten. Zwei kleine Mädchen hatten am Strande gespielt, und der Vater floh hinunter, faßte sie um den Leib und trug sie in wilder, ängstlicher Hast dem hohen Lande zu, und hie und da sah man einzelne ohne wirklich offenbare Veranlassung den Strand fliehen, denen andere, mehr in Besorgnis deshalb als in einer schon begriffenen Gefahr, so rasch sie konnten, folgten. Die Ursache sollte ihnen aber nur zu bald klar und deutlich werden: denn von draußen heran hob sich die Flut, höher und höher, ein krystallener Berg, zauberartig und furchtbar anzuschauen, mit weiß schäumendem Kamme, der wie ein riesiges Ungetüm darauf ritt und sich wie gierig vorbeugte, die ihm verfallenen Opfer zu verschlingen.

„Schon im Steigen stürmte sie in furchtbarer Schnelle heran, und die armen Insulaner, die jetzt mit Entsetzen die Gefahr erkannten und fliehen wollten, hörten das donnernde Geräusch des Seeberges hinter und über sich und kämpften im nächsten Augenblick machtlos und ver-

zweifelnd gegen die Flut, die mit ihnen spielte, wie mit den Schaumblasen auf ihrem Nacken.

„Fünfzehn bis zwanzig Fuß über den höchsten Stand, den der Seespiegel je erreicht, stieg diese eine gewaltige Woge, Hütten und Fachwerk mit sich fortwaschend und die Menschen mit ihren Wohnungen, Kanoes und Gerätschaften hoch hinauf spülend in Fruchthaine und Taropflanzungen, und wären die Bewohner dieser Inseln, Männer, Frauen und Kinder, eben nicht solch ausgezeichnete Schwimmer, Hunderte hätten an dem Tag ihr Grab in den Wellen finden müssen.

„Nur wenige Minuten stand aber die Flut in der Höhe, dann floß sie zurück, so rasch wie sie gekommen, was sie gefaßt, und was sich nicht anklammern konnte an Busch und Baum, mit sich nehmend in offene See, bis wieder tief unter ihren niedrigsten Stand. Dann stürmte sie zum zweiten Mal heran, aber nicht mehr so hoch und zornig wie das erstemal, und wich wieder und kam zum dritten Mal und wogte und schlug und peitschte den Strand, aber jetzt nur noch wie ein eingefangener wildgejagter Renner, der noch springt, aber von seinem Zaum schon wieder fest und sicher gehalten wird und seine kurz gewonnene und rasch mißbrauchte Freiheit verloren hat.

„Die Gefahr für das Land war vorüber und ein zweites Heben des Meeres kaum zu fürchten, aber entsetzliche Verwirrung herrschte am Land, und in Verzweiflung suchten die unglücklichen Bewohner der Küste die Ihrigen jetzt zusammen in der zerstörten Heimat. Mütter liefen händeringend am Ufer auf und ab und riefen nach ihren Kindern — Kinder schrieen nach den Eltern — Weiber suchten ihre Männer, Männer ihre

Frauen, und Jammer und Wehklagen grenzte an jubelnde Scenen des Wiederfindens der Geliebten.

„Glücklicherweise lag gerade zu jener Zeit der englische Walfischfänger „Admiral Cockburn" dort in der Bai vor Anker. Der Kapitän desselben schickte augenblicklich, als sich das Wasser nur etwas wieder beruhigt hatte, seine Boote aus, denen Hilfe zu bringen, die von der furchtbaren Strömung in See hinausgeführt waren, und zwölf Schwimmer wurden durch die Bemühungen der Seeleute gerettet.

„Nur elf Personen kamen wirklich in den Wellen um, und die meisten von diesen waren sehr wahrscheinlich durch die Gewalt der Wasser gegen das Ufer oder Bäume geschleudert und dadurch ihrer Besinnung beraubt worden."

„Und warf der Berg dabei Feuer aus?" fragte Marie.

„Nein, mein Kind. Es ist möglich, daß die Lava vielleicht im Kessel gekocht und gegärt hat, aber es war in der Zeit gerade niemand oben, und von unten ließ sich kein Feuer entdecken. Jedenfalls hat aber die unterirdische Gewalt desselben ein Stück vom Meeresboden in der Nähe der Insel in die Höhe gehoben oder auch vielleicht gesenkt, weil eben das Wasser im Anfang zurückdrängte."

„Aber, Papa," sagte Fritz, „Du meintest vorhin, die Ebbe hätte ihren niedrigsten Stand erreicht, was ist das?"

„Ebbe und Flut," sagte der Vater, „ist eine höchst merkwürdige Erscheinung des Meeres, die wir an allen Küsten beobachten können. Zu regelmäßigen Zeiten nämlich und zwar immer in einem Zwischenraum von etwa sechs Stunden steigt und fällt das Wasser des

Oceans an den Küsten; also sechs Stunden hintereinander wächst es, bis es seinen höchsten Stand erreicht hat, und das nennt man die Flut, und von da an fällt es wieder sechs Stunden, bis es auf seinen niedrigsten Stand kommt, und den nennt man die Ebbe."

„Aber woher kommt das?"

„Ganz gewiß weiß man es nicht, liebes Kind," sagte der Vater; „aber man vermutet mit ziemlicher Sicherheit, daß der Mond einen Einfluß auf den beweglichen Ocean ausübt. Das aber zu verstehen, seid Ihr noch zu klein. Übrigens erreicht die Flut nicht an allen Stellen eine gleiche Höhe; an manchen steigt sie nur vier, fünf oder sechs Fuß, an anderen dagegen, wie zum Beispiel in dem Kanal, der England und Frankreich von einander trennt, bis vierzig Fuß, und das Wasser stürmt in diesem Fall, wenn die Flut beginnt, mit großer Gewalt dem Ufer zu. Da es aber immer genau seine Zeit einhält, so wissen es die Uferbewohner schon und können sich davor in acht nehmen."

„Giebt es auf den Südsee-Inseln auch eine Ebbe und Flut?"

„Gewiß, wie überall; doch steigt und fällt das Wasser hier nur höchstens sechs Fuß, und die Korallen zeigen immer deutlich an, wie hoch die Flut kommen kann."

„Und wollen wir jetzt nicht einmal an Land gehen, Papa?" fragte Fritz.

„Recht gern, mein Kind," sagte der Vater. „Da wir aber noch nicht bis an die Riffe gekommen sind, und der Nachtwächter schon geblasen hat, so dürfen wir heute Abend nicht mehr landen."

„Dort giebt es doch keine Nachtwächter!" lachte der Knabe.

„Allerdings giebt es die," sagte der Vater, „denn die Bewohner der Hawaiischen Inseln sind sehr civilisiert. Also jetzt zu Bett, und morgen wollen wir sehen, wie uns das Land gefällt."

Zweites Kapitel.

Die Hawaiischen oder Sandwichs-Inseln.

Am nächsten Abend bestürmten die Kinder den Vater lachend, er möchte ihnen doch etwas von den Hawaiischen Nachtwächtern erzählen. Der Vater versicherte ihnen aber ganz ernsthaft, daß es allerdings, wenn auch nicht auf Hawaii, doch auf Oahu Nachtwächter gäbe.

„Wir haben hier den merkwürdigen Fall," sagte er, „daß wir auf diesen Inseln, die am Ende des vorigen Jahrhunderts noch eine vollkommen uncivilisierte Bevölkerung trugen, jetzt ein fast kultiviertes Land finden. Der jetzige König heißt Kalakaua; der vorige hieß Kamehameha und war ein Nachkomme des Kamehameha I., der, Häuptling der einen Insel, sich in blutigen Kriegen nach und nach die ganze Gruppe unterwarf. Später kamen die Missionäre in das Land, belehrten nach nur geringen Schwierigkeiten die Eingeborenen zum Christentum und civilisierten den König dermaßen, daß er sich jetzt einen ordentlichen Hofstaat mit Ministern und allem Möglichen hält, eine europäische Uniform

mit großen Epauletten trägt und seine Hauptstadt Oahu nach dem Muster europäischer Städte mit einer ordentlichen Polizei und anderen civilisierten Einrichtungen versehen hat.

„Doch da wir gerade so dicht bei den hawaiischen Inseln sind, ist es auch der Mühe wert, daß wir einmal landen. So fahren wir denn jetzt, dicht vor der Stadt Honolulu, durch die Riffe, die hier eine breite, bequeme Einfahrt bilden, und betreten bald einen trefflichen, von Korallen-Blöcken aufgeführten und behauenen Damm. Rechts, etwas weiter von der Stadt entfernt, steht, von ein paar einzelnen Kokuspalmen umgeben, sonst aber auf ziemlich kahler Fläche, ein mächtig steinernes Gebäude, eine Kirche. Dicht vor uns ist ein anderes Gebäude, ebenfalls massiv aufgeführt, die Steuer oder Maut, und weitere europäische Wohnungen finden wir überall zerstreut. Dazwischen liegen freilich die Wohngebäude der hawaiischen Bürger, erbärmliche Hütten, aus Binsen geflochten, aber alle in breiten, regelmäßigen Straßen angelegt, in denen meistens Alleen von Tulpenbäumen stehen. An den Ecken kleben auch hie und da große Anschlag-Zettel in hawaiischer und englischer Sprache. Uniformierte Soldaten, wenn auch barfuß und sehr ruppig aussehend, schlendern umher, und eine Menge, in bunte Kattune gekleidete Eingeborene sitzen müßig am Strande. Auch einen Marktplatz finden wir, besonders reichhaltig mit Fleisch, Fischen und Gemüsen versehen, und die einzelnen, dazwischen aufschießenden Kokuspalmen und breitblättrigen Bananen geben der Scene ihren richtigen Hintergrund.

„Kaffeehäuser mit Billard und Kegelbahn könnt Ihr da finden. Chinesische Kaufleute und französische Fri-

seure, und nachts ziehen Wächter in den Straßen auf und ab — also wirkliche Nachtwächter, um Ruhe und Ordnung zu halten. Ihr seht daraus, wie weit die Leute schon civilisiert sind, nur daß noch alles trotzdem ein wenig wild bei ihnen ausschaut.

„Am meisten hat aber die Hawaiier der erste Friseur in Erstaunen gesetzt, der sich dort niederließ. Er brachte nämlich von Frankreich ein paar schön frisierte Wachsköpfe mit und stellte sie in sein Schaufenster, und die Insulaner glaubten nun, es wären das wirklich abgeschnittene Menschenköpfe. Sie sammelten sich in ganzen Scharen vor seinem Fenster, ja schienen sogar nicht übel Lust zu haben, ihm das ganze Haus einzureißen, so bös waren sie über die Grausamkeit, und er mußte endlich einige von ihnen hinein führen und ihnen zeigen, daß es nur nachgemachte Köpfe wären.

„Auf diesen Inseln wird besonders viel Zuckerrohr gebaut,*) dann aber auch Kaffee, Kartoffeln, Weizen und Indigo. Auf Hawaii sind außerdem sehr zahlreiche wilde Herden, die jedoch alle dem Könige gehören. Das Fleisch derselben verkauft er nachher durch seine Beamte den dort anlegenden Schiffen.

„Die Hawaiischen Inseln, die von den Engländern auch Sandwichs-Inseln genannt werden, sind nämlich ein Hauptsammelplatz für die Walfischfänger, d. h. für solche Schiffe, die nur in diese Wasser kommen, um jene großen Fische zu fangen und auszukochen, und den Thran dann nach Europa oder Amerika zu schaffen. Diese können natürlich nur im Sommer im Eismeer

*) Der Anbau des Zuckers hat jetzt (1881) auch schon Eisenbahnen hervorgerufen, die bestimmt sind, das edle Produkt von dem Innern der Insel schnell an die Küste zu bringen.

auf die Jagd fahren, im Herbst kommen sie dann nach den Sandwichs-Inseln, um frische Provisionen, Kartoffeln, Fleisch und Früchte einzunehmen, fahren darnach in die warmen Gegenden des Äquators, Spermfische zu fangen, und kehren im Frühjahr nach den Sandwichs-Inseln zurück, sich wieder zu einer neuen Sommerfahrt auszurüsten. Dadurch besonders sind diese Inseln ein bedeutender Handelsplatz geworden."

„Was sind Spermfische, Papa?" fragte Marie.

„Spermfische," lautete die Antwort, „gehören zum Walfischgeschlecht; sie heißen auch Cachelots oder Pottfische und sind dieselben Tiere, aus denen wir das Spermaceti oder Walrat für unsere Lichter bekommen. Der gewöhnliche Walfisch, der das Fischbein und den ordinären Thran liefert, hält sich am liebsten zwischen den Eisbergen und überhaupt in kälteren Gegenden auf. Der Cachelot oder Spermfisch dagegen liebt wärmeres Wasser."

„Und giebt es auf diesen Inseln auch wilde Tiere?" fragte Fritz.

„Nein, mein Kind," erwiderte der Vater. „Raubtiere gar nicht und sonst nur wild gewordene Rinder oder Ziegen. Da der König aber sämtliche Rinderherden für sein Eigentum erklärt hat, so darf natürlich niemand darnach jagen. Auch sehr wenig Vögel finden sich in den Bergen. Hier und da soll es wilde Truthühner geben, die aber auch jedenfalls von zahmen, dort hingeschafften, abstammen; dann kommt eine kleine Habichtart vor und einige unbedeutende Waldvögel. Ein paar von diesen kleinen Vögeln hatten aber sonst für die Insel große Wichtigkeit. Dunkel von Farbe, trugen sie in ihrem Gefieder, an der Schwanz- und

Flügelspitze, ein paar kleine goldgelbe und brennend rote Federchen, und nur diese wenigen Federn suchte man ihnen zu entreißen, um daraus prächtig schimmernde Mäntel und Kopfschmuck für ihre Könige und Häuptlinge zu verfertigen. Ihr könnt denken, wie viel tausend Vögel dazu gehörten, nur einen einzigen solchen Mantel herzustellen. Um aber die kleinen Tiere nicht ganz auszurotten, schoß man sie in früheren Zeiten mit stumpfen Pfeilen, daß sie betäubt herunter fielen; dann zupfte man ihnen diese Federn, die später wieder nachwuchsen, aus und ließ sie fliegen. Jetzt natürlich, wo die Insulaner civilisiert sind und eine Menge bunter Stoffe von den Weißen bekommen haben, werden jene kostspieligen Federmäntel nicht mehr gemacht."

„Also schießen sie auch mit Bogen und Pfeilen?" fragte Fritz.

„Jetzt auch nicht mehr," sagte der Vater, „und ich glaube kaum, daß sich noch auf allen jenen Inseln ein einziger Bogen findet. Doch finden europäische Waffen wohl hie und da Liebhaber, und die Soldaten tragen natürlich Säbel und Schießgewehr.

„Die Jagd verlohnt nicht der Mühe. Und was die Vegetation oder den Pflanzenwuchs der Inseln betrifft, so werden wir da wohl noch reicher bedachte auf unserer Reise finden. An wilden Früchten tragen die Wälder nicht so viel, als man wohl glauben sollte, und die höheren Berge bestehen, wie ich Euch schon gesagt habe, allein aus Lava. Nichtsdestoweniger trugen besonders diese Inseln, wie auch noch manche andere der Südsee, in früheren Zeiten ein sehr kostbares, wohlriechendes Holz — das Sandelholz, das die Europäer gern kauften und vorzüglich nach China schafften. Dort

wurde es teils zum Räuchern gebraucht, teils machte man wohlriechende Kästchen daraus. Der frühere König Kamehameha, der sehr viel Geld für seinen neuen Hofstaat brauchte, ließ denn auch dies kostbare Holz, so lange noch ein Stecken da war, abhacken, wo er es finden konnte, und verkaufte es an die Weißen, und erst als nichts mehr abzuhacken war, merkte er, daß er unrecht gethan hatte, ein so wertvolles Produkt so mutwillig auszurotten. Um das nun soviel als möglich wieder gut zu machen, ist jetzt strenger Befehl gegeben worden, daß für eine gewisse Reihe von Jahren kein Stock Sandelholz mehr abgeschnitten werden darf, um den Wurzeln Zeit zu lassen, wieder neue Schößlinge zu treiben und nachzuwachsen.

„Wie das Sandelholz aber auf den Höhen steht, wohin die Lavaschichten nicht mehr reichen, so liegen dagegen an den unteren Hängen der meisten Inseln die wichtigsten Anpflanzungen, und dort wird hauptsächlich alles gebaut, was sie zum Handel mit den Fremden brauchen. Der Eingeborene lebt indes noch so einfach wie früher, und sein fast einziges Nahrungsmittel besteht in der schon vorher erwähnten Taro-Wurzel. Er muß nämlich, damit die Häuptlinge alles das mitmachen können, was die Civilisation von ihnen verlangt, sehr viele Abgaben entrichten, und da bleibt ihm nur gar wenig für seine eigene Bequemlichkeit.

„Der Taro ist eine Wasserpflanze mit großen, breiten, pfeilförmigen Blättern. Die Felder, in denen man ihn anpflanzt, werden stets unter Wasser gehalten, und er treibt dort eine dicke, mehlreiche Wurzel. Diese wird gebacken, dann zu einem Brei zerstampft und entweder frisch gegessen oder in Blätter gewickelt und auf-

gehoben, bis er in Gärung übergeht, wodurch er einen scharfen, säuerlichen Geschmack bekommt. Auch die Art, wie sie ihn essen, ist eigentümlich. Sie thun den Brei in eine aus einem Flaschen-Kürbis geschnitzte Schale, fahren dann mit dem dritten Finger hinein und lecken ab, was daran hängen bleibt; das thun sie so lange, bis der Brei verzehrt ist, und oft mehrere aus einer Schale. Der Brei heißt Poë, und den Finger, mit dem sie ihn verzehren, nennen sie deshalb den Poë-Finger."

„Da möchte ich nicht mitessen!" sagte Marie.

„Wenn Du es eben nicht anders gewöhnt wärest und bei uns nie anders gesehen hättest, würde es Dir auch auf diese Weise schmecken, mein liebes Kind; das ist alles nur Gewohnheit. So fruchtbar ist übrigens das Land dort, daß ein einziger Acker, mit solcher Taro-Wurzel bepflanzt, vollkommen genügt, eine Familie auf Lebenszeit zu erhalten. Winter giebt es ja dort nicht, und die Wurzeln wachsen deshalb das ganze Jahr gleichmäßig fort.

„Diese Insulaner sind ausgezeichnete Schwimmer, und eines ihrer größten Vergnügen bleibt bis auf den heutigen Tag noch, mit einem schmalen, sechs oder acht Fuß langen Brett in die Brandung der Riffe hinaus zu schwimmen und von der Außenseite derselben sich mit den hohen Brandungswellen über die scharfen und spitzen Korallen hinwegschleudern zu lassen. Wenn sie nicht ganz geschickt dabei steuerten und fortwährend das schwanke Brett in voller Gewalt behielten, so wären sie verloren; aber sie wissen außerordentlich behende jeder Gefahr auszuweichen. Groß und klein, sogar schon Kinder von sechs bis sieben Jahren schwimmen im

wilden Jubel zu diesem gefährlichen Tummelplatze hinaus, und es sieht gar wunderbar aus, wenn auf dem Kamm der weißschäumenden Brandung ganz plötzlich zwanzig oder dreißig solcher braunen Gestalten sichtbar werden, einen Moment jauchzend auf dem Gipfel der donnernden Woge sitzen und im nächsten Augenblick unter der zusammenstürzenden Flut verschwinden. Im Nu sind sie aber wieder an der Oberfläche und, irgend eine schmale Einfahrt in den Riffen benützend, schwimmen sie, so schnell sie können, hinaus, ihr tolles Spiel von neuem zu beginnen.

„Diese glücklichen Menschen sind eigentlich von der Natur sehr reichlich bedacht, und mit einem herrlichen Klima und fruchtbarem Boden bei nur sehr wenig Bedürfnissen führen sie, seit sie ihre Kriege beendigt haben, ein ruhiges und zufriedenes Leben. Die wenige Arbeit, die ihre Taro-Wurzel erfordert, können sie leicht verrichten; außerdem wachsen doch im Wald manche wilde Früchte; die Fischerei verstehen sie ebenfalls vortrefflich, und die einzige Arbeit, die sie sonst hatten, war die Verfertigung der wenigen Kleidungsstücke, die sie brauchten.

„Frauen und Männer trugen früher nur einen Schurz um die Hüften, aber der Stoff, aus dem derselbe bereitet wurde, ist diesen Inseln eigentümlich, und ich will ihn Euch deshalb etwas näher beschreiben.

„Die Verfertigung desselben aus einer gewissen Art Baumrinde blieb meistens den Frauen überlassen. Die Männer schafften die Rinde herbei, die dann erst eine Zeit lang im Wasser weichen mußte, und richteten hiernach eine breite, mit scharfen Steinen glatt behauene Planke her, auf welche man die nun weich gewordene Rinde ausbreitete. Diese wurde nun zu einem Teig

zusammen geknetet, und war das geschehen, so setzten sich die Frauen und Mädchen lachend und singend rings umher; jede nahm zwei viereckige Klöppel von schwerem Holz in die Hand, und nun hämmerten alle nach dem Takt auf den zähen Teig los und schlugen ihn so lange, bis er die richtige und gleichmäßige Dünne für ihren Stoff hatte. War das geschehen, so blieb weiter nichts übrig, als das Zeug trocknen zu lassen oder es, wenn sie es weiß haben wollten, an der Sonne zu bleichen. Die Fasern der Rinde verbanden sich bei dem Auseinanderklopfen so fest mit einander, daß sie einen dauerhaften und dichten Kleiderstoff bildeten. Dies Zeug nannte man Tapa, und die Inseln trieben selbst untereinander Handel damit.

„Außerdem flechten sie noch sehr zierliche und weiche Matten aus Binsen, mit denen großer Staat getrieben wird, und die ihnen auch zugleich als Bett dienen."

„Aber wie sehen denn die Insulaner aus?" fragte Fritz.

„Ihre Hautfarbe ist braun, aber nicht dunkel, auch nicht so rötlich-braun, wie die amerikanischen Indianer; was den Körperbau anbetrifft, ist es ein schöner, schlankgewachsener Menschenstamm, mit langem, lockigem, seidenweichem Haar, kräftigem Körperbau und großen, dunklen Augen. Aber mit ihnen werden wir noch näher bekannt werden, wenn wir die anderen Inselgruppen besuchen, und deshalb denke ich, gehen wir jetzt lieber wieder in See. Der Wind ist ziemlich günstig, und wir wollen sehen, daß wir die südlich gelegenen Eilande erreichen können."

„Nun gut," sagte Fritz, „dann fahren wir eben mit dem Passat weiter."

„Ja, mein Kind," erwiderte der Vater, „das wäre schon recht, wenn wir denselben Passatwind, den wir hier oben haben, bis unter den Äquator behielten; aber Du erinnerst Dich wohl, daß, während er nördlich vom Äquator von Nord-Ost nach Süd-West weht, er südlich davon seine Bahn von Süd-Ost nach Nord-West hat. So wie wir also den Äquator passiert haben und nach jenem kleinen Archipel hinüber halten wollten, den Ihr auf der Karte als Marquesas-Inseln angegeben findet, so hätten wir den Wind gerade entgegen. Wir werden also gleich von Honolulu aus so dicht am Winde segeln, wie nur irgend möglich."

„Dicht am Winde segeln? wie machen wir das?"

„Wenn der Wind gerade dorthin weht, wohin man fahren will," sagte der Vater, „so nennt man das „vor" oder „mit dem Wind fahren"; wenn die Seeleute aber nicht auch mit anderm Wind von der Stelle kommen könnten, so würde es oft ganz unmöglich sein, eine größere Seereise zu machen, denn so, wie man ihn gerade braucht, kann man ihn sich nicht immer bestellen. Deshalb nun sind die Segel an den Masten mit ihren großen Stangen iu der Mitte befestigt, damit sie, jenachdem der Wind mehr von der rechten oder linken Seite kommt, darnach gedreht oder gestellt werden können. Kommt dann der Wind gerade von rechts oder links, so kann man noch sehr gut damit geradeaus fahren, und das heißt „mit halbem Winde segeln;" kommt er aber ein kleines wenig mehr von vorn, so geht es wohl immer noch, ist jedoch schon schwieriger, und das nennt man „bei dem Wind oder an dem Wind segeln."

„Und wenn er nun gerade von vorn kommt?" wollte Fritz wissen.

„Nun dann halten die Schiffe," sagte Marie.

„Nein, mein Herz," lachte der Vater, „draußen in der offenen See können sie nicht halten, sie würden sonst zurückgetrieben werden. In diesem Fall segeln sie erst eine Strecke nach rechts, so dicht am Wind, wie sie können, und dann wenden sie ihr Schiff, richten ihre Segel anders und fahren wieder dicht am Wind nach links hinüber, um dadurch wenigstens ein kleines Stückchen vorwärts zu rücken oder doch nicht zurückgetrieben zu werden, und das nennt man in der Seesprache „lavieren". So; jetzt laviert aber in Eure Betten, und morgen wollen wir sehen, welche andere Inseln wir noch besuchen können."

Drittes Kapitel.

Die gefährlichen Inseln.

Am nächsten Abend legte der Vater vor allen Dingen den Kindern die kleine Karte vor und zeigte ihnen, wie sich besonders südlich vom Äquator die meisten Inseln in dicht beieinander liegenden Gruppen von Ost nach West und Nord-West hinüber ziehen. Dazwischen lagen allerdings überall zerstreut einzelne kleine Eilande, und er erklärte ihnen, daß diese sämtlich von sehr geringem Umfang und ohne alle Bedeutung wären, auch oft nur aus nackten Korallen oder blankem Sande beständen. Die wenigsten von diesen sind auch bewohnt, die meisten

tragen nicht einmal einen Baum, und nur die Schildkröten und Seemöven besuchen sie, die ersteren, ihre Eier in den heißen Sand zu graben, die anderen, sie paarweise obenauf zu legen.

„Eine der schönsten Gruppen," erzählte jetzt der Vater weiter, „die in der Südsee liegen, sind jene Marquesas-Inseln, die auch fast ihre äußerste östliche Grenze bilden. Die Eingeborenen nennen sie Nukahiva-Inseln, nach der größten derselben, und in ihrem Äußern unterscheiden sich die Bewohner wenig von den Sandwichs-Insulanern, nur daß sie sich am ganzen Körper auf das reichste tättowieren."

„Tättowieren?" fragte Marie erstaunt, „was ist das?"

„Das ist freilich etwas," erwiderte der Vater, „worüber Ihr den Kopf schütteln werdet, und ein ebenso seltsamer, wie wunderlicher Schmuck. Sie ritzen sich nämlich mit scharfen Instrumenten, aber nach regelmäßigen Zeichnungen die Haut am ganzen Körper auf, und indem sie eine Farbe in die Wunde bringen, bleibt diese Zeichnung für immer in die Haut eingegraben und läßt sich nicht wieder abwaschen."

„Aber thut denn das nicht weh?"

„Gewiß schmerzt es ein wenig, doch nicht bedeutend, da ja nur die Haut geritzt wird. Außerdem ist es Mode bei ihnen, und da thun die Menschen alles, um sich, ihrer Meinung nach, schön heraus zu putzen. Als Farbe benutzen sie dazu den Rauch einer Nuß, die sie verbrennen, und die so ölreich ist, daß sie dieselbe auch als Licht verwenden. Die Zeichnungen selber stellen meistens Blätter oder Blumen, Bäume, Fische oder ziemlich einfache Verschlingungen von Linien dar. Seit sie aber mit den Europäern bekannt geworden sind,

haben sie auch manches Neue an diesen gesehen, was ihnen gefiel, und sie ahmen es dann in ihren Tättowierungen nach. Die Orden der Offiziere zum Beispiel, die diese im Tauschhandel nicht hergeben wollten, und die bunten Hosenmuster der Europäer, schienen ihnen am besten gefallen zu haben.

„Jetzt haben die Franzosen diese Inseln in Besitz genommen mit demselben Rechte etwa, als ob wir unsern Nachbar aus seinem Garten vertrieben und ihm sagten, daß wir ihn von nun an benutzen wollten. Die Eingeborenen widersetzten sich zwar im Anfang, aber gegen die Kanonen und Flinten der Europäer konnten die armen, nackten Wilden nichts ausrichten.

„Diese Marquesas-Inseln liegen aber nicht so, wie die übrigen Südsee-Inseln, von Korallenriffen umgeben. Ihre Ufer sind steil und felsig, und sie haben im Innern sehr hohe und dicht bewaldete Berge mit wundervollen Thälern. Segeln wir aber von hier fort und zwar den dichten, süd-westlich davon gelegenen Gruppen entgegen, so finden wir Hunderte von kleineren und größeren Inseln, die einzig und allein der Koralle ihre Existenz zu verdanken haben. Dorthin treffen wir auch ziemlich günstigen Wind, und wir kommen jetzt zu den Pomotu oder Gefährlichen Inseln."

„Wohnen dort so böse Menschen?" fragte Fritz.

„Oh nein!" lautete die Antwort, „die Eingeborenen derselben sind friedliche und harmlose Menschen; aber zwischen diesem Archipel geraten wir in eine Unzahl von ganz flachen, niedrigen Inseln und Klippen, von denen die letzteren nicht einmal alle bis an die Oberfläche der See hinaufragen, sondern oft noch darunter verborgen liegen und den gegen sie segelnden Schiffen verderblich

werden. Dort hilft auch kein Vermessen der See; denn fortwährend, wie die Koralle wächst, bilden sich neue Klippen, die mit den Jahren dann zu Inseln werden."

„Und kann man denn das Meer auch vermessen?" fragte Fritz.

„Ja, mein Sohn, das kann man allerdings. Freilich wird es auf andere Art vermessen wie das feste Land. Auf diesem gilt es, die Oberfläche zu bestimmen und auszurechnen, wie viel Quadratfuß ein bestimmter Platz eben nur an der Oberfläche hat. Bei der See aber muß man die Tiefe messen, und das geschieht vermittelst einer langen Leine, an welcher unten ein schweres Bleigewicht befestigt ist. Das Blei sinkt rasch bis zum Grund nieder, die Leine aber, an welcher mit bunten Lappen Zeichen für ein bestimmtes Maß angegeben sind, hält ein Seemann auf dem Schiff in der Hand. Sowie das Blei dann den Grund berührt, fühlt er es, und wenn sie es nun wieder an Bord ziehen, können sie genau sehen, wie tief es an der Stelle ist."

„Aber wer dann später wieder dorthin kommt, muß es immer wieder von neuem messen?" meinte Fritz.

„Zwischen diesen Korallenbänken allerdings, da sich der Boden nicht gleich bleibt, sondern von Jahr zu Jahr in die Höhe wächst; sonst aber kann man, wie ich Euch ja auch schon früher erklärt habe, diese Stellen so genau angeben wie fast auf dem festen Land. Die Längen- und Breitengrade werden dann nach der Sonne und mit den Instrumenten, die man hat, bestimmt und jede solche Klippe wie jede Insel auf der Karte verzeichnet. Hier muß ich Euch auch noch ein Wort erklären, das der Seemann nicht allein, sondern das auch wir im gewöhnlichen Leben brauchen. Wo nämlich eine Sand-

bank zum Beispiel so hoch im Wasser emporwächst, daß sie den Schiffen unter der Oberfläche gefährlich werden kann, sprechen die Seeleute von einer Untiefe. Ein einzelner Felsen bleibt natürlich immer nur eine Klippe; nur da, wo sich vom Grund des Meeres oder auch des Flusses eine größere Strecke Boden emporhebt, entsteht eine Untiefe."

„Aber Untiefe," sagte Fritz, „sollte doch eigentlich recht, recht tief bedeuten, wie zum Beispiel unendlich."

„Das klingt richtig, ist aber nicht wahr. Das kleine Wörtchen un steht bei „unendlich" und allen anderen, damit zusammengesetzten Wörtern, eben so wie bei Untiefe für das Wort ohne. Wie unendlich ohne Ende bedeutet, so heißt Untiefe: ohne Tiefe, also seicht oder flach im Wasser.

„Diese Pomotu-Inseln sind fast alle durch die Koralle entstanden, und da sich diese nicht über die Oberfläche der See erhebt, so könnt Ihr Euch denken, daß sie auch nicht sehr hoch sind. Die wunderlichsten Formen zeigen sie dabei, wie eben der Korallenbaum die Grundlage angegeben hat. Manche sind sichelförmig, manche ringförmig, mit einem tiefen, wassergefüllten Korallenbecken in der Mitte. Manche liegen in Streifen, kurz in allerlei Gestalt zerstreut umher. Wo sich aber fruchtbarer Boden auf ihnen angesetzt hat, da wachsen eine Menge Pflanzen und Bäume, und durch den Abfall der Früchte wie von Blättern und Zweigen oder verfaulenden Stämmen erhöht sich der Boden immer mehr.

„Dort nun gedeiht die Kokuspalme vortrefflich, und ohne sie könnte in der That kein Mensch diese Inseln bewohnen. Da die Korallen aus dem Meere empor-

wachsen, und es daher auch keine Berge giebt, so sind fast alle diese Inseln vollkommen wasserarm. Nur in der Regenzeit wären die Eingeborenen im stande, sich Regenwasser zu sammeln, und das würde jedenfalls im Sommer verdunsten und verfaulen. Durch die Korallen läßt sich eben so wenig ein Brunnen graben, denn etwas anderes als Seewasser würde er doch nicht geben. So sind die Einwohner jener niederen Inseln also einzig und allein darauf angewiesen, mit der Kokusnuß ihren Durst zu stillen.

„Ich weiß nicht, ob Ihr schon einmal eine Kokusnuß gesehen habt, — nicht? — nun gut; es ist eine Nuß mit sehr harter Schale, etwa von der Größe meiner beiden zusammengeballten Fäuste. Am Baum umgiebt dieselbe noch eine zwei bis drei Zoll dicke Basthülle, und wenn sie reif ist, setzt sie inwendig, fest an der Schale liegend, einen etwa halbzölligen Kern an und hat dann nur noch etwas Saft oder Milch, wie es genannt wird, in der Mitte. Ist die Nuß aber noch grün und weich, dann hat sie keinen Kern, sondern ist ganz vollgefüllt von einem süßen, kühlen Saft, so daß eine einzelne Nuß reichlich zwei Biergläser voll Saft hält. Man kann dann auch sehr leicht mit einem Messer durch die Schale schneiden, und diesen Saft trinken die Eingeborenen statt Wasser.

„Die Kokuspalme ist aber auch sonst ein äußerst wertvoller und wichtiger Baum für jene Leute. Aus den Schalen der Nüsse verfertigen sie sich Trinkbecher; aus dem Bast, der um die Nüsse sitzt, drehen sie sich Stricke; aus den großen Blättern des Baumes flechten sie Körbe; die Stämme benutzen sie zu ihren Hütten-pfosten, und der Kern der Nuß selber dient ihnen teils

zur Nahrung, teils zerstampfen sie ihn und lassen durch die Sonne das Öl herausziehen, das sie selber verbrennen oder an die Weißen verkaufen. Eine ausgewachsene Kokuspalme trägt dabei das ganze Jahr reife Nüsse, und mit nur wenigen solcher Bäume kann ein Mensch vollkommen gut leben. Blüten, halbreife und reife Früchte keimen zu gleicher Zeit und ununterbrochen daran fort.

„Eine andere für diese Inseln sehr wertvolle Pflanze ist der Pisang oder die Banane. Sie hat große, breite Blätter und treibt in einem einzigen Jahre einen Schaft oder Stamm von 12—16 Fuß Höhe und 6—8 Zoll Dicke. Dabei trägt sie nur einen einzigen, aber riesigen Fruchtbüschel, an welchem, von einem Stiel ausgehend, 60—80 verschiedene, längliche Früchte sitzen. In der Südsee und in Brasilien heißen sie Bananen, in Ost-Indien nennt man sie Pisang. Sie sind sehr nahrhaft, von angenehmem, süßem, aber nicht widerlichem Geschmack, und die Eingeborenen lieben sie sehr.

„Nicht nur von diesen Früchten leben die Insulaner der Pomotu-Gruppe, sondern namentlich von Fischen, die sie sehr geschickt zu fangen verstehen; teils angeln sie dieselben mit Perlmutterhaken, teils mit Netzen, die sie aus Bast genau so stricken, wie wir die unsrigen. Das ist überhaupt merkwürdig, daß alle Völker des Erdballs ohne Ausnahme, der australische Wilde sowohl wie der Eskimo, der Bewohner des Feuerlandes wie der Afrikaner genau dieselbe Art, ihr Netz zu stricken, haben, wie wir hier; ja sich fast ganz ähnlicher Instrumente dazu bedienen. Nach und nach müssen sie doch alle auf dieselbe Form des Knotens, als die haltbarste und zweckmäßigste ge-

kommen sein. Ihre Lebensmittel bereiten sie sehr einfach zu; größere Fische werden in Erdgruben gebacken, indem sie dieselben in Blätter wickeln, zwischen glühend gemachte Steine legen und mit Erde bedecken. Kleine Fische essen sie roh mit Seewasser und Kokusmilch.

„Zu ihrem Fischfang, und um von einer Insel auf die andere zu fahren, bedienen sie sich kleiner Kanoes*), die aus einem Baumstamm ausgehauen sind. In dem ruhigen Binnenwasser der Riffe geht das auch recht gut, wenn sie aber draußen in die größeren Wellen des Oceans kämen, so würden diese schwankenden, nicht besonders geschickt gemachten Fahrzeuge sehr leicht umschlagen. Da sind sie denn auf ein äußerst sinnreiches Mittel gefallen, das zu verhindern. Sie befestigen nämlich durch ein paar Querhölzer, die am Kanoe selber festgeschnürt sind, eine Art von Kufe in solcher Weise, daß sie, etwa drei oder vier Fuß vom Kanoe entfernt, mit diesem gleichlaufend, auf dem Wasser liegt. Wollen nun die Wellen das Kanoe nach der Seite hinüberdrücken, auf der die Kufe ist, so läßt sich diese nicht unter Wasser pressen und hält es im Gleichgewicht. Durch ihre Entfernung vom Fahrzeug läßt sie es aber auch nicht auf die andere Seite werfen, da sie sonst hoch und frei aus dem Wasser gehoben werden müßte; so können sie selbst bei unruhigem Wetter ganz sicher mit diesen kleinen Booten fahren, in denen sie, bei längeren Reisen, auch Segel aufsetzen.

„Verschiedene Arten Fische fangen sie noch draußen beim bloßen Hin- und Hersegeln auf eine sehr hübsche

*) spr.: Kanus.

Weise. Sie verfertigen aus Perlmutter einen kleinen Fisch, an dessen Schwanzende ein Haken befestigt ist. Diesen Fisch lassen sie an einer langen Leine hinter ihrem Boot herschleppen, und durch die Bewegung des Fahrzeugs, wie durch das Schillern des Perlmutters, das gleichmäßig durch das Wasser gezogen wird, werden die Fische, an denen es vorbeischwimmt, getäuscht, schnappen danach und sind gefangen. Nur davor müssen sich die Fischer in acht nehmen, daß ihnen nicht manchmal ein Hai den nachgemachten Fisch erwischt, die Leine abreißt und damit fortgeht."

„Hai? nicht wahr, Papa, das sind die großen Raubfische in der See?" rief Fritz, „die auch einen ganzen Menschen verschlucken können."

„Das sollten sie denn doch gewöhnlich bleiben lassen," sagte der Vater, „denn das müßte schon ein ungeheuer großer Haifisch sein, der einen ganzen Menschen verschlingen wollte. Übrigens giebt es in der That Haifische von solcher Größe, wenn auch nicht häufig. Doch auch die kleineren fallen den Menschen im Wasser an, reißen ihn mit sich in die Tiefe und verzehren ihn dort unten nach Bequemlichkeit. Die Matrosen auf den Schiffen hassen den Hai deshalb auch als ihren ärgsten Feind, und wo sie einen töten können, thun sie es mit dem größten Vergnügen.

„Einige europäische Schiffe treiben Handel mit den Bewohnern dieser Inseln und kaufen ihnen Perlmutter-Muscheln und Kokusöl ab; sonst haben die armen Leute freilich nichts für den Handel.

„Doch jetzt wollen wir die Segel wieder setzen und mit vollkommen günstigem Wind ein kleines Stückchen nach Westen fahren, wo wir eine reizende Gruppe von

Inseln finden. Habt Ihr schon einmal von der Königin Pomare gehört?"

„Ja, gewiß Papa! willst Du uns von der erzählen?" rief Fritz.

„Wir kommen jetzt zu dem Lande, wo sie wohnte, denn sie lebt nicht mehr; aber dazu brauchen wir einen neuen Abschnitt, denn mit den Gesellschafts-Inseln werden wir heute abend nicht mehr fertig. Also morgen mehr!„

Viertes Kapitel.

Die Gesellschafts-Inseln und ihre Bewohner.

„Fast mit den Pomotu-Inseln zusammenhängend," begann der Vater am nächsten Abend, „liegen die Gesellschafts-Inseln, etwa 17 Grad Süder-Breite, und Tahiti, die größte derselben, bietet das Schönste, was man sich von einer Landschaft denken kann. Diese Inseln sind wieder vollkommen vulkanischen Ursprungs, und ganz Tahiti besteht aus einem einzigen, mächtigen Berg, der jedenfalls früher ein Vulkan gewesen, und der jetzt in der Mitte voneinander- und in zwei Hälften gerissen ist. Korallen-Riffe umschließen die ganze Insel, lassen aber an verschiedenen Stellen Eingänge, selbst für größere Schiffe, die dort einen sichern Hafen finden.

„Tahiti, das einen einzigen pyramidenförmigen Berg bildet, ist wohl 7000 Fuß hoch, aber bis in seine

höchsten Kuppen mit herrlichem Wald bewachsen. Eine Unmasse der verschiedensten Bäume kommen hier vor; besonders ist der breite Streifen Land, der das eigentliche Gebirge rings umgiebt, außerordentlich fruchtbar, und auf diesen haben auch die Eingeborenen ihre Hütten gebaut und ihre Felder von süßen Kartoffeln angelegt."

„Süße Kartoffeln?" fragte Fritz, „die können doch dort nicht gefroren sein, daß sie süß wurden!"

„Nein," sagte der Vater, „die süße Kartoffel oder Batate ist ein ganz anderes Gewächs wie die unsrige; sehr mehlreich wie diese, aber von herrlichem, süßem Geschmack, daß man sie sogar roh essen kann. Gebacken schmecken sie fast wie Kuchen."

„Ei, dann möchte ich sie auch essen," rief Marie.

„Das glaub' ich," lachte der Vater, „aber die Eingeborenen dort haben auch noch manche andere gute Sachen. Sehr viele Pflanzen wurden durch die Missionäre von Brasilien herübergeschafft. So die Guayava oder Guiave, ein Strauch, der unserer Mispel gleicht und apfelartige Früchte trägt, und der in den Niederungen fast jede andere Vegetation erstickt. Auch Apfelsinen wurden von ihnen hierher gebracht und bilden jetzt ganze Wälder, und eine herrlichere Frucht als die tahitische Apfelsine läßt sich nicht denken. Außerdem brachten jene Männer noch eine Menge anderer Früchte hinüber, und mit Citronen, Orangen, wilden Kastanien, einer Menge Nüsse, Melonen und unzähligen andern Arten ist das ganze Land ein vollständiger Fruchtgarten.

„Herrliches, klares Wasser kommt dabei in Strömen aus den Bergen herunter. Die Banane wächst wild auf den Höhen; das niedere Land hat die prächtigsten

Kokuspalmen-Wälder, und die Binnenwasser schwärmen von Fischen.

„Auf Tahiti fanden die ersten Entdecker auch ein wildes Zuckerrohr, das von hier aus zuerst nach Brasilien versetzt wurde, und bis jetzt hat es sich noch als das beste und saftreichste Rohr der Welt erwiesen, wohin es auch immer gepflanzt wurde.

„Wie sich die Bewohner der Sandwichs-Inseln aber hauptsächlich von der Taro-Wurzel nähren, so bildet die Hauptnahrung der Eingeborenen auf diesen Inseln wie den westlich gelegenen Gruppen die Frucht eines höchst merkwürdigen Baumes und zwar des Brotfruchtbaumes. Er wächst ziemlich hoch, mit starkem Stamme und auszweigenden Ästen, trägt einzelne große Blätter, die fast so aussehen, als wenn man eine Hand auseinander spreizt, und eine Menge runder Früchte, von der Größe einer Kegelkugel. Diese Früchte sind außerordentlich mehlreich, und wenn man sie auch nicht gut roh essen kann, schmecken sie doch gebacken vortrefflich. Auch hier machen es die Indianer sehr gerne ebenso mit den Brotfrüchten, wie die Sandwichs-Insulaner mit der Taro-Wurzel; sie backen dieselben und legen sie in Gruben, bis sie in Gärung übergehen und säuerlich werden. Auf diese Art hält sich die Frucht auch länger, und sie können das ganze Jahr daran haben. Dieser Baum trägt nämlich nicht fortwährend Früchte, wie die Kokuspalme, sondern reift dieselben nur zweimal im Jahr.

„Die Brotfrucht enthält außerordentlich viel Nahrungsstoff, hat einen angenehmen, brotartigen Geschmack und ist ein wahrer Segen für diese Inseln.

„Außerdem halten sich die Eingeborenen aber auch noch zahme Schweine und Hühner; nur aus Rindfleisch

machen sie sich nichts, und doch laufen in den Bergen eine ziemliche Menge wilder Rinder und Ziegen herum. Jedenfalls wurden die ersten dieser Tiere von hier anlegenden Schiffen zurückgelassen, wie auch Kapitän Cook auf vielen Inseln Ziegen ausgesetzt hat. Natürlich befanden sie sich da äußerst wohl, Futter wuchs überall in Masse, wilde, reißende Tiere gab es nicht, und sie vermehrten sich außerordentlich stark.

„Gerade diese Gruppe, weil die große Insel so vielen fruchtbaren Boden enthält, ist von den Seefahrern am meisten besucht worden; die Eingeborenen sind schon lange zum christlichen Glauben bekehrt, und in neuerer Zeit haben sogar die Franzosen auch dieses schöne Land für sich in Anspruch genommen."

„Die kommen aber doch auch überall hin," sagte Fritz.

„Sie machen es nicht viel schlimmer als die Engländer," erwiderte der Vater, „und es mag ihnen wohl bequem gewesen sein, hier mitten in der Südsee einige gute Häfen zu haben, wo sie Niederlagen von Kohlen für ihre Dampfer und Munition für ihre Kriegsschiffe halten und fortwährend die besten, frischen Lebensmittel und vortreffliches Wasser bekommen konnten."

„Aber wer hat ihnen denn das Recht gegeben, die Insel zu nehmen?"

„Mein lieber Fritz; wer hat Columbus das Recht gegeben, Amerika in Besitz zu nehmen? Es ist eben das Recht der Stärkeren, das sie ausüben. Irgend ein Vorwand findet sich dann leicht, und haben sie erst einmal festen Fuß gefaßt, so sind sie nur schwer wieder wegzubringen. Die Insulaner haben sich allerdings, so wenig man ihnen das zutrauen sollte, aus Leibeskräften gegen

die Franzosen gewehrt und in ihren Bergen manche blutige Schlacht geliefert. Das Ende war aber voraus zu sehen; gegen die Kanonen konnten sie zuletzt nichts ausrichten und mußten sich unterwerfen.

„Jedenfalls war auch Eifersucht der katholischen Geistlichkeit in Frankreich auf die Fortschritte, welche die protestantischen Missionäre oder Glaubensboten Englands seit dem Jahre 1816 auf Tahiti gemacht hatten, mit im Spiel, und seit dem Jahre 1835 setzten sich katholische Missionäre auf Tahiti fest. Die französische Regierung leistete diesen sehr kräftige Hilfe und zwang die Königin Pomare, die Oberherrschaft der Franzosen anzuerkennen."

„Und was ist aus der Königin Pomare geworden?"

„Die war nur dem Namen nach noch Königin, hatte aber natürlich nichts mehr zu befehlen, und die Franzosen konnten thun, was sie wollten. Der jetzige König heißt Tamatoa.

„Durch den vielen Verkehr mit den Europäern haben die Insulaner nun auch freilich manches gelernt und manche Sitte von ihnen angenommen, ganz besonders die schlechten. Sie sind viel liederlicher, vergnügungssüchtiger geworden, als sie früher waren; im ganzen leben sie aber doch noch ziemlich so einfach, wie sie immer gelebt haben. Sie tragen allerdings keine Tapa mehr, sondern bunten Kattun und leichte wollene Stoffe, wohnen aber noch immer in ihren Bambushütten, und ihre Hauptnahrung besteht aus Früchten und Fischen. Hie und da haben sie sogar noch einige ihrer ältesten Sitten beibehalten, so z. B. reiben sie noch, wenn sie Feuer haben wollen, zwei Stücke Holz so lange aneinander, bis sie in Glut kommen. Das geht auch gar

nicht etwa so langsam, wie man wohl glauben möchte. Sie nehmen zwei Stücke ganz trockenes Holz, das eine größer, das zweite kleiner, vorn zugespitzt; das letztere fassen sie dann zwischen beide Hände, und indem sie, so fest sie können, darauf drücken, reiben sie es auf dem größern hin und her. Dadurch löst sich ein sehr feiner Holzstaub ab, der durch die starke Reibung bald anfängt braun zu werden und zu glühen. Sie brauchen kaum länger, als drei oder vier Minuten dazu, Feuer in solcher Weise hervor zu bringen.

„Waffen sieht man bei ihnen gar nicht mehr. Kriege mit andern Inseln führen sie nicht, und gegen die ihnen überlegenen Franzosen haben sie den Kampf aufgeben müssen. Arbeiten mögen sie aber auch nicht; die Natur bringt ja dort alles hervor, was sie brauchen. Für die Früchte, die sie an die Europäer verkaufen, und die überall wild bei ihnen wachsen, können sie sich leicht mit bunten Kleidern versehen, was sollen sie sich also mit großer Arbeit quälen? Daß aber der Müßigang keine guten Folgen für sie hat, könnt Ihr Euch wohl denken. Die Europäer haben sie außerdem Branntwein trinken gelehrt; das unmäßige, ungewohnte Leben hat neue Krankheiten bei ihnen erschaffen, und die Sterblichkeit ist in der letzten Zeit viel größer bei ihnen gewesen, als früher. Wie auf den Sandwichs-Inseln, so sterben sie nach und nach aus, und die Weißen können dann ungestört Besitz von dem ganzen Land ergreifen.

„Zu den Gesellschafts-Inseln gehören übrigens noch mehrere andere, die nicht ganz so groß wie Tahiti, aber doch auch von ziemlich bedeutendem Umfang und eben so schön und fruchtbar sind. Westlich von ihnen liegt die Gruppe der Cooks-Inseln, nach Kapitän Cook so

genannt, der auch die meisten dieser Eilande entdeckt hat. Sie unterscheiden sich aber fast in nichts von dem eben beschriebenen Eiland und tragen dieselben Früchte und Bäume, und nur die Menschen sind auf jenen Inseln, wo sie weniger mit Europäern zusammen kamen, noch einfacher und gutmütiger. Ihre Hautfarbe ist ein lichtes Braun, und man findet schöne Gestalten unter Männern und Frauen, mit offenen und ehrlichen Gesichtszügen und klugen Augen.

„Ehe wir Tahiti verlassen, um weiter westlich zu segeln, wollen wir uns doch einmal von den Eingeborenen eines ihres Kanoes borgen und ein wenig in dem stillen Binnenwasser der Riffe umherfahren.

„Draußen in See, wie ich Euch schon erklärt habe, herrscht fortwährend eine stärkere oder geringere Bewegung des Wassers, und es wogt hin und her. Hier aber, von den Riffen geschützt, liegt es still wie ein Teich, und man kann durch die klare Flut bis auf den Grund hinunter blicken. Merkwürdig sieht es aber da unten aus, denn der ganze Meeresboden besteht hier nur aus Korallenbänken, und die Koralle wächst, wie ich Euch gesagt habe, baum- oder strauchartig mit Stämmen, Ästen und Zweigen.

„Wenn man nun über eine Stelle hinfährt, wo das Wasser noch ziemlich tief ist, so sieht man unter sich in der klaren Flut nur einen matten, grün schimmernden Schein. Der Korallenboden ist aber sehr ungleich, wie überhaupt der Boden des Meeres, und wie der Grund seichter wird, sieht es auch genau so aus, als ob die Korallen unter uns emporgehoben würden und jeden Augenblick an die Oberfläche kommen könnten. Es ist das genau dieselbe Täuschung, die Ihr schon beobachtet

habt, als wir mit dem Kahn auf dem Fluß fuhren, wo auch die Bäume an uns vorbei zu laufen schienen.

„Ein wundervolles Schauspiel ist es aber, das sich jetzt plötzlich vor unsern Blicken in der Tiefe des Meeres zeigt. Tief hervor aus dem grünlichen Grunde steigen die knorrigen, breitzackigen Äste der Korallen, mit dem eigenen Schimmer, den ihnen das Wasser giebt, gefärbt, und ist es uns, als ob wir hoch in einem Luftballon schwebten und über weite Wälder und schattige Thäler, über Schluchten und Abhänge, über Wiesen und Ebenen dahinflögen. Manchmal sieht es aus, als wenn dazwischen ein Schloß mit Zinnen und Türmen stände, von Palmen überragt, und manchmal wie ein Fichtenwald, in den ein Sturm gefahren ist, der ihn zu Boden geschmettert hat. Dann kommt wieder eine tiefere Stelle, als ob man einen Ocean unter sich hätte, aus dem hie und da kleine, bewaldete Inseln hervorragten.

„Und wieder ändert sich das Bild, denn wie das Boot langsam über das stille Wasser gleitet, so wechseln, je nachdem der Grund höher oder tiefer liegt, auch die Landschaften, bis wir plötzlich dicht über den Wipfeln der zackigen Korallenbäume hinfahren und jetzt eine Masse von kleinen, wunderbar schönen Fischen erkennen können. Die kleinen Dinger finden in diesen rauhen Korallen vortrefflichen Schutz gegen größere Raubfische, denn überall haben sie Schlupflöcher, wo sie hineinfahren können, und wohin kein größerer Fisch im stande ist, ihnen zu folgen. Blaue, gelbe, rote, grüne, goldene, alle mögliche Arten spielten dort umher, und wunderliches Korallen-Gewürm, Seesterne, Stacheleier, Polypen und Muscheln sind überall sichtbar. Es sieht mit einem Wort reizend aus, und dazu die herrlichen Bäume am

Ufer mit den kleinen freundlichen Bambushäusern in ihrem Schatten, alles das giebt ein Bild, das Ihr Euch nicht schöner denken könnt."

„Da möchte ich auch mitfahren!" sagte Marie. „Das ist besser, als den ganzen Tag in den Pampas auf einem Pferd sitzen und Fleisch essen, welches unter dem Sattel gar geritten ist."

„Das glaube ich Dir," sagte lachend der Vater, „die süßen Früchte würden Dir wohl besser schmecken."

„Hatte denn die Königin Pomare ein recht schönes Haus?" sagte Fritz.

„Die Europäer haben ihr allerdings ein Holzhaus, nach unserm Geschmack, hingestellt," sagte der Vater, „aber sie mochte nicht darin wohnen und lebte lieber in einer gewöhnlichen Bambushütte wie die andern Insulaner auch. Überhaupt dürft Ihr Euch eine Königin oder einen König dieser Inseln nicht so denken wie unsere Fürsten. König Kamehameha auf den Sandwichs-Inseln und sein Nachfolger Kalakaua hat sich allerdings einen solchen europäischen Hofstaat zum Muster genommen. Da er aber den Fremden gar nichts und seinen eigenen Unterthanen nur sehr wenig zu befehlen hat, so schütteln die letzteren den Kopf darüber, und die Fremden lachen ihn aus.

„Fahren wir nun immer weiter westlich auf dem blauen Meere hin, so sehen wir hie und da wieder einzelne Berggruppen aus dem Meere emportauchen und kommen zu anderen Insel-Gruppen, die an Vegetation und Einwohnern den eben verlassenen ziemlich gleich sind. Die letzteren finden wir dort jedoch noch mehr in ihrem unverfälschten Zustand der Wildnis. Bei ihnen haben sich keine Europäer als nur höchstens einige

Missionäre oder von Schiffen weggelaufene Matrosen niedergelassen."

„Missionäre sind Geistliche, nicht wahr?" fragte Fritz.

„Gewöhnlich, ja," sagte der Vater; „man versteht unter einem Missionär einen solchen Mann, der in fremde Länder zieht, um heidnische Stämme zum Christentum zu bekehren. Es kommt auch öfters vor, daß dies Leute thun, die eigentlich keine wirklichen Geistlichen sind, aber Vertrauen genug in sich setzen, es auszuführen. Diese Missionäre leiten dann wieder sehr häufig Eingeborene an, unterrichten sie in allem, was sie brauchen, und machen sie ebenfalls zu Missionären, ihre Landsleute zu bekehren.

„Einige Insel-Gruppen haben sich aber bis jetzt noch hartnäckig jeder Bekehrung widersetzt; so z. B. die Fidschi-Inseln. Ihr findet sie unter dem 165. Grad westlicher Länge und genau in einer Breite mit Tahiti. Sie besitzen einige sehr große, fruchtbare Inseln und sind ein höchst kriegerisches, wildes Volk, von dem man sogar behauptet, daß sie zu Zeiten ihre Kriegsgefangenen verzehren."

„Das sind also Menschenfresser?" rief Marie.

„Leider ja," sagte der Vater, „man muß sie allerdings Menschenfresser nennen, wenn sie auch nur selten und meist immer nach der Aufregung und der Wut eines Kampfes sich dem greulichen Genuß hingeben.

Sonst sollen es ganz wackere Leute sein, die nur eben fest entschlossen sind, sich so lange als möglich ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Sie führen mächtige Bogen mit sehr langen, mit Widerhaken versehenen Pfeilen, schwere Lanzen, aus hartem Holz gemacht, und furcht-

bare Kriegskeulen. Auch in der Farbe unterscheiden sie sich schon etwas von den östlicher gelegenen Gruppen, denn sie sind weit dunkler, wenn auch genau von demselben Körperbau und ziemlich gleichen Sitten und Gebräuchen wie ihre östlichen Nachbarn.

„Durch den Verkehr mit den Europäern werden ihre wilden Sitten sich doch mildern, und in neuester Zeit kommen zahlreiche Kolonisten aus Australien an, von der Fruchtbarkeit der Fidschi-Inseln und den guten Häfen angezogen. Auch Engländer und Amerikaner haben sich dort angesiedelt.

„Je weiter wir nun auch nach Westen und gegen Australien zu kommen, je dunkler gefärbt sehen die Eingeborenen der Inseln aus, bis wir in Australien ganz schwarze Menschen finden, die sogenannten australischen Neger oder Schwarze. Alle diese Inseln haben aber noch die Vegetation von Tahiti, was auch durch die Meeresströmungen, die von Osten nach Westen gehen, ganz erklärlich ist. Früchte und Samen wurden, wenn nicht durch die Eingeborenen selber hingebracht, durch die Flut dort angeschwemmt und machten sich auf dem fruchtbaren Boden, den sie fanden, bald heimisch.

„Ganz verschieden von diesen Inseln, besonders an Vegetation und Boden, ist Neu-Seeland, das Ihr weiter südlich in jenen großen Inseln erkennen könnt, die vom 33. bis zum 46. Grad Südwester-Breite sich hinunter erstrecken.

„Es sind das zwei sehr große und eine kleine Insel, jedenfalls aber älter, als die sämtlichen übrigen, teils durch die Koralle, teils durch vulkanische Ausbrüche entstandenen Südsee-Inseln, was sich recht gut aus dem Gestein erkennen läßt, aus dem sie bestehen. Auch die

Pflanzenwelt ist hier eine ganz andere, denn diese Inseln gehören, wie Ihr seht, nicht mehr der heißen, sondern der gemäßigten Zone an. Ein steiler, vulkanischer Bergrücken durchschneidet sie von Norden nach Süden, und herrliche Waldungen decken zum großen Teil ihre Thäler und Ebenen; die Bäume haben aber schon mehr Ähnlichkeit mit den europäischen, und die Kokuspalme kommt hier nicht mehr fort.

„Das wichtigste Erzeugnis der Insel, mit dem ein sehr bedeutender Handel getrieben wird, ist der neuseeländische Flachs. Die Pflanze sieht aber ganz anders aus wie unser Flachs und gleicht genau den Blättern unserer Wasserlilie.

„Die Eingeborenen sind ein sehr kriegerisches Volk. Trotzdem haben die Engländer von einem großen Teil der Insel Besitz ergriffen, sich mit einigen Stämmen verbündet und diese durch Missionäre zum Christentum bekehrt und schon viel Land urbar gemacht. In neuerer Zeit ist sogar Gold auf Neu-Seeland entdeckt worden, und es sind viele Europäer von Australien hinüber gegangen, darnach zu graben.

„Eigentümlich ist, daß die Eingeborenen von Neu-Seeland viel mehr den nordamerikanischen Indianern, als den Bewohnern der Südsee gleichen. Sie sind kupferbraun, ziemlich dunkel von Farbe, mit schwarzem, straffem Haar, kräftig und untersetzt gebaut und viele von ihnen über den ganzen Körper tättowiert. Besonders das Gesicht zeichnen sie sich vollkommen regelmäßig mit dunkelblauen Linien, während die übrigen Insulaner wohl den Körper, aber nur selten das Gesicht tättowieren. Nur auf den Marquesas-Inseln geschieht dies ebenfalls, doch in etwas anderer Art.

„Ihre Kriege haben die Neu-Seeländer sehr grausam geführt, und als Siegestrophäe schnitten sie den erlegten Feinden die Köpfe ab, räucherten sie und bewahrten sie in ihren Hütten auf. Der Menschenfresserei waren sie früher auch ergeben.

„Gegenwärtig sind die Maoris — so heißen die Eingeborenen — fast insgesamt civilisiert. Sie haben sich der englischen Oberherrschaft gefügt. Auf der Nordinsel ist die Hauptstadt Auckland*) eine sehr ansehnliche Stadt geworden mit 20,000 Einwohnern, auf der Südinsel ist die Hafenstadt Dunedin schnell erblüht. Während aber die europäische Bevölkerung auf Neu-Seeland schon über 200,000 beträgt, zählen die Maoris nur etwa noch 50,000 Köpfe und gehen sichtlich dem Aussterben entgegen. Es geht ihnen wie den Indianern Amerikas.

„Doch nun von dieser großen Insel, die man das australische Großbritannien genannt hat, zu einer ganz kleinen, winzigen Insel. Sie liegt noch unter dem 50. Breitengrad und etwa 163 Grad westlicher Länge, südlich von Neu-Seeland. Die Insel an und für sich bietet nicht das geringste Merkwürdige, aber durch ihre Lage wird sie für uns interessant; sie heißt nämlich: die Insel der Antipoden oder Gegenfüßler."

„Was heißt das: Gegenfüßler?"

„Gegenfüßler sind die Leute, die uns gerade entgegengesetzt leben. Du weißt doch, daß die Erde rund ist? Gerade uns gegenüber nun, auf der andern Seite derselben, liegen die Antipoden. Wenn wir also bei uns hier einen senkrechten Brunnen graben würden,

*) spr.: Ahkländ.

mitten durch die ganze Erde hindurch, so kämen wir etwa an jener Stelle wieder heraus."

„Und die Leute dort stehen ebenso auf den Füßen wie wir hier?" fragte Marie kopfschüttelnd.

„Ja, mein Kind. Und davon ist eben das, was ich Euch schon früher erklärte: die Anziehungskraft der Erde die Ursache. Sie haben dort eben so gut den Himmel über sich wie wir hier, weil eben dieser unendliche, blaue Ätherraum die Erde nach allen Seiten rings umgiebt, während die Schwerkraft der Erde die Füße am Boden festhält, so daß niemand zu fürchten hat, in die blaue Luft hinaus geschleudert zu werden.

„Von den übrigen Inseln läßt sich Euch nun nicht mehr viel Besonderes sagen. Überall bilden sie, vom Ocean eingeschlossen, kleine, abgesonderte, für sich selbst bestehende Staaten und Reiche, mit eigenen Gesetzen, mit eigenen, wenn auch ähnlichen Religionen, Gebräuchen und Trachten. Nur die Sprachen der Gruppen sind verschieden, und man kann in der Südsee vier Hauptsprachen annehmen: die der Sandwichs-Inseln, die der Gesellschafts-Inseln, die von Neuseeland und den Fidschi-Inseln. Allerdings herrscht auf jeder Gruppe ein verschiedener Dialekt, aber zwischen einzelnen ist denn doch immer so viel Ähnlichkeit im Klang, daß man sich wenigstens verständlich machen kann.

„Je weiter wir aber nach Westen hinüberrücken, je deutlicher zeigt es sich, daß sich die helleren Eingeborenen jener Gruppen mit den schwarzen australischen Stämmen vermischten, und wir erreichen endlich das höchst merkwürdige und eigentümliche Land Australien selber, wo wir ganz fremde Tiere, ganz andere Menschen, ganz

andere Pflanzen finden, als in irgend einem andern Teil der Welt. Damit, liebe Kinder, müssen wir aber einen andern Abend beginnen; wir werden also morgen unsern Fuß auf australischen Boden setzen."

Australien.

Fünftes Kapitel.

Der Weltteil Australien.

Am nächsten Abend legte der Vater, wie er es versprochen hatte, eine Karte von Australien vor und sagte:

„Wir kommen hier zu einem durchaus neuen Erd- oder Weltteil; denn es ist ganz unrichtig, wenn man Polynesien und Australien zu einer zusammengehörenden Inselwelt vereinigen will. Australien bildet für sich ein vollständig abgeschlossenes Ganzes, das weder in seinen Pflanzen, noch Tieren, noch Ureinwohnern auch nur die geringste Ähnlichkeit mit den übrigen Inseln im Osten hat und deshalb auch nicht zu ihnen gezählt werden kann.

„Schon an diesem Blatt könnt Ihr die Eigentümlichkeit des ganzen Landes erkennen: es ist, als wollte es den Menschen das Eindringen in sein Inneres verwehren. Nur an den Küsten des südlichen und östlichen Teiles und dort auch eine kurze Strecke in das Land hinein findet Ihr Australien in bestimmte Distrikte eingeteilt und alle auch von Europäern in Besitz genommen und bewohnt. Das ganze Innere dagegen blieb uns bis jetzt nicht ganz zwar, doch größtenteils verschlossen, denn es ist eine weite, wasserleere Salz-

und Sandwüste, nur hie und da von einigen Streifen höheren und bewachsenen Landes, aber auch ohne Quellen, durchzogen.

„Trotzdem bietet es für uns Europäer das größte Interesse, denn es bildet in sich selbst eine vollkommen abgeschlossene, neue Welt, was Ihr bestätigt finden werdet, wenn ich Euch später von seinen merkwürdigen Pflanzen und Tieren erzähle.

„Entdeckt wurde das Land schon vor langen Jahren durch die Holländer, von denen es auch seinen ersten Namen Neu-Holland erhielt. Die Holländer konnten aber nicht viel damit anfangen. Im Jahr 1770 landete da zuerst in Botany-Bai Kapitän Cook, und die Bai erhielt deshalb den Namen der botanischen, weil man lauter neue und noch vollkommen fremde Gewächsarten dort entdeckte. Allerdings kannte man damals noch nicht den ganzen Umfang des Landes, aber die Engländer sahen doch, daß es groß genug sei, Nutzen daraus zu ziehen, und beschlossen, eine Straf-Kolonie für Verbrecher, die man nicht in England behalten wollte, darauf anzulegen.

„Schon acht Jahre später wurden die ersten Verbrecher hinübergeschafft und zwar nach derselben Bai, wo Cook zuerst gelandet war. Doch fand man bald einen besseren Platz und verlegte die Verbrecher-Kolonie nach dem ein paar Meilen nördlich gelegenen Jakson-Hafen, an dem jetzt die Hauptstadt Sidney liegt. Die Kolonie blühte auf; es kamen mehr und mehr unternehmungslustige Europäer, namentlich Engländer, um sich anzusiedeln; man unternahm auch Streifzüge in das Innere, überstieg zunächst die blauen Berge (2000 bis 3000′ hoch), und in neuester Zeit ist man sogar vom

Süden bis zum Carpentaria-Golf im Norden vorgedrungen.

„Australien ist allerdings wie eine Insel von lauter Wasser umgeben, aber es enthält einen Flächenraum, der Europa nur um ein geringes nachsteht, und hat deshalb auch jetzt den Namen erhalten: der australische Kontinent.

„Wie Ihr auf der Karte seht, so schneidet der Wendekreis ziemlich mitten hindurch, und das Land gehört deshalb in seiner südlichen Hälfte zur gemäßigten, in seiner nördlichen zur heißen Zone. Ziemlich genau dieser Grenze folgend, hält sich auch die Koralle, die wie bei den Südsee-Inseln die ganze nördliche Hälfte dicht umschließt und im Norden Australien fast mit der großen Insel Neu-Guinea verbindet; im Süden aber ist sie verschwunden, und der Ocean peitscht ungehindert gegen die Küste von Australien wie gegen die von Neu-Seeland an.

„So fest abgerundet ist dabei das ganze Land, daß es, im Süden ausgenommen, nur einzelne kleine Inseln um sich hat; Klippen dagegen genug, und diese wie die steilen Felsenküsten, die nur wenig sichere Häfen bieten, machen auch die Schiffahrt dort sehr gefährlich.

„Der südöstliche Teil des Landes scheint jedenfalls der von der Natur am besten bedachte zu sein. Dort seht Ihr auch die meisten Namen angegeben, denn teils hat der fruchtbare Boden der Thäler die Europäer veranlaßt, Ackerbau zu treiben, teils haben sich dort große Herdenbesitzer niedergelassen, um Schafe und Rinder zu ziehen, teils graben die Leute in jenen Bergen nach Gold, wovon man schon außerordentlich viel gefunden hat. Auch Edelsteine sind in den Gebirgen entdeckt;

äußerst reiche Kupferminen werden bearbeitet, und überhaupt scheinen die Berge mit einer Menge anderer Mineralien gesegnet. Das Land ist aber noch zu neu, als daß man schon jetzt alles untersucht haben könnte, und manche Entdeckung wird noch einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

„Im Süd-Osten sind auch die meisten Flüsse; eigentlich aber kann man sagen, daß ganz Australien nur einen einzigen wirklichen Strom hat, und das ist der Murray*), der in der südöstlichen Ecke des Weltteils, den sogenannten australischen Alpen, entspringt, nach Westen eine ziemliche Strecke durch das Land läuft und sich endlich wieder südlich in die See ergießt.

„Allerdings nimmt dieser eine Menge anderer Ströme auf, die ihm aber nur in der Regenzeit wirklich Wasser zuführen. Den ganzen Sommer hindurch hören sie auf zu fließen und bilden nur an ihren tiefsten Stellen stehende Lachen, in denen sich das Wasser hält und dort langsam verdunstet. Auch nur in diesem südöstlichen Teil hat Australien wirkliche Gebirge von ziemlicher Höhe, und die australischen Alpen erheben sich bis zu 7000 Fuß über die Meeresfläche, womit sie freilich noch lange nicht die Schneegrenze erreichen; aber einen großen Teil des Jahres hindurch tragen sie Schnee.

„Hier hat man das Gold gefunden, und die Arbeiter graben, um es zu erhalten, tief in die Erde hinein; bis sie auf Felsen kommen, und waschen den Grund, den sie da finden, mit Wasser durch.

---

*) spr. Mörrhee.

„Diese bergige Gegend ist natürlich auch die wasserreichste, denn, wo Berge sind, entspringen auch Quellen und bewässern die Thäler. Das ganze übrige Australien ist aber zur Erhaltung seiner Pflanzen und Tierwelt auf die Regenzeit angewiesen, welche die Flüsse wieder füllen muß, und dann auf den nächtlichen Tau, der in manchen Gegenden die Pflanzen ganz allein am Leben erhält.

„Nur im Norden des Spencer-Golfs finden wir zahlreiche Seeen; — es sind jedoch flache Lachen salzigen Wassers, und sie trocknen in der warmen Jahreszeit aus. Dann bedeckt sich der Boden mit weißen Salzkrystallen.

„Das Klima ist in der gemäßigten Zone Australiens, besonders im südlichen Teil, wohl trocken, aber äußerst gesund, und Seuchen oder gefährliche, ansteckende Krankheiten kennt man dort gar nicht. Im Norden dagegen ist es außerordentlich heiß und durch diese entsetzliche Dürre sogar weit heißer, wie in manchen dem Äquator näher liegenden Ländern.

„Das Innere des Landes ist, wie gesagt, noch gar nicht untersucht, und die einzelnen kühnen Menschen, die es wagten, gegen den Mittelpunkt Australiens vorzudringen, haben ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen müssen. Sorgfältiger dagegen hat man die Küsten erforscht, was auch mit weniger Gefahr verbunden war, denn, wenn man dort an Stellen kam, wo sich kein Trinkwasser fand, so ging man eben wieder zu Schiff und fuhr weiter. Nach allen Untersuchungen hat sich aber doch zuletzt herausgestellt, daß die ganze nördliche und westliche Küste, eine kleine Strecke in der Süd-West-Ecke abgerechnet, unbenutzbar sei. Nur ganz oben im Norden, im Meerbusen von Carpentaria, hatten die

Engländer einmal eine Kolonie angelegt, aber auch diese mußten sie wieder aufgeben, weil es ihnen an Trinkwasser fehlte.

„Das ganze Land scheint überhaupt von Salz durchdrungen zu sein. Sogar unter den Pflanzen werden wir später viele Gewächse finden, die vollständig salzig schmecken, und selbst im Adelaide-Distrikt, den Ihr auf der Karte angegeben findet, und der zum fruchtbarsten Teil des Landes gehört, hat alles Wasser einen, wenn auch oft kaum merklichen, salzigen Geschmack. Hie und da tritt derselbe aber so scharf hervor, daß an manchen Stellen nicht einmal Brunnen gegraben werden können."

„Aber woher kommt das Salz?" fragte Marie.

„Das weiß man nicht, mein Kind. Da das Land im Innern tief ist, glauben viele, daß sich dort das Seewasser gehalten hätte, als der ganze Kontinent aus dem Meer gehoben wurde. Während die wässrigen Teile verdunsteten, blieb dann der salzige Niederschlag zurück und durchzog den ganzen Boden. Man findet auch jetzt noch im Innern weite Strecken festen Salzes, das drei, vier und mehr Zoll dick wie eine Eiskruste den Boden überzieht. Alle Versuche, in solchen Gegenden nach Wasser zu graben, sind deshalb vollständig nutzlos, denn, wenn man wirklich Wasser bekäme, würde es so salzig sein, daß weder Menschen noch Tiere es trinken könnten.

„In der südwestlichen Ecke von Australien seht Ihr noch eine Stelle, von der die Engländer ebenfalls Besitz genommen haben. Hier sind wieder einige Gebirge, wenn auch lange nicht so hoch als die im Süd-Osten, und es findet sich deshalb Wasser genug, Europäern den Aufenthalt möglich zu machen. Die ganze übrige West-

und Nordküste, auf einer Strecke von vielen hundert Meilen, liegt dagegen noch vollständig unbenutzt und wird wohl auch kaum zu etwas anderem verwandt werden können, als hie und da zu einem Weidegrund für Schafe.

„Höchst interessant ist die äußerste, nördliche Grenze des Landes. Ihr seht, daß dort nach Neu-Guinea zu Australien in einem spitzen Vorgebirge ausläuft. Das Meer nun, welches zwischen Australien und Neu-Guinea liegt, ist vollständig mit kleinen Korallenklippen und vulkanischen Inseln besäet, und eine kurze Strecke östlich davon läuft sogar eine feste Mauer von Korallenriffen von Australien bis Neu-Guinea hinauf, in der man nur sehr wenige enge Kanäle findet, welche Schiffe passieren können. Gegen diese Korallenriffe brandet der stille Ocean, und zwischen jener Spitze, die Kap York genannt wird, und Neu-Guinea ist die See, von den Korallen geschützt, fast immer glatt wie ein Spiegel. Nur bei heftigem Sturm kommt das Wasser in Bewegung.

„So viele Inseln und Klippen liegen aber dort, daß die zwischen ihnen hindurch fahrenden Schiffe nur bei Tag segeln können und nachts ihren Anker auswerfen müssen, den nächsten Morgen wieder abzuwarten. Der Grund ist auch dort nicht tief und selten mehr als 40 oder 50 Fuß. Bei sehr tiefem Wasser kann nämlich ein Schiff nicht ankern, denn der Anker ist ein großes, schweres Eisen mit Haken, das an einer langen, sehr starken Kette hängt. Ist nun das Wasser nicht zu tief für die Kette, und will das Schiff dort liegen bleiben, so machen die Matrosen den Anker los und lassen ihn nieder, bis er den Grund des Meeres er-

reicht; dort hakt er sich ein und hält das Schiff fest, daß es die Strömung oder der Wind nicht von der Stelle treiben kann. Will dann das Schiff wieder fortfahren, so wird der Anker durch starke Winden, die auf dem Schiff befestigt sind, wieder in die Höhe gezogen. Ist dagegen das Wasser so tief, daß der Anker an seiner Kette den Grund nicht erreichen kann, so vermag er also auch nicht in denselben einzuhaken und das Schiff fest zu halten.

„Alle diese kleinen Inseln sind unbewohnt, und nur vom Kontinent aus und von den größern Inseln kommen die Eingeborenen manchmal auf Besuch dorthin und halten sich eine Zeit lang auf, um Fische zu fangen, von denen es zwischen den Korallen eine große Masse giebt.

„Was die australischen Grenzen betrifft, so sind sie sehr leicht zu merken, das Meer fließt ringsum, hat aber verschiedene Namen. Im Osten ist es noch das Stille Meer, im Norden und Westen nennt man es das Indische und im Süden das Australische Meer, das sich von da an bis zur Eiszone oder dem südlichen Eismeer hinab erstreckt.

„Die Einteilung eines noch so wenig bekannten und benutzten Landes ist dabei natürlich nur sehr unvollkommen und geht allein von den Engländern aus. Früher war es auch nur eine einzige Kolonie, Neu-Süd-Wales genannt, die sich an der östlichen Küste hinzog; jetzt, da fortwährend neue Einwanderer dazu kamen, und immer mehr neues, nutzbares Land aufgefunden und teils bebaut, teils zu Weidegründen verwandt wurde, machte man mehrere Kolonieen aus der einen, und so zählen die Engländer jetzt fünf verschiedene

in Australien. Ihr findet sie auch auf der Karte angegeben; die an der Ostküste, die noch bis Kap York hinaufläuft, von der Moreton-Bai nördlich hinauf aber keine einzige Ansiedlung mehr hat, heißt noch immer Neu-Süd-Wales. Australia Felix oder Melbourne-Distrikt liegt zwischen dem 159. und 165. Grad östlicher Länge von Ferro, und westlich von diesem Distrikt vom 159. Grad beginnt die Grenze der Kolonie Süd-Australien, die sich bis zum 150. Grad westlich erstreckt oder vorläufig bis dahin bestimmt ist. Das Land westlich davon ist nämlich, wie Ihr auf der Karte seht, noch von niemand in Besitz genommen und kann jeden Augenblick dazu gezogen werden, ein oder die andere Kolonie zu vergrößern oder auch eine neue zu bilden. Ganz in der südwestlichen Ecke liegt die Kolonie West-Australien, und die sehr fruchtbare und jetzt vollständig von Weißen bewohnte, große Insel Vandiemens-Land, die aber in jeder Hinsicht mit zu Australien gehört, bildet die fünfte und letzte Kolonie im Süden des australischen Kontinents.

„Um Euch nun den Überblick über die Karte zu erleichtern, ist der Teil der Küste, den die Europäer noch nicht in Besitz genommen haben, durch einen schwarzen Rand angedeutet, was zugleich die Farbe der Eingeborenen anzeigt; die bestehenden Kolonieen dagegen, die sämtlich den Engländern gehören, sind rot gemalt, und die Namen derselben findet Ihr in jeder einzelnen angegeben.

„Die Benennungen der verschiedenen Küstenstriche an der Nord-West- und Südküste stammen fast durchgängig noch von den ersten Entdeckern, den Holländern, her.

„So, Kinder, jetzt habe ich Euch einen ungefähren

Überblick über das Land gegeben; seine merkwürdigen Tiere und Pflanzen wollen wir aber ein andermal durchnehmen. Ihr habt Euch auch hier nicht viele Namen von Flüssen und Gebirgen zu merken und werdet deshalb das Ganze leicht behalten."

Sechstes Kapitel.

Die Eingeborenen Australiens und die weißen Kolonisten.

„Wie wir durch ganz Amerika," begann der Vater seine nächste Erzählung, „fast nur einen einzigen Volksstamm rotbrauner Menschen mit langen, straffen, fast schwarzen Haaren haben, so findet sich auch hier in Australien nur ein einziges Volk, das aber keinenfalls, wie viele Leute annehmen, von Malayen und Negern herstammt, sondern ganz für sich eine eigene Rasse bildet: die australischen Schwarzen.

„Es sind meist schlanke, eher mager als fette Menschen, mit schwarzer Haut, aber nicht so glänzend schwarz als die afrikanischen Neger, sondern eher ins Graue hinüberspielend. Sie haben auch kein wolliges Haar wie die Neger; es ist, wenn auch schwarz, doch sehr weich und gelockt, und die Männer tragen fast alle ihren vollen Bart, der ihnen oft über den Hals bis auf den Nacken wächst.

„Was ihre Kleidung betrifft, so braucht kein Stamm der Welt weniger Stoff dazu wie sie, denn im Sommer

gehen sie alle ohne Unterschied vollkommen nackt, und nur im Winter tragen jene Stämme Australiens, die den südlichen, also auch kältesten Teil bewohnen, einen Mantel aus Fellen vom Opossum, einem kleinen Tier, das sich in den Wäldern sehr häufig findet.

„Es sind das noch Wilde im wahren Sinne des Worts. Sie haben nicht einmal eine Religion, denn sie glauben nur an einige böse Geister, obgleich auch bei ihnen die Ahnung eines Fortlebens nach dem Tode besteht. Wie das aber einmal wird, darüber zerbrechen sie sich sehr wenig den Kopf. Nur daß sie in den Himmel kommen, glauben sie und halten die Sterne für die Lagerfeuer der früher Gestorbenen und die Milchstraße für den Rauch derselben. Auch unter diese Stämme sind die Missionäre gegangen und haben Versuche gemacht, sie zum Christentum zu bekehren, doch ohne den geringsten Erfolg. Es fehlt ihnen dabei keineswegs an geistigen Kräften; die Kinder, die von den Weißen in die Schule genommen sind, haben sehr rasch die englische Sprache und Schreiben, Lesen und Rechnen gelernt; wenn sie wollten, könnten sie leicht begreifen, was man ihnen sagt, und dann auch später ihre eigene Lage wesentlich verbessern. Das fällt ihnen aber nicht ein. Kein australischer Stamm treibt den geringsten Ackerbau oder dächte nur daran, ein Samenkorn in die Erde zu legen, um Fruchtbäume daraus zu ziehen, wie es fast alle andern wilden Stämme thun. Er lebt von dem, was er im Walde findet, so wenig das immer ist, und von der Jagd und Fischerei, und für das übrige läßt er den lieben Gott sorgen.

„So lässig sind die Stämme dabei, daß sie sich nicht einmal eine Hütte als Wohnung bauen. Sie

zünden ihr Feuer unter dem ersten besten Baum an, den sie erreichen können, und nur bei Regenwetter oder heftigem Wind, vielleicht auch bei einem Schneegestöber im Winter, schlagen sie große Stücken Baumrinde los, stellen sie mit den Spitzen zusammen und lehnen einen Stock dagegen, daß sie wenigstens von der Windseite geschützt sind. Solche halbe Hütten nennen sie eine Gunya.

„Auf irgend welche Bequemlichkeit machen sie gar keinen Anspruch, liegen nachts auf dem kalten Erdboden, wandern am Tag durch Sturm und Regen mit dem nackten Körper und leben von allem, was sich nur irgend kauen und verschlucken läßt. Wild und Fische gehören dabei natürlich zu den Delikatessen, denn wilde Früchte giebt es fast gar nicht im australischen Busch, wie man den Wald dort nennt, obgleich er nicht selten aus hohen und stattlichen Bäumen besteht. Käfer, Insektenlarven, Engerlinge, Muscheln, Wespen-Maden, kurz alles verzehren sie, was sie bekommen können, und fehlt es ihnen daran, so begnügen sie sich auch mit gewissen fleischigen, saftigen Pflanzen, ja selbst, wenn es nicht anders geht, mit der innern, weichen Rinde mancher Bäume und Gewächse; wie das ausschwitzende Harz derselben eines ihrer liebsten Nahrungsmittel ist.

„Ihre Waffen bestehen sämtlich aus Holz, sind aber nicht ungeschickt und manche sogar äußerst sinnreich verfertigt. Die merkwürdigste davon ist der sogenannte Bumerang, ein ziemlich sichelförmig gebogenes, flaches, etwa 1½ Fuß langes Stück Holz, das sie nach ihren Feinden oder dem Wild schleudern und das, wenn es sein Ziel verfehlt, ohne den Boden zu berühren, einen Bogen in der Luft beschreibt und wieder zu dem Werfenden zurückkommt."

„Aber wie ist das möglich?“ rief Fritz, „wenn man etwas wegwirft, und es nirgends gegenprallt, so kann es doch nicht wieder zurückkommen.“

„Und doch thut es der Bumerang,“ sagte der Vater. „Er ist aus hartem, schwerem Holz verfertigt; durch die sichelförmige Gestalt aber begünstigt, durchschneidet er die Luft so lange, bis er zur Seite gedreht wird, und fliegt dann eben so rasch zurück, wie er fortgeschleudert wurde.

„Für die Jagd selber bedienen sie sich meist kurzer oder längerer Wurfspeere mit oder ohne Widerhaken, je nach den verschiedenen Stämmen, und auch hierbei haben sie eine eigene Vorrichtung, den Speer weit und kräftig zu schleudern. Sie gebrauchen dazu einen Hebel, ein kurzes Holz von etwa drei Fuß Länge, mit einem hölzernen Haken am untern Ende. Der Speer hat hinten eine kleine Vertiefung, in diese setzen sie den Haken, bringen die Waffe dann in eine zitternde Bewegung und schleudern sie 60 bis 80 Schritt mit außerordentlicher Sicherheit.

„Zum Fischen benutzen sie teils Netze, die sie genau auf dieselbe Weise flechten wie wir, teils Angelhaken, wo sie solche von den Weißen bekommen können, teils hölzerne Harpunen mit scharfen Gräten unten als Spitze und Widerhaken. Sonst führen sie in ihren Kriegen aber auch noch einen kleinen kurzen Schild, der nur in der linken Hand gehalten wird, und eine kurze Keule von schwerem Holz mit der Wurzel als Kolben, aber von nicht ganz zwei Fuß Länge. Diese Knüppel haben indes Gewicht genug, einen Schädel zu zerschmettern.

„Merkwürdigerweise findet man in ganz Australien keinen einzigen Stamm, der Bogen und Pfeile führt,

obgleich sich manche ihrer Hölzer recht gut dazu eignen würden.

„Nur allein fast auf Fleischnahrung angewiesen, sind die australischen Wilden auch ein bitterböses Volk, voll von Aberglauben, Tücke und Blutdurst, und die Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen hören nie auf. Deshalb wurde es den Engländern auch sehr leicht, das Land in Besitz zu nehmen, denn bei dieser Zerspaltung in einzelne Stämme dachte kein Stamm daran, seinen Nachbarstamm zu unterstützen. Im Gegenteil, sie freuten sich, wenn von den Engländern ein Teil erschlagen wurde, weil sie dadurch so viel Feinde weniger zu haben glaubten. Daß die Reihe dann auch an sie kommen würde, daran dachte keiner. Niemand getraut sich dabei über die Grenze seines Stammes hinaus, weil er ganz sicher weiß, daß er überfallen und erschlagen würde; und selbst die Weißen sind nicht vor ihnen sicher, wenn sie nicht Feuerwaffen bei sich führen.

„Da freilich, wo die Weißen größere Kolonieen haben, getrauen sich die Wilden nicht mehr, sie anzugreifen, denn sie wissen, daß ihnen die Strafe auf dem Fuß folgt. Aber untereinander führen sie trotzdem ihre Kriege noch immer fort, und wehe dem Feind, der ihnen in die Hände fällt! er ist rettungslos verloren. Voll von Aberglauben haben sie die feste Meinung, daß sie selber die Stärke des besiegten Feindes noch zu ihrer eigenen erlangen können, wenn sie sich mit dessen Fett einreiben. Sie schlagen deshalb auch alle die Unglücklichen, die sie bewältigen können, nieder, schneiden ihnen den Leib auf und nehmen ihr Nierenfett, mit dem sie sich bestreichen und dann sehr stolz umhergehen.

„Schmuck tragen sie fast gar nicht, und nur eine Art

von rauher Tättowierung kommt bei ihnen vor, die aber nicht bloß in einer Zeichnung auf die Haut besteht. Mit rauhen Muscheln oder scharfen Quarzsteinen reißen sie sich auf Schultern und Brust die Haut tief auf, daß es, wenn es nachher wieder heilt, hohe und häßliche Narben werden. Diese Verzierung gilt bei ihnen für eine Schönheit.

„So einfach wie ihre Waffen sind, so einfach sind auch ihre Fahrzeuge, mit denen sie in der Regenzeit die Ströme befahren. Alle andern Völker fast suchen etwas darin, ihre Fahrzeuge nicht allein bequem und sicher herzustellen, sondern auch zu verzieren. Die nordamerikanischen Indianer besonders haben eine große Fertigkeit, aus Birkenrinde geschmackvolle und sehr schnell fahrende Kanoes herzustellen. Viele Bewohner der Südsee, die ihre Boote aus einem einzigen Stamm aushauen, versehen dieselben mit den wunderlichsten Schnitzereien und schmücken Vor- und Hinterteil mit Federn und andern Zieraten. Nur die australischen Indianer denken nicht daran.

„Einige ihrer Baumarten schälen die Rinde sehr leicht ab, von diesen stoßen sie ein Stück Rinde los, so groß, wie sie es etwa zu einem Kanoe gebrauchen, und legen es auf den Strom; vorn und hinten läuft dann gewöhnlich das Wasser hinein; um das zu verhindern, bauen sie an den Stellen einen kleinen Damm von Lehm vor, und ihre Kanoe ist fertig. Es kann natürlich nur höchstens zwei Personen tragen, und die geringste falsche Bewegung füllt es mit Wasser und läßt es sinken. Daraus machen sie sich aber sehr wenig; ihre Kleider werden doch nicht naß dabei, ihren hölzernen Waffen schadet es nichts, und sie schwimmen dann eben ans

Ufer. Geschicktere Leute im Wasser als die Australier giebt es fast in keinem Land der Welt.

„Einige ihrer Ströme sind sehr fischreich, besonders der Murray. Er enthält eine Masse der delikatesten Fische und besonders viele Hummer, die ein Lieblingsgericht der Wilden bilden. Haben sie nun Angelhaken, so versuchen sie mit diesen sie zu fangen; haben sie die aber nicht, so nehmen sie eine kurze Harpune in die Hand, tauchen unter und suchen nun unter den in das Wasser gestürzten Baumstämmen oder auf dem Grund nach ihrer Beute. Unglaublich lange Zeit können sie unter Wasser aushalten, und wo sie einen Fisch oder Hummer finden, durchstoßen sie ihn geschickt mit der Harpune und bringen ihn ans Ufer.

„Eine Regierungsform haben sie fast gar nicht, und die alten Leute sind jedesmal die ersten im Stamm, denen aber auch kein weiteres Vorrecht gestattet ist, als daß sie alles essen dürfen, was ihnen vorkommt. Den Knaben, Mädchen und Frauen sind nämlich eine Menge Sachen, besonders die besten Stücken vom Wild und andere Delikatessen als ihrer Gesundheit nachteilig verboten. Die Alten wissen aber recht gut, daß *sie* alles verzehren können, ohne den geringsten Schaden dadurch zu leiden.

„Merkwürdig ist, daß verschiedene Stämme ziemlich weit im Innern und an Stellen existieren, wo ihnen das Land nicht eine einzige Quelle mit Trinkwasser bietet. In der Regenzeit können sie sich da wohl helfen, denn das Regenwasser sammelt sich an tieferen Stellen und hält sich in Lachen viele Monate lang. Im Sommer sind sie aber einzig und allein auf einen Busch angewiesen, mit dem die Natur auf höchst wunderbare

Weise diese wasserarme Gegend gesegnet hat. Im vollkommen dürren Boden wächst dieser sogenannte Malley-Busch mit schmalen, trockenen, harzigen Blättern und festen, holzigen Schößlingen, aus denen die Wilden zugleich ihre Wurfspeere verfertigen. Das Merkwürdige an dem Busch aber ist die Wurzel, denn diese enthält eine große Menge süßen, trinkbaren Wassers.

„Um es zu erhalten, nehmen sie ein Stück Baumrinde, graben dann eine Anzahl von diesen Wurzeln aus, brechen sie in Stücke, legen sie in die Baumrinde hinein, und in kurzer Zeit läuft genug Wasser heraus, einen guten Trunk davon zu thun. Zum Waschen haben sie allerdings nichts übrig, halten das aber auch nicht für nötig, reiben sich mit Fett ein und befinden sich vollkommen wohl dabei.

„Die Schwarzen nun, die in der Nähe der Ansiedlungen von Weißen leben, dürfen allerdings nicht nackt umherlaufen, und man gestattet ihnen nur, in die Städte zu kommen, wenn sie ein Hemd an oder einen Fell-Mantel umgehangen haben. Dem müssen sie sich auch fügen; aber sie leiden nur höchst ungern einen solchen Zwang, und so wie sie wieder in den Busch kommen, werfen sie die lästigen Kleidungsstücke ab.

„Unter diesem wilden, keiner Kultur zugänglichen Volk nun haben sich die Engländer niedergelassen, und da sie gar nicht danach frugen, wer der rechtmäßige Besitzer des Bodens sei, und überhaupt keine Umstände mit den Schwarzen machten, so wurden diese Meile nach Meile in die Wildnis zurückgedrängt. Bis jetzt hatten sie von Wild gelebt, das aber erlegten die Weißen selber oder verscheuchten es aus der Nachbarschaft, und wenn die armen Teufel von Schwarzen jetzt nicht einem ihnen

feindlich gesinnten Stamm ins Gebiet fallen wollten, von dem sie ohne weiteres totgeschlagen wurden, mußten sie bei ihren weißen Feinden betteln. Ja, sie durften sich nicht einmal mehr Holz zu ihren Feuern auf demselben Grund und Boden nehmen, der ihnen gehörte. Zum Arbeiten waren sie aber doch zu faul; es widerstrebt einmal ihrer Natur, und sie gingen lieber zu Grunde, als daß sie sich auf andere Weise ihren Lebensunterhalt erwarben.

„Besser wußten die Engländer den Boden zu benutzen. Ich habe Euch gesagt, daß die englische Regierung von Anfang an eine Strafkolonie aus dem Land machte. Eine Menge Verbrecher wurden hinüber geschickt und diese keineswegs müßig in Gefängnisse eingesperrt. Vor allen Dingen wurden die nötigen Gebäude angelegt, mit Wohnungen für die Beamten und mit Kasernen; dann legten die Gouverneure breite und bequeme Straßen nach jenen Stellen zu an, wo sie gutes Land oder sonst brauchbaren Boden für Weidegründe fanden, und bereiteten dadurch schon einen Platz für eine spätere Kolonie von freien und fleißigen Arbeitern vor. Der Regierung lag selber daran, freie Kolonisten hinüber zu bekommen. Denen wurden dann solche Sträflinge, die sich bis dahin gut und ordentlich betragen hatten, als Arbeiter zugewiesen, und der Nutzen hiervon zeigte sich bald klar.

„Bis dahin war man genötigt gewesen, sämtliche Lebensmittel für die Verbrecherkolonie von Europa hinüber zu schaffen; jetzt änderte sich das auf einmal. Weizen und Kartoffeln wurden gebaut und gediehen vortrefflich. Die Herden vermehrten sich rasch, und die Kolonisten fanden, daß sich das Land besonders zur Schafzucht ganz vortrefflich eigne, da die dort gezogenen

Schafe eine sehr gute Wolle geben. Mehr und mehr Kolonisten kamen herüber, breiteten sich so weit nach dem Innern zu aus, als sie Wasser fanden, und suchten dann am Meeresufer auf- und abwärts andere fruchtbare Stellen.

„So wurde der Ort Melbourne gegründet, den Ihr im Süden von Australien auf der Karte seht, und das Land in der Nachbarschaft erwies sich als so ausgezeichnet, daß die Ansiedlung von Jahr zu Jahr wuchs und zuletzt stark genug wurde, eine neue Kolonie zu bilden. Dadurch entstand der Distrikt Australia-Felix, oder das glückliche Australien.

„Aber auch im Westen von Australia-Felix fand man gute Weideplätze und guten Ackerboden, und eine neue Kolonie, Süd-Australien mit der Hauptstadt Adelaide, wurde gegründet.

„In diesem Distrikt fanden sich besonders fabelhaft reiche Kupferminen. In den Bergen grub man Edelsteine. Die Höhen boten vortrefflichen Weidegrund, in den Thälern lag das beste Ackerland, und besonders viele Deutsche wanderten nach jener Gegend aus, um dort ihr Glück zu machen.

„In der Kolonie West-Australien siedelten sich nur wenige an, denn jener Ort eignete sich gar nicht zum Ackerbau und konnte deshalb nur zur Viehzucht benutzt werden.

„So kurze Zeit Australien nun auch erst bewohnt ist, so schöne und große Städte hat es schon, und überhaupt änderten sich die Verhältnisse in den Kolonieen rasch. Je mehr nämlich freie Kolonisten mit ihren Familien hinüberkamen, desto mehr fühlten sie das Unangenehme, in einem Land zu wohnen, in das fort-

während neue Verbrecher transportiert wurden. In vielen Fällen war auch in der That die Sicherheit ihres Lebens und ihres Eigentums gefährdet. Viele von den Verbrechern konnten und wollten die harte Behandlung ihrer Aufseher und Gefängniswärter nicht länger ertragen und flohen in den Busch. Dort aber fanden sie bald, daß sie sich nicht am Leben erhalten konnten. Wilde Früchte gab es gar nicht; wilde Tiere konnten sie nur sehr selten erlegen, und um nicht zu verhungern, überfielen sie die einzelnen Kolonisten und raubten Waffen, Lebensmittel und Kleider; ja, wo sich ihnen die Leute widersetzten, mordeten sie auch.

„Allerdings schickte die Regierung Polizei und Soldaten hinter ihnen drein, sie wieder einzufangen oder, wenn das nicht ging, sie tot zu schießen. Viele wurden auf solche Weise unschädlich gemacht, andere liefen aber immer aufs neue fort, und die Kolonisten durften nicht hoffen, eher im Frieden zu leben, bis Australien aufhörte, eine Verbrecherkolonie zu sein. Die englische Regierung weigerte sich allerdings im Anfang entschieden, ihnen nachzugeben; endlich aber konnte sie nicht länger widerstehen. Es werden jetzt deshalb keine neuen Verbrecher mehr nach Australien gesandt; die schwersten der dort gefangen gehaltenen wurden nach einer kleinen Insel in der Südsee, nach Norfolk-Eiland, geschafft, und nur auf der Insel Van-Diemensland und in einigen Gefängnissen solche zurückgehalten, die keine lebenslängliche Strafe zu verbüßen hatten. Die Insel Norfolk liegt auf Eurer Karte der Südsee etwa auf dem 28. Grad südlicher Breite und dem 175. Grad westlicher Länge von Ferro, — also zehn Grad östlicher als der 175. Grad östlicher Länge, da die Grade nur bis zu 180 laufen.

„Australien hat seit der Zeit aufgehört, eine Verbrecherkolonie zu sein, aber das Land wimmelt noch immer von früheren Sträflingen, die entweder ihre Strafe abgebüßt haben oder auch ihres guten Betragens wegen begnadigt wurden. Manche von diesen sind außerordentlich reiche Leute geworden. Andere ziehen jetzt im Land umher und vermieten sich als Arbeiter oder Schäfer, und selten hört man, daß diese Leute wieder in ihre alten Fehler zurückgefallen sind, denn sie sehen ein, daß sie sich jetzt durch ehrliche Arbeit am Leben erhalten können, und haben als Sträflinge eine viel zu schwere Zeit durchgemacht, um sie sich zurück zu wünschen.

„Unter den Kolonisten giebt es nun eine ganze Menge Leute, die gar keinen Ackerbau, sondern nur Viehzucht treiben. Diejenigen, die Land urbar machten, mußten sich allerdings in der Nähe irgend eines Hafens oder eines Flusses oder doch wenigstens an solchen Stellen niederlassen, wo sie ihre Produkte auf guten Straßen zu Markt bringen konnten. Die Viehzüchter dagegen hatten weniger darauf zu sehen, da sie ihre Herden auch durch wilde Gegenden treiben können. Als das Einträglichste dabei erwies sich bald die Schafzucht.

„Das Schaf braucht außerordentlich wenig Wasser, und in dem wasserarmen Land ist dies von großem Vorteil. Solche Schafstationen konnten deshalb auch am weitesten in das Innere hinein verlegt werden und finden sich oft an Plätzen, wohin das Trinkwasser für die Schäfer auf Karren gefahren werden muß. Dort wächst nun eine jener merkwürdigen, salzigen Pflanzen, die ich schon erwähnt habe, der Salzbusch, mit dicken

fleischigen, sehr wasserreichen Blättern, von dem einige Arten einen sehr salzigen Geschmack haben, und dessen Laub die Schafe leidenschaftlich gern abweiden. Auf dem dürrsten, sandigsten Boden wuchert daneben eine Kaktus-Art, mit kurzen, ebenfalls fleischigen Blättern, welche die Form einer dreieckigen Feile hat und voller Saft ist, auch im Herbste sehr wohlschmeckende Beeren trägt. Selbst Menschen können sich mit dieser Nahrung vor dem Verdursten bewahren. Die Eingeborenen essen sie sehr gern, und die Schafe brauchen, wo sie solche Pflanzen finden, gar kein Wasser weiter.

„Die Schäfer, von denen gewöhnlich immer zwei beisammen wohnen, führen ein höchst einsames, verlassenes Leben und sind stets in Gefahr, daß ihnen die Schwarzen oder die wilden Hunde in ihre Herden einbrechen."

„Giebt es denn dort wilde Hunde?" fragte Fritz.

„Sehr viele!" erwiderte der Vater, „und zwar nicht etwa von Europäern dorthin gebrachte und wildgewordene. Aber von denen erzähle ich Euch morgen, denn wir haben es diesen Abend nur mit den menschlichen Bewohnern Australiens zu thun.

„Das ganze Jahr hindurch sitzen die Schäfer allein in ihrer Rindenhütte und leben von Brot, Thee und Schaffleisch. In der Zeit dagegen, wenn die Schafe geschoren werden müssen, ziehen eine Menge Leute im Lande herum, die sich für solche Arbeit vermieten und sehr gut dafür bezahlen lassen. Die abgeschorene Wolle wird dann in großen, mit Ochsen bespannten Karren in die Stadt geschafft und auf denselben Fuhrwerken Lebensmittel für ein volles Jahr, wie Thee, Zucker, Mehl und Tabak zurückgebracht.

„Früher gab es eigentlich nur Ackerbauer und Viehzüchter in Australien, jetzt aber, seitdem man so viel Gold in den Bergen entdeckt hat, sind auch eine Menge Goldgräber hinübergezogen, die in den Bergen hacken, waschen und das edle Metall zu gewinnen suchen. So lange sie viel finden, bleiben sie auch dabei, wenn das aber nicht der Fall ist, müssen sie wieder zurück in die Städte und sich dort als Arbeiter vermieten.

„Das, Kinder, ist jetzt die Bevölkerung jenes großen Weltteils, die auf der einen Seite noch aus den vollkommen wild gebliebenen Ureinwohnern, andererseits aus fleißigen, unternehmenden Kolonisten und Viehzüchtern besteht. Je mehr Menschen hinüberkommen, je mehr Land wird urbar gemacht. Die Herden breiten sich zu gleicher Zeit immer weiter aus, und die Eingeborenen werden immer mehr zurückgedrängt. Das ist freilich ihr Schicksal auch in allen andern Weltteilen, und die Zeit liegt gar nicht mehr so fern, daß sich in Australien nur an den Stellen noch Eingeborene finden werden, an denen die Europäer wegen Wassermangel nicht existieren können."

Siebentes Kapitel.

Die australische Tierwelt.

Fritz hatte an dem Abend den Vater noch gebeten, ihm doch zu sagen, was die wilden Hunde für Tiere wären, und wie sie aussähen. Der Vater aber ließ sich nicht

darauf ein und tröstete ihn damit, daß er ihnen morgen recht viel von den australischen Tieren erzählen wolle, unter denen es mehrere höchst merkwürdige Gattungen und Arten gäbe. Damit mußten sich die Kinder begnügen, freuten sich aber desto mehr auf diesen Abend und saßen schon lange vor der gewöhnlichen Zeit auf ihren Plätzen, die Ankunft des Vaters zu erwarten.

Endlich kam er und that, als ob er ganz vergessen hätte, was er den Kindern gestern abend versprochen. Das half ihm aber nichts; Fritz und Marie hatten ein zu gutes Gedächtnis, und lächelnd fügte er sich endlich ihren Bitten, ihnen viel, recht viel von den merkwürdigen australischen Tieren zu erzählen.

„Australien ist wirklich ein wunderbares Land," begann der Vater, „und manchmal möchte man ordentlich glauben, der liebe Gott habe dort absichtlich versucht, alles anders zu schaffen wie auf den übrigen Teilen der Erde. Wir finden dort eben so wohl in der Pflanzen- wie Tierwelt die sonderbarsten Verschiedenheiten von dem, was wir gewohnt sind, bei uns zu sehen. So giebt es dort schwarze Schwäne und schwarze Kakadus, die sich in keinem andern Lande der Welt finden. Es giebt vierfüßige Tiere, die nicht auf vier Beinen laufen, sondern auf zweien springen. Es giebt dort ebenfalls eine Mittelding zwischen einer Ente und einem Maulwurf, ein vierfüßiges Tier zwar, aber mit einem vollkommenen Entenschnabel. Doch nach und nach erzähle ich Euch von allen, und wir wollen jetzt, da Euch das besonders zu interessieren scheint, mit dem wilden Hund beginnen.

„Dieser ist das einzige australische Raubtier, wenigstens in der gemäßigten Zone Australiens, und gleicht,

wenn ich ihn mit einem von unsern Tieren vergleichen sollte, am meisten dem Fuchs, nur daß er bedeutend größer wird. Er ist jedenfalls ein Mittelding zwischen Wolf, Fuchs und Hund; er hat einen langen, buschigen Schwanz, spitze Ohren, ein sehr kluges Gesicht und meist eine fuchsige, oft aber auch eine schwarzbraune Farbe.

„Er ist ein wirkliches Raubtier und lebt nur von Fleisch, wodurch er besonders den Schafherden sehr gefährlich wird. Einzeln umschleicht er sie wohl draußen im Freien am hellen Tag und sucht, ohne von dem Schäfer oder dessen Hund bemerkt zu werden, eins zu überfallen und fortzuschleppen. Am liebsten aber geht er die Nacht auf Raub aus und jagt dann meist immer in Gesellschaft. Sie springen in solchem Fall in die Pferche, in welchem die Schafe über Nacht gehalten werden, bis diese in Angst und Schrecken gegen die Hürden dringen und diese umwerfen, ihr Heil in blinder Flucht zu suchen. Das ist's eben, was die wilden Hunde wollen, und sie fallen nun über die armen Wollträger her und würgen sie nach Herzenslust.

„Die australischen Schafhalter sind aber dahinter gekommen, auf welche Weise man diese frechen Diebe am besten züchtigen kann, und halten sich jetzt große, kräftige Hunde, eine windspielartige Rasse, aber viel stärker gebaut als das Windspiel, mit langen, harten Haaren. Diese können außerordentlich schnell laufen und haben dabei ein furchtbar scharfes Gebiß, so daß ein wilder Hund, den man in Australien Dingo nennt, gar nichts gegen sie auszurichten vermag. Ein paar solcher Hunde als Wächter, und die Dingos sind verloren, wenn sie sich in der Nähe blicken lassen.

„Ihr habt wohl schon einmal gehört, daß die Eng-

länder in ihrem eigenen Vaterland die Füchse nicht schießen, sondern sie zu Pferde und mit Hunden hetzen. Der Fuchs läuft nie eine sehr große Strecke geradeaus, weil er weiß, daß er den schnelleren Hunden in dem Fall nicht entgehen könnte, sondern er verläßt sich mehr auf seine List. Er springt bald rechts, bald links ab und sucht die Verfolger von seiner Fährte abzubringen und irre zu führen, und das gelingt ihm auch oft für lange Zeit. Endlich aber erwischen sie ihn doch, und dann geht es ihm freilich schlecht, denn sie beißen ihn auf der Stelle tot.

„Ähnliche Jagden werden auf den Dingo oder wilden Hund in Australien veranstaltet. Die Jäger nehmen dazu gar keine Flinten mit, sondern reiten nur, in Begleitung ihrer Hunde, langsam durch den Wald, bis sie einen Dingo aufspüren, dann aber geht die Hetze los. Der Dingo ist feige und fürchtet sich auch vor den stärkeren Hunden, läuft deshalb, was er laufen kann, und sucht, wie der Fuchs, durch Quersprünge seinen Verfolgern zu entgehen. Nur aber, wenn er ein recht arges Dickicht erreichen kann, gelingt ihm das manchmal; sonst holen sie ihn fast immer ein und reißen ihn zu Boden. Der Dingo hat übrigens ein außerordentlich zähes Leben und gebraucht dazu noch die List, sich tot zu stellen, wenn er sieht, daß er seinen Feinden nicht mehr entgehen kann. Sowie sie ihn gefaßt haben, fällt er um, rührt und regt sich nicht und läßt sich beißen und zerren, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Glaubt man ihm das nachher und läßt ihn liegen, einen andern aufzusuchen, so bleibt er noch eine Weile auf der Stelle, bis er hört, daß alle den Platz verlassen haben, und steht dann leise auf und schleicht davon. Die austra-

lischen Kolonisten wissen das aber schon und stoßen ihm entweder ihr Messer in die Kehle oder schneiden ihm auch, um ganz sicher zu sein, den Kopf ab. Nachher können sie überzeugt sein, daß er tot ist und ihren Schafen kein weiteres Leid zufügt.

„Ein anderes merkwürdiges und nur in Australien heimisches Tier ist das Känguruh, das allerdings vier Beine hat, die Vorderbeine aber, die sehr kurz sind, gar nicht zum Laufen benutzt. Es springt nur mit den Hinterbeinen, die lang, kräftig und voller Sehnen und Muskeln sind, und gebraucht dabei den langen, dicken Schwanz, um sich fortzuschnellen, und auch gewissermaßen als Steuerruder, seine Richtung einzuhalten.

„Es giebt drei verschiedene Arten davon. Die größten sind, wenn sie aufrecht sitzen und die kleinen, kurzen Vorderbeinchen dann herunterhalten, wie ein Hase, der ein Männchen macht, zwischen fünf und sechs Fuß hoch. Die zweite Gattung, die Walloby heißt, wird höchstens drei Fuß groß, und die kleinste Art, auch Känguruh-Ratte genannt ist nicht größer wie ein Kaninchen und hat auch etwas längere Vorderbeine. Von denen benutzt sie aber beim Laufen höchstens eins, bald das rechte, bald das linke und schnellt sich sonst ebenso mit den Hinterbeinen fort wie das Känguruh. Das Fleisch wird von allen gegessen, und ihre Farbe ist bei den großen mehr rötlich, bei den kleineren bräunlich oder mausfarben.

„Diese drei Arten haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie, wie wir es schon bei dem Opossum in Nord-Amerika gefunden, die Jungen, wenn sie noch nicht ordentlich laufen können, und überhaupt so lange, bis diese ihre vollen Kräfte erreicht haben, in einem an ihrem Leib befindlichen Hautbeutel mit sich tragen. So-

bald sie irgend eine Gefahr wittern, geben sie den Kleinen ein Zeichen; diese springen Hals über Kopf in den Beutel hinein, und die Mutter entflieht mit ihnen, bis sie nichts mehr zu fürchten braucht. Erstaunlich ist dabei, was diese Känguruhs für Sätze machen können, und bergunter holt sie das schnellste Pferd nicht ein; bergauf kommen sie aber nicht so rasch von der Stelle, und Hunde und Pferde überholen sie dann leicht.

„Sie werden ebenso wie der Dingo gehetzt, verteidigen sich aber, sobald sie sehen, daß sie ihren Feinden nicht mehr entgehen können. Sind sie im stande, ein Wasserloch zu erreichen, so springen sie dorthinein, und wenn die Hunde zu ihnen schwimmen, drücken sie dieselben mit ihren kurzen Vorderbeinen unter Wasser. Kann das müde gejagte Känguruh aber kein Wasser erreichen, so stellt es sich mit dem Rücken gegen einen Baum, damit es die Feinde nicht von hinten fassen, und schlägt nun mit seinen starken und kräftigen Hinterklauen nach den Hunden, so daß es ihnen oft mit einem Hieb den Leib aufreißt.

„Nicht nur in Paraguay, sondern auch in Australien giebt es ein Opossum, ein kleines, allerliebstes Tier, mit grauem Pelz, aber buschigem Schwanz, dem die Schwarzen besonders nachstellen, um sich aus dessen Pelzwerk ihre Wintermäntel zu machen. Es klettert sehr gut und lebt, wie das Eichhörnchen, in hohlen Bäumen, hat aber einen ebensolchen Beutel wie das Känguruh, seine Jungen darin fortzutragen.

„Auch eine Strauß- oder Kasuar-Art giebt es in Australien, die denen der südamerikanischen Pampas ziemlich ähnlich ist und hier Emu heißt. Der Vogel kann eben so rasch laufen wie der südamerikanische und

eben so wenig fliegen und wird von den Kolonisten wie Dingo und Känguruh mit Pferden und Hunden gehetzt. Vor dem müssen sich aber die Hunde besonders in acht nehmen, denn wenn sie ihm dicht auf den Fersen sind, schlägt er hinten aus wie ein Pferd, und der Hund, den er ordentlich mit seinen scharfen, eisenharten Klauen trifft, ist verloren.

„Allen diesen Tieren stellen die Schwarzen ebenfalls nach, denn sie bilden eins ihrer Hauptnahrungsmittel; aber natürlich müssen diese die Jagd auf andere Weise betreiben, da sie ja keine Pferde haben. Nur mit dem wilden Hund befassen sie sich nicht, da sie den, seines häßlichen Geruches wegen, bloß im äußersten Notfall essen.

„Jeder Stamm der Wilden hat eine Anzahl von zahmen und gewöhnlich halb verhungerten Hunden bei sich, mit denen sie vorzüglich die Opossums und kleinen Känguruh-Ratten jagen. Ist das Opossum, von den Hunden überrascht, nicht im stande, einen Baum zu erreichen, so beißen sie es tot und fressen es auch auf, wenn die Schwarzen nicht geschwind bei der Hand sind. Ist es aber in der Nähe eines Baumes, so klettert es an dem hinauf, und die Hunde bellen nun unten, bis ihre Herren herankommen und dem Opossum in den Baum hinein folgen. Dort schlagen oder werfen sie es von dem Ast, auf den es sich gerettet hat, hinunter, die Hunde fangen es, und die unten stehenden Schwarzen nehmen es ihnen weg.

„An die Känguruhs und Emus dagegen suchen sie sich anzuschleichen, worin sie eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen, und werfen sie, wenn sie nahe genug sind, mit ihren kurzen Speeren oder Bumerangs. Oft

aber veranstaltet ein ganzer Stamm auch eine große Jagd, und das ist dann zugleich eine richtige Festlichkeit für sie, denn es giebt nachher tüchtig zu essen, das Hauptvergnügen bei allen wilden Völkern.

„Wenn solche Stämme nichts zu leben haben, so können sie außerordentlich lange ohne Nahrungsmittel aushalten und begnügen sich in der Zeit ohne nachteilige Folgen mit Baumrinde, Harz oder, was sie eben bekommen. Giebt es aber dann wieder einmal Lebensmittel die Fülle, dann verschlingen sie auch ganz unglaubliche Massen davon und bleiben nachher auf der nämlichen Stelle liegen, um zu verdauen.

„Soll eine solche Jagd abgehalten werden, so sammelt sich der ganze Stamm, Männer, Frauen und Kinder, an einer vorher bestimmten Stelle, in deren Nachbarschaft es viele Känguruhs und Emus giebt. Ausgesandte Kundschafter haben vorher die Gegend untersuchen müssen, und wo sie irgend auf einer Ebene oder in einem Thal eine Anzahl von solchen Tieren zusammen wissen, dorthin ziehen sie jetzt, leise und geräuschlos, einer hinter dem andern, bis sie den Platz erreicht haben. Dieser wird nun umzingelt, und auf ein gegebenes Zeichen brechen sie alle aus ihrem Hinterhalt vor und beginnen mit einem mörderischen Geschrei die Jagd.

„Das erschreckte Wild will jetzt fliehen; wohin es sich aber wendet, sieht es die gefürchteten Feinde, und während es zurückspringt, schließt sich der Kreis der schwarzen Jäger immer enger. Endlich suchen die geängstigten Tiere durchzubrechen, aber darauf warten die Schwarzen schon mit ihren Waffen und schleudern nun Speere, Bumerangs und Keulen mit kaum fehlender Sicherheit nach den vorbeiflüchtenden Tieren.

„Einige von den Frauen haben indes die Hunde zurückgehalten, die jetzt losgelassen und hinter dem verwundeten Wilde hergehetzt werden. Dann schleppen die Jäger ihre gemachte Beute zusammen, errichten sich dort gleich an Ort und Stelle ihre Rindenhütten, zünden ihre Feuer an, und die Festlichkeit beginnt.

„Wie bei allen wilden Stämmen, so auch bei diesem, müssen die Frauen die meiste Arbeit verrichten; und sobald die Hütten aufgebaut sind, und die Feuer brennen, legen sich die Männer auf den Rücken, und die Frauen gehen daran, die Felle abzustreifen und das Fleisch am Feuer zu braten. Vor allen Dingen bekommen dann die Burkas oder ältesten Männer, gewöhnlich alle solche, die über vierzig Jahre alt sind, die besten und delikatesten Stücke; und bei dieser Gelegenheit werden auch wirklich die Hunde einmal gefüttert, die sonst immer suchen müssen, wie sie sich selber durchbringen.

„Das Essen dauert bis spät in die Nacht hinein. Zuweilen halten sie auch einen Tanz, der aber nur von den jungen Männern ausgeführt wird. Die Frauen sitzen daneben und schlagen mit ihren flachen Händen auf zusammengeballten Opossum-Mänteln den Takt dazu. Erst wenn sie nicht mehr essen können, legen sie sich schlafen, um am nächsten Morgen von neuem zu beginnen, bis auch das letzte aufgezehrt ist. So lange nur ein Bissen Mundvorrat da ist, denkt gar keiner daran, etwas anderes herbeizuschaffen, und haben sie dann nichts mehr, so hungern sie auch wieder eine Zeit lang mit derselben guten Laune.

„Eins der merkwürdigsten Tiere in Australien ist das schon vorhin erwähnte, vierfüßige Säugetier mit einem richtigen Entenschnabel, wegen dessen es Schnabel-

tier genannt wird. Es ist über einen Fuß lang und hat ein dunkelbraunes Fell, ähnlich einem Fischotterfell, mit kurzem, buschigem Schwanz; dabei Schwimmhäute an den Füßen und ziemlich scharfe Krallen, die empfindlich kratzen.

„Das Schnabeltier lebt fast nur im Wasser, obgleich es auch manchmal auf das trockene Land kommt, und ist sehr scheu und schwer zu schießen. Es taucht nämlich außerordentlich rasch unter, und hat es selbst den Kopf über Wasser, so verschwindet es schon wieder, ehe man nur die Flinte an die Backe bekommen kann. Die Schwarzen stellen ihm sehr nach, denn sie halten sein Fleisch für eine Delikatesse, können es aber nur selten bekommen.

„Damit hätten wir das Wild der gemäßigten Zone Australiens vollständig erschöpft, denn es giebt dort weder Hirsche, noch Rehe, noch Hasen, nur vielleicht eine Art Hamster, das sogenannte Wombat, das sich auf Vandiemensland in Erdhöhlen aufhält. Die Europäer haben auch von der Jagd sehr wenig Nutzen, denn selbst das Fleisch des Känguruhs schmeckt nicht besonders gut, da das ganze Tier von starken Sehnen durchzogen ist, sonst könnte es auch nicht diese ungeheuern Sprünge machen. Die Felle derselben verarbeitet man indessen zu einem ganz vortrefflichen Leder.

„An Fleisch fehlt es aber trotzdem in einem Lande nicht, in welchem solche starke Viehzucht getrieben wird. Das Fleisch, besonders der Schafe, wird eher verwüstet als benutzt, denn es bestehen im Lande an verschiedenen Stellen große Kochöfen, wo ganze Herden von Rindern und Schafen nur ihres Talges wegen ausgekocht werden. Man treibt sie dorthin, schlachtet sie, zieht ihnen die

Haut ab, schneidet die Tiere in Stücke und wirft sie dann in riesige Kessel. Nachher schöpft man den Talg oben ab, gießt ihn in Fässer, in denen er erkaltet und später verschickt wird, und füttert mit dem ausgekochten Fleisch die Schweine.

„Natürlich geschieht das nur an Stellen, wo sich die Herden für ihren Weidegrund zu sehr vermehrt haben, oder auch manchmal bei gar nicht etwa so seltenen, zu trocknen Jahren, wo wegen Mangel an Regen das Gras nicht gewachsen ist, und die Tiere doch umkommen müssen.

„Um noch einmal auf unser Känguruh zurückzukommen, so ist das wohl ein ganz harmloses Tier und läßt sich auch in der Gefangenschaft leicht zähmen. Doch ist es unmöglich, es zu einem Haustier zu machen. Wie die eingeborenen Schwarzen, wenn sie einmal ein gewisses Alter erreicht haben, bei den Weißen unter keiner Bedingung mehr aushalten, selbst wenn sie bei ihnen von Kindheit auf erzogen wären, sondern ihre Kleider abwerfen und wieder in den Busch zu ihren wilden Kameraden laufen, genau so ist es mit dem Känguruh. Ganz junge Tiere bleiben wohl eine Zeit lang bei der Station, wie die Wohnungen der Viehzüchter im Innern des Landes genannt werden; so wie sie aber nur halbwegs ausgewachsen sind, machen sie sich davon, ihre Nahrung selber im Busch zu suchen, und wenn man sie wieder haben will, muß man sie eben jagen wie ein wildes.

„Weit anders ist es dagegen mit den Emus, so scheu diese auch draußen sind, und so sehr sie den Menschen fliehen. Jung eingefangen, gewöhnen sie sich bald an ihn, laufen frei um die Stationen herum und

denken gar nicht daran, in die Wildnis zurückzukehren. Mit ihnen geht es aber da wie mit den jungen Bären; sind sie erst einmal ausgewachsen, so werden sie so unverschämt, daß nichts mehr vor ihnen sicher ist. Die Hunde ärgern sie besonders, laufen hinter ihnen drein, hacken sie mit den harten Schnäbeln und beißen sie in den Schwanz, und diese fürchten sich auch vor ihnen. Stehlen können sie dabei wie die Raben. Sehen sie etwas Eßbares auf dem Tisch oder in der Küche, und mit ihrem langen Hals können sie eben überall hingucken, so warten sie ihre Zeit ab, und so wie man den Rücken wendet, fahren sie zu, packen es und laufen in den Busch hinein, so schnell, daß ihnen kein Pferd folgen könnte, um es dort ruhig zu verzehren. Ist das geschehen, so kommen sie wieder zurück, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und sehen sich nach mehr um.

„Vor einiger Zeit ging einmal eine Sage, daß in Australien, besonders am Murray und den benachbarten Seeen, ein fabelhaftes Ungeheuer entdeckt wäre: ein Tier mit einem Pferdekopf und langer Mähne, aber furchtbaren Hauzähnen, riesigem Körper und scharfen Krallen, und man erzählte sich davon die schrecklichsten Geschichten. Da Australien überhaupt so viele merkwürdige Tiere hat, schien die Sache auch gar nicht so unwahrscheinlich, und verschiedene Reisende sowohl wie die Kolonisten im Innern gaben sich die größte Mühe, es aufzufinden.

„Die Schwarzen wußten besonders viel davon zu erzählen, nannten es „Teufel-Teufel" und behaupteten, daß es am Tag unter Wasser an einzelnen tiefen Stellen des Murray und eines andern Flusses, Murrumbidgie, wie auf dem Grund der Seeen läge und nur nachts

auf Raub ausginge, und sagten, daß ein Stamm im Innern den Schädel eines solchen jungen Ungeheuers gefunden habe und aufbewahre. Dieser Schädel wies sich aber bei näherer Untersuchung als ein Pferdekopf aus, und die ganze Sache mit dem Ungetüm, das die Engländer schon vornweg Bunyip genannt hatten, zeigte sich als weiter nichts wie eine tolle Sage der abergläubischen Schwarzen. Nirgends ließ sich auch nur eine Spur von einem solchen Ungeheuer entdecken, die es doch jedenfalls im weichen Uferschlamm zurückgelassen hätte, und bis jetzt wenigstens ist kein ähnliches Geschöpf in jener Wildnis entdeckt worden."

Achtes Kapitel.

Die Vögel Australiens.

(Fortsetzung.)

„Von den Vögeln Australiens habe ich Euch schon den Strauß oder Kasuar, das australische Emu, als den größten derselben genannt. An sehr schönen und zierlichen Vögeln ist aber auch kein Mangel. Besonders im Geschlecht der Papagaien und Tauben giebt es unzählige Arten.

„Auch mit Wasservögeln ist das Land außerordentlich versehen, und hier verdient vorzüglich der schwarze Schwan die erste Erwähnung. Er ist genau wie der unsere gebaut, aber mit schwarzem oder eigentlich mehr schwarzgrauem, herrlich glänzendem Gefieder und einem

roten Ring um die Augen, und hält sich besonders auf dem Murray wie auf den Seeen, die dort in der Nachbarschaft liegen, in Menge auf, wird jedoch auch in andern Kolonieen getroffen und ist über ganz Australien verbreitet.

„Wilde Gänse giebt es ebenfalls in ungeheuren Schwärmen und ebenso die verschiedensten Arten wilder Enten; darunter als merkwürdigste die große Moschus-Ente, die einen sehr starken Moschus-Geruch hat, so daß man einen Flug derselben selbst in ziemlicher Entfernung riechen kann.

„Tauben haben wir hier von allen Größen, von der ganz großen, bronzefarbigen Holztaube, bis hinunter zu einer sehr zierlichen Art, die kaum größer wie eine Goldammer ist; ein allerliebstes, kleines Tier mit braunem, gesprenkeltem Gefieder. Die zierlichste von allen ist aber die Kakadu-Taube, ungefähr von der Größe unserer Lachtauben, mit einem kleinen Federbusch auf dem Kopf, den sie heben und niederlegen kann.

„Vorzüglich reich ist das Geschlecht der Papagaien vertreten. Der gewöhnliche, weiße Kakadu ist auch hier heimisch und kommt in solcher Masse vor, daß er ganze Strecken Wald manchmal bedeckt, als wenn sie beschneit wären. — Viele Tausende halten sich zusammen in einem Flug und thun, wenn sie dem Landwirt in die Felder geraten, oft sehr bedeutenden Schaden. Wie wir es hier bei den zahmen hören, so machen auch die wilden einen schrecklichen Spektakel draußen; schießt man aber einen aus ihrem Schwarm heraus und tötet ihn nicht gleich, daß er noch am Boden flattert, dann ist das Geschrei, das sie erheben, wirklich zum Taubwerden. Sie kreischen und lärmen und fliegen und schreien,

stoßen nach dem Jäger und dem verwundeten Vogel hinunter und gebärden sich ganz wie toll. Sobald man aber einen zweiten Schuß in sie hinein schickt, merken sie, daß die Sache doch nicht so ganz richtig ist, und fliegen zur Sicherheit weiter in den Wald hinein.

„Die Schwarzen erlegen sie manchmal mit ihren Bumerangs; das Fleisch sieht dunkel aus, hat den unangenehmen Papagaien-Geruch und ist zäh. Die Ansiedler dagegen behaupten, daß es delikate Suppen gäbe.

„Eine merkwürdige Abart des weißen Kakadus, den wir auch oft hier in Deutschland zahm haben, ist der schwarze; ein großer, prächtiger Vogel mit tief dunkelbraunem, fast schwarzem Gefieder und einem hochroten oder dunkelgelben Kamm auf dem Kopf und einem ebensolchen etwa fingerbreiten Streif über den Schwanz hinüber. Er kommt indessen lange nicht so häufig vor wie der weiße, ist außerordentlich scheu und wird nur selten gefangen.

„Außerdem finden sich unzählige andere Gattungen von Papagaien, von denen der schönste der silbergraue mit rosafarbener Brust ist. Dann lebt im Norden eine andere Art, dunkelgrün und tiefrot; ganz grüne, grün und schwarze und gelbe, und Gott weiß, wie viele verschiedene Arten.

„In der gemäßigten Zone kommt ebenfalls ein wunderbarer Vogel vor, der einige Ähnlichkeit mit unserm Truthahn hat; am Murray-Fluß nennen ihn die Schwarzen Marrah-Koh, und er hat die sonderbare Gewohnheit, daß er sich von Sand, Blättern und Zweigen nicht etwa ein Nest, sondern ordentliche Hügel baut, seine Eier hinein zu legen. Männchen und Weib-

chen helfen beide daran und kratzen vor allen Dingen ein etwa anderthalb Fuß breites und sechs bis sieben Zoll tiefes, rundes Loch in den Boden, das sie mit weichen Blättern ausfüllen. Über dieses nun schleppen und scharren sie trockenes Gras, Sand, Blätter und kleine Zweige, bis sie einen Hügel herstellen, der bis zu drei Fuß hoch wird und oft zwölf bis vierzehn Fuß im Umfang hält. Will das Weibchen legen, so kratzen die Vögel oben eine Öffnung hinein, und dann werden nach und nach sieben bis acht Eier, alle mit der Spitze nach unten, kreisförmig hineingelegt und das Ganze wieder sauber zugedeckt. Die Sonne und die Hitze der zusammenliegenden Blätter brüten nachher die Eier aus.

„Ein anderer sehr komischer Vogel ist ein kleiner fideler Bursch, den die Engländer den „lachenden Esel" nennen. Er ist nicht groß, trägt einen Federbusch auf dem Kopf und hat einen ziemlich bedeutenden Schnabel, giebt aber die wunderbarsten Laute von sich, die dem Lachen eines Menschen ähnlich sind. Oft, wenn man sich im Wald ganz allein glaubt, fängt ein Schwarm von diesen lustigen Gesellen an zu lärmen, und dann sitzen sie oben in den Zweigen und wollen sich ausschütten vor Lachen.

„Ein sehr hübsches Tier ist auch der Lyra-Vogel, der zum Hühnergeschlecht gehört und dort häufig Fasan genannt wird. Das Weibchen sieht einer Fasanenhenne nicht ungleich, nur mit kürzerem Schwanz; das Männchen aber trägt zwei wohl drei Fuß lange, höchst zierliche und an den Enden ausgebogene Federn in der Form einer Leier, wovon es auch den Namen Leierschweif erhalten hat.

„Ein für den Reisenden höchst nützliches, wenn auch winzig kleines Geschöpf ist der sogenannte Glockenvogel.

„Australien ist, wie Ihr wißt, ein besonders im Sommer sehr wasserarmes Land: Quellen giebt es dort wenige, und nur hie und da bleibt das Wasser an tieferen Stellen stehen, die aber oft sehr schwer zu finden sind. dieser kleine Glockenvogel nun hält sich nur in der Nähe von Wasser auf, und obgleich er so klein ist, daß man ihn in den hohen Bäumen kaum erkennen kann, giebt er doch einen lauten Ton von sich, der genau so klingt, als ob man mit Metall an eine Glocke schlägt. Wo nun der Wanderer diesen Glockenton im Walde hört, da darf er getrost darauf zugehen und kann sicher sein, daß er Wasser findet. Seht, Kinder, so bedient sich die Natur oft solch einfacher Mittel, dem Menschen sowohl wie dem Tiere in der Not zu helfen, denn nicht allein die Menschen, sondern auch Pferde und Rinder kennen diesen Laut recht gut und hören kaum den willkommenen Ton, als sie schon rasch der Stelle zueilen, ihren Durst zu löschen.

„Zu den Wasser- oder vielmehr reiherartigen Vögeln gehört noch ein prächtiges Tier, der sogenannte Native-Companion oder der Gefährte der Eingeborenen, der sich auch sehr leicht zähmen läßt und das Haus, in dem er regelmäßig gefüttert wird, nicht wieder verläßt. Er hat Ähnlichkeit mit unserem Storch, wird reichlich vier Fuß hoch, oft noch etwas größer und ist von einer sehr glänzenden, stahlgrauen Farbe, mit schwarzer Zeichnung an Kopf und Flügeln.

„Possierlich ist es anzusehen, wie gravitätisch diese Tiere manchmal an den Ufern der Wasserlöcher stehen

und nach Fischen oder Fröschen ausschauen und dann wieder, meist immer zu zweien, am Ufer auf und ab spazieren gehen. Von weitem sehen sie fast Menschen ähnlich, die ihre Hände auf den Rücken gelegt haben und nach Tisch eine kleine Promenade machen.

„Die Schwarzen stellen auch diesen armen Tieren sehr nach, schleichen sich an sie hinan und schleudern ihnen ihre Bumerangs an den Hals, was sie augenblicklich tötet.

„Von jagdbarem, kleinerem Geflügel findet sich eigentlich dort nur die Wachtel, diese aber in manchen Gegenden in großer Menge.

„Das wären nun etwa die bemerkenswertesten Vögel Australiens. Es giebt aber auch noch eine Anzahl minder anziehender und hübscher Tiere, namentlich auch viel Schlangen. Australien hat verschiedene Arten, keine aber größer als etwa sechs Fuß. Von diesen ist die sogenannte schwarze Schlange die gefährlichste und ihr Biß in vielen Fällen tödlich. Trotzdem wird sie samt ihrer ganzen Sippschaft von den Eingeborenen verspeist.

„Außerdem lebt im australischen Wald eine große, fast drei Fuß lange Eidechse, der sogenannte Leguan. Sie ist vollkommen harmlos, sieht aber sehr häßlich und widerlich aus (unter dem Kinn hat sie einen Kehlsack und auf dem Rücken einen Zackenkamm), was jedoch die Schwarzen nicht abhält, sie mit großem Appetit zu verzehren.

„Eine Plage im Wald sind die Fliegen. Es giebt dort eine ziemlich kleine, schwarzglänzende Art derselben, die allerdings nicht sticht, sich aber mit kaum glaublicher Unverschämtheit dem Menschen auf das Gesicht, auf

Mund, Nase und Augen setzt und gar nicht wegzuscheuchen ist. Mit der Hand mag man wehren, so viel man will, das rührt sie nicht, und wenn man sie nicht totschlägt oder einzeln fortschleudert, weichen sie nicht von der Stelle und kitzeln durch ihr ewiges Umherlaufen unerträglich. Die Schwarzen, das unreinlichste Volk unter der Sonne, die sich nicht einmal die Mühe geben, ihre eigenen Nasen zu putzen, sind völlig unempfindlich gegen diese Fliegen, die dem Europäer wirklich zu einer Qual werden. Sie lassen sie ruhig sitzen, und gar nicht selten begegnet man einem der Eingeborenen, der Hunderte von ihnen um Mund und Nase herumkriechen hat, ohne auch nur zu thun, als ob ihn das im geringsten etwas anginge. Die Europäer behaupten, die Fliegen wären von Anfang an gar nicht so unverschämt und dreist gewesen, aber die Schwarzen hätten sie verwöhnt, und ihre Zudringlichkeit wird noch widerlicher, wenn man sich denkt, daß dieselben Fliegen erst kurz vorher auf dem grundschmutzigen Gesichte eines Eingeborenen spazieren gegangen sind.

„Die australischen Tiere, so weit sie in der gemäßigten Zone dieses Kontinents heimisch sind, kennen wir jetzt so ziemlich alle, und selbst im heißen Norden giebt es nur wenig andere. Das Land dort ist jedoch noch viel zu wenig genau erforscht, um schon etwas Bestimmtes darüber behaupten zu können. Zwei Arten, die sich in der südlichen Hälfte von Australien nicht finden, hat man aber dort oben entdeckt und zwar in der Nähe des Meerbusens von Carpentaria. Es sind das wilde Büffel und Krokodile.

„Auf den nördlichen Inseln in der Torresstraße findet man gar keine Tiere, einige kleine Singvögel aus-

genommen und eine weiße, sehr hübsche Taube mit schwarzer Zeichnung. Diese baut sich in den Bäumen ein eigentümliches Nest bloß aus einigen zusammengelegten Stäben, so daß man von unten hindurchsehen und erkennen kann, ob Eier darinnen liegen oder nicht.

„Sehr viel Möven hausen dort oben, die ihre Eier ebenfalls von der Sonne ausbrüten lassen. Sie legen dieselben immer zwei und zwei in den Korallensand und zwar stets vollkommen regelmäßig so, daß sie dieselben mit den Spitzen zusammen, diese etwa $^3/_4$ Zoll breit neben einander, schieben.

„Für heute ist es aber genug, und morgen wollen wir die Pflanzenwelt Australiens durchnehmen, von der ich Euch noch manches Merkwürdige erzählen kann."

Neuntes Kapitel.

Die Pflanzenwelt Australiens.

„Wie wir schon bei den australischen Tieren" — nahm der Vater am nächsten Abend seine Erzählung wieder auf — „so manches Wunderbare und Außergewöhnliche gefunden haben, ebenso zeigt es sich bei den Australien eigentümlichen Pflanzen. Auch bei diesen scheint sich die Natur oft nur einen Scherz gemacht zu haben, um etwas hervor zu bringen, das ganz verschieden von andern Ländern ist. So bleibt Australien für uns das Land der Gegensätze.

„Wir in Europa sind ja überhaupt fast seine Gegen-

füßler. Wenn wir Tag haben, ist dort Nacht; wenn wir Winter haben, ist dort Sommer. Januar und Februar sind dort die heißesten, Juli und August die kältesten Monate, und einige Leute haben sogar geglaubt, weil alles verkehrt wäre, müsse auch dort die Sonne im Westen auf- und im Osten untergehen. Das ist freilich ein lächerlicher Irrtum, denn Ihr wißt, daß sich unser Erdball gegen Osten um sich selber dreht, weshalb allen Ländern, die auf unsrer Erdkugel — ob nun südlich oder nördlich vom Äquator — liegen, auch morgens die Sonne zuerst im Osten sichtbar wird.

„Das australische Klima ist für Pflanzen ein sehr günstiges, solche Strecken natürlich ausgenommen, an denen sich zu wenig Wasser befindet. Eine große Anzahl von Gewächsen sind auch von andern Ländern hinübergeschafft und gedeihen vortrefflich. Trotzdem ist der ursprüngliche Pflanzenreichtum Australiens gar nicht so sehr groß und uns nur dadurch merkwürdig, daß es eine Menge von Arten enthält, die wir in keinem andern Land der Welt finden.

„Aber das nicht allein, auch andere Eigenheiten haben dort die Bäume, an die wir in Europa nicht gewöhnt sind. So fällt es ihnen dort z. B. gar nicht ein, wie bei uns anständige Bäume thun, im Winter ihre Blätter abzuwerfen. Gott bewahre! die behalten sie sämtlich; um aber doch etwas abzuwerfen, streifen sie ihre Rinde ab."

„Aber wie ist denn das möglich?" rief Fritz lachend. „Sie können doch nicht die ganze Rinde abschütteln?"

„Und doch thun sie es," sagte der Vater, „wenn auch nicht die ganze Rinde bis auf den Holzkern, sondern nur den oberen, rauhen Teil derselben, und die Fetzen

und Fasern hängen dann teils in langen Streifen und Lappen von den Bäumen nieder, teils bedecken sie im Wald den ganzen Boden. Vorzüglich thut dies der sogenannte Stringybark-Baum, von dem sich die Rinde überhaupt sehr leicht abschält, weshalb sie die Schwarzen auch sehr gern zu ihren Kanoes und Wetterdächern und die weißen Kolonisten zum Decken ihrer Hütten benutzen. Er gehört zum Geschlecht der Gumbäume, von denen man wohl sagen kann, daß sie die ganze Waldung in der gemäßigten Zone Australiens bilden. Es wachsen wohl noch andere Bäume zwischen ihnen, aber sie hauptsächlich bilden den sogenannten Busch. Gumbäume werden sie genannt, weil einige von ihnen jenes Harz ausschwitzen, das im Englischen Gum heißt, und welches die Eingebornen auch als Nahrungsmittel benutzen."

„Das sind wohl dieselben schönen Gummibäume mit den großen, dunkelgrünen, glänzenden Blättern," rief Marie, „von denen wir zwei in Töpfen haben?"

„Nein, mein Kind," sagte der Vater; „obgleich diese Gummibäume auch aus Australien stammen. Sie verlangen aber, um richtig zu gedeihen, ein wärmeres Klima und kommen deshalb nur im Norden Australiens vor. In der gemäßigten Zone dieses Weltteils werden sie allerdings hie und da angepflanzt und bilden auch hier ganz stattliche Bäume mit dicken Stämmen und breiten Ästen, aber es ist doch ihre eigene Heimat nicht."

„Aber bei uns haben sie gar keine Äste, sondern nur Blätter an den Seiten," sagte Fritz.

„Weil sie hier nur selten die richtige Höhe erlangen; so wie der Baum älter und größer wird, ästet er auch bei uns aus. Übrigens ist selbst dieses nicht der richtige

Gummibaum, von dem das Gummi Elasticum gewonnen wird, denn dieser mit hellgrüner Rinde wächst im tropischen Amerika wild.

„Der eigentliche australische Gum oder Eukalyptus, obgleich seine Stämme oft eine riesige Höhe und Stärke erlangen, ist doch ein höchst trostloser Baum und giebt der Waldung ein einförmiges, trübes Ansehen. Er hat kleine, grau-grüne, schmale und länglich spitze Blätter, die ein scharfes, unangenehm schmeckendes Öl enthalten und deshalb auch von keinem Tier benagt werden. Sie sitzen dabei ziemlich einzeln und geben sehr wenig Schatten. Außerdem rauschen sie nicht im Wind, wie es unsere viel weicheren Blätter thun, sondern klappern und rascheln nur. Ihre matte Farbe läßt den Wald auch nie frisch und grün erscheinen; er sieht immer grau aus, und Hunderte von Meilen kann man reisen, ohne eine andere Waldung als diese anzutreffen.

„Sonderbarerweise kommt die Kokuspalme nirgends wild in Australien vor, obgleich sie im heißen Norden vortrefflich gedeihen würde. Dort pflanzt man sie jetzt auch hie und da an. Die Engländer haben nämlich nördlich vom Sidney-Distrikt noch eine Kolonie an der Moreton-Bai angelegt, wo sie auch Viehzucht treiben und ebenso beabsichtigen, die tropischen Produkte anderer Weltteile, wie Kaffee, Zucker und Baumwolle, anzupflanzen.

„Von Palmen wächst nur eine einzige Art wild in Australien, und diese trägt keine Früchte. Es ist die Kohlpalme, deren markige Krone ein nahrhaftes Gemüse giebt, und die deshalb bald ausgerottet sein wird. Die Schwarzen sowohl wie die weißen Kolonisten hauen sie nieder, um zu dieser Krone zu gelangen, und benutzen

nachher noch die Blätter derselben, Strohhüte und Körbe daraus zu flechten. Sie wächst auch nur in einigen wenigen Distrikten, besonders südlich von Sidney.

„Das Holz des Gumbaums, um noch einmal auf diesen zurück zu kommen, ist außerordentlich schwer und sinkt im Wasser unter wie ein Stein. Allerdings findet man verschiedene Arten davon; man hat einen blauen und weißen Gumbaum, den vorerwähnten Stringybark, den Apfelbaum, den Birnbaum und noch viele andere Gattungen, die sich aber nur durch die Farbe und Art ihrer Rinde und vielleicht die eigentümliche Stellung ihrer Zweige in etwas voneinander unterscheiden. In ihren Blättern sind sie sich alle gleich, und selbst der Malley-Busch, der sich auf sandigem Boden in der Nähe des Murray und weiter nach dem Innern zu findet, trägt das nämliche Laub."

„Apfel- und Birnbäume, Papa," rief Fritz, „ich dächte, Du hättest gesagt, es gäbe in Australien keine wilden Früchte?"

„Das ist auch der Fall," sagte der Vater, „und jene Gum-Art hat nur den Namen Apfelbaum erhalten, weil er in der Rinde und in der Stellung der Zweige einige Ähnlichkeit mit unserm Apfelbaum zeigt; sonst bringt er nichts hervor als kleine, ungenießbare Samenkapseln. Der Gum-Birnbaum trägt dagegen eine wirkliche, birnartige Frucht, schade nur, daß sie nicht sehr saftig ist, sondern — aus hartem Holz besteht."

„Aus Holz?"

„Ja, noch dazu aus so hartem Holz, daß man mit dem schärfsten Messer kaum ein Stück davon abschnitzen kann, und es gehörte eine Maschine dazu, um eine solche Birne zu zerbeißen. Dabei sind diese hölzernen Früchte mit

einer zarten, samtartigen Haut überzogen, und wenn vollkommen reif, platzen sie auf und lassen einen einzelnen, kleinen und harten Kern herausfallen. Selbst diese Birne sitzt aber verkehrt an ihrem Stiel und zwar an der dicken Seite.

„Überhaupt sind die australischen Früchte, so wenig man deren findet, das Wunderlichste, was man sich denken kann. Im Innern findet man eine Art Himbeere, die ganz hübsch aussieht, aber saftlos und zäh wie Baumwolle ist, und die kleine, wässrige australische Kirsche, die an einem niedlichen Baum wächst, hat den Kern nicht wie bei uns im Innern, sondern auswendig am Fleisch sitzen."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" rief Marie.

„Möglich ist alles," sagte der Vater. „Die Frucht wächst aus der Spitze eines Zweiges heraus, und oben in der Mitte, als Krone davon, bildet sich der Kern.

„Im tropischen Australien, besonders in der Torres-Straße wie auch auf dem benachbarten Festlande wächst dagegen eine sehr angenehme, wohlschmeckende und süße Frucht auf einem herrlichen Baum mit dunkeln, glänzenden, immergrünen Blättern. Sie hat die Größe einer Pflaume, gleicht aber im Geschmack eher der Dattel und trägt unregelmäßige Kerne, d. h. man findet Früchte mit ein, zwei, drei, ja bis zu sechs harten, festen Kernen darin.

„Damit haben wir alle die einheimischen Früchte erschöpft, und Ihr werdet mir zugestehen, daß Australien gerade nicht stolz darauf zu sein braucht. Boden und Klima sind aber geeignet, fast alle Früchte wärmerer Länder auf das vortrefflichste hervorzubringen, wenn sie nur eben angepflanzt werden. So ist die Apfelsine und

Orange nach Australien gebracht und gedeiht dort ausgezeichnet. Der Feigenbaum bringt ebenfalls reichliche und große und saftige Früchte; ebenso der Olivenbaum. Dann existiert kaum ein besseres Land als dies für die Weinrebe, und man hat jetzt begonnen, großartige Weinberge anzulegen und Wein zu keltern, der den unsrigen an Feuer übertrifft; im Norden pflanzt man Kokuspalmen, Bananen, Ananas, Zucker, Kaffee, und auch die Dattelpalme kommt vortrefflich fort."

„Von der hast Du uns aber noch nicht erzählt," sagte Fritz.

„Nein," erwiderte der Vater, „weil wir noch nicht zu den Ländern gekommen sind, in denen sie heimisch ist: Asien und Afrika. Für jetzt aber haben wir es mit Australien zu thun, und dort muß ich noch vor allen Dingen neben dem Gumbaum ein dem Land vollkommen eigentümliches Gewächs, den Grasbaum, erwähnen, der zu einer australischen Landschaft unbedingt gehört.

„Der Grasbaum ist ein höchst wunderliches Gewächs. Er treibt nur einen kurzen, dicken, schwammigen Stamm von vier bis acht Fuß Höhe und hat anstatt der Blätter einen mächtigen Büschel langer, harter Grashalme, die an allen Seiten wie eine wulstige Perücke herunterhängen. Mittenheraus aus dem obersten Wipfel schießt aber ein sechs bis acht Fuß langer, dünner Stab, der Blütenstengel, und von weitem sieht so ein Baum aus, als ob sich ein Schwarzer einen Spaß gemacht und seinen Speer hineingesteckt hätte. Gerade das Gegenteil ist aber der Fall, denn die Schwarzen benutzen diese Blütenstengel eben, sich ihre leichten Wurfspeere daraus zu verfertigen. Der Grasbaum gedeiht nur auf trockenem, dürrem Boden und hat dazu in Australien allerdings

die beste Gelegenheit. Er schwitzt ein dunkelbraunes Gummi aus, das die Eingeborenen als Leim benutzen.

„Die Gumbäume füllen übrigens nicht allein den Wald, sondern es steht auch dort noch auf den Höhen eine Akazienart, der Wattelbaum, der im Frühjahr, also im September, eine goldgelbe, herrlich duftende Blütentraube trägt. Überhaupt, so arm das Land an verschiedenartigen Bäumen und besonders Früchten ist, so reich ist es an sehr schönen und oft auch sehr angenehm riechenden Blumen, die aber meistens auf Sträuchern wachsen und die kurze Frühlingszeit weite Waldstrecken in einen Garten verwandeln. Diese gehören großenteils zu einem Australien allein eigenen Geschlecht, das wir unter dem Namen Banksias kennen, und das in Farbe und Gestalt die größte Abwechslung zeigt.

„An den Flüssen oder überhaupt dort, wo sich Wasser findet, wächst auch die Kasuarine, ebenfalls ein merkwürdiger Baum, deren Stamm und dessen Rinde der Eiche gleicht; das Holz ist auch eichenhart. Er trägt aber keine Blätter, sondern Nadeln, die fast so aussehen wie unser Schachtelhalm. Die Kasuarine findet sich übrigens auch auf den Südsee-Inseln.

„Im Innern bildet eigentlich der Murray die Grenze zwischen dem Waldland und den Malleyhügeln. Am Murray selber stehen noch die hohen, riesigen Gumbäume mit einem Unterholz von einzelnen Stechpalmen und dem sogenannten Theestrauch."

„Und wird aus dessen Blättern der Thee gemacht?" fragten die Kinder.

„Blätter hat er fast gar nicht," sagte der Vater, „und weshalb ihn die Kolonisten Theestrauch nennen, wissen sie wohl selber nicht einmal; er könnte eben so

gut Besenbusch heißen. Es ist ein dürrer, kahler, häßlicher Busch, der oft in solchen Dickichten wächst, daß man sich kaum hindurcharbeiten kann. Wo nun der Gumbaum steht, findet man auch gewöhnlich einen grauen Lehmboden, der sich den größten Teil des Murray-Thals hin erstreckt. An dessen Grenze ziehen sich aber die rotsandigen Malley-Hügel hin: wellenförmige, niedere Hügelreihen, die fast so aussehen, als ob ein wogendes Meer plötzlich in Sand verwandelt wäre. In der Regenzeit tragen sie ein saftiges Gras und eine wilde Haferart, in der trockenen Jahreszeit aber sieht der Boden vollständig nackt und kahl aus. Die Hügel deckt dann nur der Malley-Busch, eine sehr hübsche, kleine Fichtenart, und das sogenannte Stachelschwein-Gras, das in dichten Büscheln wächst und harte, scharfe Halme hat. Wo sich dies findet, dürfen es die Schwarzen gar nicht wagen, nachts durch den Busch zu gehen, denn sie würden sich die spitzen Stacheln desselben überall in die nackten Beine stoßen."

„Das Gras können also die Schafe nicht abbeißen?" sagte Marie.

„Nein, daran getrauen sie sich nicht," meinte der Vater. „Die Känguruhs knuppern manchmal daran, wenn es jung ist, machen aber auch dazwischen keine großen Sprünge, und nur das Emu mit seinen langen, hornharten Beinen läuft ungestört hindurch.

„Der Malley-Busch hat, wie ich Euch schon früher sagte, ganz die nämlichen Blätter wie der Gumbaum, aber von einer etwas lebendigeren, grünen Farbe. Jeder Busch besteht dabei aus etwa zwanzig oder dreißig Schößlingen, die dicht beisammen aus ein und derselben Wurzel emporschießen und sich oben wie ein Bouquet

ausbreiten. Die Zweige, an denen die Blätter sitzen, haben ebenfalls eine glänzende, rötliche Farbe, und der Busch sieht, mit den hellgrünen, zierlichen Fichten und deren silbergrauem Stamm dazwischen, ganz freundlich aus.

„Hier, inmitten der Malley-Hügel und des Waldes, liegen sehr häufig jene Salzbusch-Ebenen, die eine so vortreffliche Weide für die Schafe geben. Der Salzbusch ist eins der wunderlichsten Gewächse Australiens und nicht allein seines salzigen Geschmacks, sondern auch seines Aussehens wegen. Man hat verschiedene Arten, alle aber mit den fleischigen, saftreichen Blättern und alle gleich gern von den Schafen gefressen. Bei einigen sind die Blätter größer, von einer grau-grünen Farbe wie das Gumlaub; andere tragen kleine, ganz kurze, tief dunkelgrüne Blättchen, die sich weich wie Samt anfühlen, und wieder andere sehen aus, als ob sie ganz mit überzuckerten Aniskörnern bestreut wären. Wo von diesen letzteren viele bei einander stehen, glaubt man fast, die Ebene sei mit einem leichten Schnee bedeckt.

„Sonderbar ist, daß alle diese saftigen und wasserreichen Pflanzen auf dem trockensten Boden am besten gedeihen, und es bleibt manchmal unerklärlich, woher sie in solcher Dürre so viel Feuchtigkeit nehmen.

„Damit hätte ich Euch nun wohl die hauptsächlichsten Pflanzen Australiens genannt. Mit diesen könnten aber die Kolonisten sehr wenig anfangen, und das ganze Land wäre zu nichts als zu Weidegrund zu benutzen gewesen, wenn man nicht eben Getreide und andere Nutzgewächse hinübergeschafft hätte. Daß diese dort vortrefflich gedeihen, habe ich Euch schon gesagt. Jetzt finden wir besonders im Melbourne- und Adelaide-Distrikt eine Menge

vortrefflich angelegter Landwirtschaften, die dort meistens von eingewanderten Deutschen betrieben werden. Weizen wird in großer Menge von bester Güte gebaut. Ebenso gut geraten Kartoffeln. Überall legt man Weinberge an, und Apfelsinen-, Oliven- und Feigen-Gärten tragen die herrlichsten Früchte.

„Trotzdem hat sich die Kultur noch immer nur auf die südöstliche Ecke des großen Landes und einen verhältnismäßig schmalen Küstenstreifen erstreckt, denn von welcher Seite auch immer die Ansiedler versucht haben in das Innere vorzudringen, so kamen sie zuletzt doch stets zu einer großen, dürren Wüste mit heißem Sandboden, in der sie nur Gumbüsche fanden.

„Man vermutete allerdings einmal eine Zeit lang, daß im Mittelpunkt von Australien ein großer See liegen könne, und da keine Flüsse von dort herauskamen, dachte man, sie könnten vielleicht da hinein laufen. Kühne Männer unternahmen es deshalb, jenes Land zu erforschen, nahmen mit Lebensmitteln beladene Wagen und Pferde mit und wanderten getrost in den Busch hinein; aber die meisten mußten es aufgeben, den eigentlichen Kern des Landes zu erreichen. Viele sind dabei umgekommen und teils von feindlichen Schwarzen erschlagen worden, teils, wenn sie noch weiter vordrangen, wahrscheinlich vor Durst verschmachtet. Von vielen hat man gar nichts wieder gehört.

„Erst in neuerer Zeit hat man ein paarmal, wie ich Euch schon mitgeteilt habe, den ganzen Erdteil von Süd nach Nord durchschnitten. Der nordöstliche Teil des Landes ist dagegen besser erforscht worden. Ein Landsmann von uns, ein Dr. Leichardt, zog von Moreton-Bai aus — zeigt mir einmal den

Platz auf der Karte — bis nach dem Meerbusen von Carpentaria durch einen großen Teil des Innern und hat dabei mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren zu kämpfen gehabt. Wie er aber später noch einen zweiten Zug gerade in das Innere hinein unternahm, ist er mit allen seinen Begleitern auf noch unbekannte Art umgekommen.

„Jene Strecke, die er damals durchreiste, also die nordöstliche Seite von Australien, bot wohl hie und da vortreffliches Weideland, aber ganze Tage lang mußten sie wandern, ohne selbst für sich einen Tropfen Wasser zu finden, und viele ihrer mitgenommenen Stiere, die vor Durst und Erschöpfung nicht weiter konnten, schlachten. So ist es mit dem ganzen tropischen Australien; hie und da würden sich wohl dicht am Ufer Viehzüchter halten können, aber für viele ist kein Raum dort, und wenige wären vor den bösartigen Stämmen der Schwarzen, die jene Küsten bewohnen, nie ihres Lebens sicher.

„Dort oben nun hat man auch, wie ich schon früher erwähnte, die sonst nirgends in Australien heimischen wilden Büffel und Krokodile gefunden. Die Krokodile könnten allerdings durch die Torres-Straße von Neu-Guinea heruntergekommen sein, denn dort liegt Insel an Insel, und der Weg, den sie zu machen gehabt, wäre gar nicht so weit gewesen; die Büffel müssen aber doch wohl dem Lande eigentümlich sein, denn die wären nicht über jenen Meeresarm geschwommen.

„Von der ersten Herde, welche die Engländer nach Australien schafften, brachen allerdings gleich in der ersten Zeit einige Rinder aus, und es dauerte mehrere Jahre, bis man sie wieder fand. In dieser Zeit hatten sie sich auch stark vermehrt und waren vollständig wild,

von den Schwarzen aber sonderbarerweise gar nicht belästigt worden. Diese fürchteten sich nämlich vor den großen, gehörnten und ihnen gänzlich fremden Tieren und liefen, was sie laufen konnten, wenn eins in ihre Nähe kam. Von diesen Rindern könnte aber keins an die Bai von Carpentaria gekommen sein, denn sie hätten Hunderte von Meilen durch diese trostlose, wasserarme Gegend wandern müssen. Überdies gehören jene Büffel auch einer ganz verschiedenen Rasse an und hätten in dem kurzen Zeitraum nicht so ausarten können.

„Außer diesen beiden Tieren hat man oben im Norden nichts Merkwürdiges an Tieren weiter gefunden. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht doch noch manches dort existiere, wovon wir jetzt keine Ahnung haben, denn das ganze ungeheuere Innere enthält ja viel tausend Quadrat-Meilen, die bis zu diesem Augenblick noch kein Weißer betreten hat. Nach dem allen seht Ihr aber auch, daß Australien ein gar wunderliches und seltsames Land und in jeder Hinsicht von andern Ländern der Erde verschieden ist.

„Zuerst nur von wilden, schwarzen Stämmen bewohnt, dann plötzlich zu einer Strafkolonie gemacht und an seinen fruchtbarsten Stellen mit lauter Verbrechern bevölkert und jetzt wieder an allen erreichbaren Stellen in eine blühende Kolonie umgewandelt, mit Ackerbau, Weinbau, Viehzucht und Bergbau, kann es doch nur zum kleinen Teil von seinen jetzigen Eigentümern, den Engländern, benutzt werden, und all das übrige, ungeheuer weit gedehnte Land halten die Schwarzen noch ebenso in Besitz, wie sie es vor vielen Jahrhunderten thaten. Dort jagen sie das Känguruh und Emu und führen noch immer untereinander ihre blutigen zwecklosen Kriege,

so abgesondert von den Europäern, daß Tausende von ihnen noch nicht einmal einen Weißen gesehen haben.

„Nur wo sie im Bereich der fremden Eindringlinge oder ihnen gar im Wege waren, wurden sie vertrieben und vertilgt. So z. B. auf der großen Insel Van-Diemensland. Auf dieser lebten früher zahlreiche Stämme von ihnen, und jetzt treiben sich nur noch zwanzig oder fünfundzwanzig einzelne Schwarze als letzter Rest herum und erhalten das Gnadenbrot von den Weißen. Aus dem Sidney- und Melbourne-Distrikt sind sie fast ganz vertrieben oder doch wenigstens gegen die äußersten Grenzen zurückgedrängt, und selbst im Adelaide-Distrikt leben im Vergleich mit früher nur noch wenige Stämme.

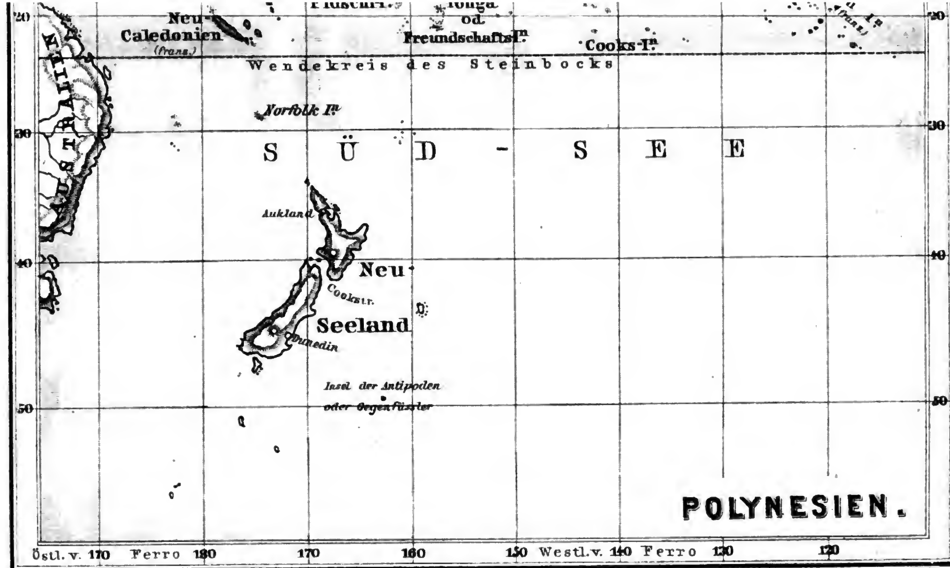
„Wie Ihr aber das ganze Land hier auf der Karte fest und in sich zusammengedrängt seht, wie Ihr jetzt gehört habt, daß es seine eigene Menschenrasse von Ureinwohnern, seine eigene Pflanzen- und Tierwelt hat, die in jeder Hinsicht von denen der übrigen Südsee-Inseln absticht, so werdet Ihr jetzt selber einsehen, daß man jene Inseln nicht mit Australien zu e i n e m Weltteil zusammenwerfen darf. Australien wird und muß deshalb stets für sich einen besondern und abgeschiedenen Teil unserer Erde bilden. Noch deutlicher wird Euch das aber vor Augen treten, wenn wir erst zu den gar nicht so weit entfernten Inseln des ostindischen Archipels kommen und dort wieder eine vollkommen andere Welt finden. Nur Neu-Guinea, eine sehr große Insel, die Ihr gerade nördlich von Kap York an der Nordspitze Australiens auch mit schwarzer Farbe bezeichnet seht, könnte in seiner südlichen Hälfte mit zu Australien gezählt werden. Aber schon an dessen Nordküste werden wir später den asiatischen Charakter treffen,

und ich behalte mir dies auf die Zeit vor, wo wir einmal über die Torres-Straße und durch die Korallenriffe hinüber fahren und uns Asien ein wenig näher betrachten werden.

„So schließe ich denn für heute mit dem Weltteile Australien, und Ihr werdet Euch mit mir freuen, wenn wir das nächstemal wieder ein Land bereisen, wo frische Quellen aus den Bergen sprudeln, und ein freundliches, gutmütiges Volk von Eingeborenen den Wald bewohnt."



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.



Verlag v. Bernhard Schlicke (Balth. Elischer) Leipzig.

Lith. Anst. v. C. Kirst, Leipzig.

170 180 170 160 150 140 130 120

30 20 10 0 10 20

Hawaii od. Sandwich In.

Oahu

Honolulu

Mauna Loa

Krater Kilauea

Hawaii

Wendekreis des Krebses

STILLER OCEAN

oder

Marschall Inseln

Carolinen

Aquator

Salomon-In.

Neu-Guinea

Neue Hebriden (franz.)

Fidschi-In.

Neu-

Schiffer In.

Tonga od.

Marquesas-In. (franz.)

Nukahiva

Gesellschafts-In. (franz.)

Tahiti

Pomotu

Friedrich Gerstäckers

Welt im Kleinen

für die

Kleine Welt.

Unterhaltende Belehrungen über das Interessanteste und Wissenswürdigste aus der Völker- und Länderkunde zum Gebrauch für Schule und Haus.

Unter Berücksichtigung der neueren Forschungen

bearbeitet und herausgegeben von

A. W. Grube.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Mit 10 Karten in Buntdruck.

Sechstes Bändchen:

Asien.



Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

ASIEN



Friedrich Gerstäckers

unterhaltende Belehrungen

über

Asien.

Neu bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Mit einer Karte in Buntdruck.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Erstes Kapitel.

Von einem Weltteil zum andern.

Wieder war eine kurze Zeit vergangen, ehe der Vater in seiner weiteren Erzählung und Schilderung fortfuhr. — Weihnachten lag jetzt auch dazwischen, und der heilige Christ hatte den Kleinen einen prächtigen Erdglobus oder eine Erdkugel gebracht, auf der die verschiedenen Weltteile und Meere ordentlich, wie sie wirklich lagen, aufgezeichnet standen.

Jetzt konnten sie den Erdglobus an ein Licht halten und drehen und sahen dann deutlich, wie der Schatten immer weiter und weiter, von Land zu Land zurückwich, und dadurch von Osten nach Westen der Tag immer mehr über die Erde sich verbreitete.

Wie es uns aber stets auf der Welt geht, daß wir da, wo wir angefangen haben zu lernen und etwas wissen, mehr erfahren wollen, so ging es auch mit den beiden Kindern, mit Fritz und Marie. Sie kannten nun schon, der Beschreibung nach, die ihnen der Vater gegeben, den größten Teil der auf dem Globus angegebenen Weltteile, nur noch nicht die beiden sehr

großen Stücke: Asien und Afrika und hätten doch jetzt ebenfalls gern gewußt, wie es dort aussah.

Weihnachten selber brachte ihnen aber auch zuviel Zerstreuung; auch fehlte dem Vater die Zeit; und die Kinder hatten soviel zu spielen und soviel Bilder anzusehen — und soviel Zuckerwerk und Pfefferkuchen zu essen, daß das Lernen noch von Tag zu Tag aufgeschoben wurde. Sobald aber Neujahr vorüber, der Baum mit seinen geschmückten Zweigen hinausgebracht, der Tisch wieder aus der Stube geräumt war, und die verschiedenen Spiele und Spielsachen ebenfalls ihre bestimmten Plätze bekommen hatten, da verlangte auch der neue Erdglobus sein Recht. Als ihn die Mutter nehmen und zu den übrigen Sachen auf den Schrank stellen wollte, da sprangen beide Kinder hinzu und riefen:

„Nein, Mütterchen, nein, nicht fortstellen. Vater hat uns versprochen, in der nächsten Zeit von Asien zu erzählen, und wenn der schöne Erdglobus erst einmal da oben steht, denkt Papa vielleicht gar nicht mehr daran."

„Ja, Kinder," meinte der Vater, der daneben auf dem Sofa saß und seinen Kaffee trank, — „ich glaubte gar nicht, daß Ihr noch Lust dazu hättet."

„So?" sagte Marie, „Fritz geht schon den ganzen Tag mit seinen neuen Wasserstiefeln, dem Tornister und Spazierstock wie mit der Pelzmütze herum und hat mir gesagt, daß er jetzt in einem Strich fort durch die Torresstraße nach Asien hineingehen wolle."

„Nun," lachte der Vater, „dann braucht er wenigstens vor der Hand die Pelzmütze noch nicht, denn dort, wohin wir durch die Torresstraße zuerst kommen, ist es sehr heiß, und sie könnte ihm da leicht zu warm werden."

„Und wollen wir durch die Torresstraße, Papa?" riefen beide Kinder zugleich.

„Wenn es Euch Freude macht, warum nicht." —

„Und auf dem Globus, nicht wahr?"

„Ei gewiß, dazu haben wir ihn ja," sagte der Vater — „dann dürfen wir aber eben so gut gleich beginnen, und wenn Ihr Euch jetzt einmal das Land ansehen wollt, so könnt Ihr mir wohl sagen, von wo aus wir am leichtesten hinüber kommen?"

„Am leichtesten jedenfalls über Rußland, Papa," sagte Marie, „denn dort brauchen wir nicht zu Schiff zu gehen."

„Aber wir sind ja noch in Australien," rief Fritz, „hast Du denn das schon vergessen? — Und von Australien, können wir doch nicht zu Land nach Asien kommen."

„Diesmal hat Fritz recht," bestätigte der Vater, „wir sind allerdings noch in Australien, und Fritz hat nicht umsonst seine Wasserstiefel angezogen, die er durch die Torresstraße wahrscheinlich sehr notwendig gebrauchen wird, — wenn es ihm nur nicht oben hineinläuft."

„Aber Du hast uns doch gesagt, Papa," meinte Fritz, „daß da eine so große Menge von Klippen läge, bis hinüber nach der großen Insel Neu-Guinea. Kann man denn da nicht von einer zur andern springen?"

„Du hast es Dir ziemlich gut gemerkt," lächelte der Vater, „aber doch nicht ganz gut, denn ich habe Euch gesagt, daß dort oben trotz der Klippen Schiffe hindurch fahren können. Wenn aber die Felsen so dicht beieinander ständen, daß ein Mensch von einem auf den andern springen könnte, so sollten es die Schiffe wohl bleiben lassen, hindurch zu fahren. Wir werden uns deshalb wohl nicht anders helfen können, als daß wir

1*

wieder zu Schiff gehen, um von dem einen Weltteil Australien nach dem andern Asien hinüber zu gelangen, und ich kann Euch nur versprechen, daß wir keine lange Seereise haben werden."

„Dazu braucht man aber auch kein großes Schiff, nicht wahr, Papa? denn die kleine Strecke kann man wohl in einem kleinen Boot fahren," meinte Fritz.

„Durch diese Straße allerdings," sagte der Vater, „aber nicht deshalb etwa, weil die Straße nicht sehr breit ist, sondern hauptsächlich, weil die Korallenriffe sie gegen die hohen Wogen des Oceans schützen. Die Meereswogen brechen sich nämlich gegen die Wand, die sich von Australien nach Neu-Guinea hinaufzieht, und die nur einige Pässe hat, durch welche Schiffe fahren können, und hinter solchen Korallenklippen kann das Wasser nie so unruhig werden, wie in offener See. Dasselbe haben wir auch schon an den Süd-See-Inseln kennen gelernt, wo ganze Inseln von derartigen Riffen umgeben werden, innerhalb deren das Wasser still und unbewegt ist.

„In der Straße selber ist der Meeresgrund nicht sehr tief, und er wechselt durchschnittlich — wo nämlich keine Klippen oder Sandbänke über das Wasser ragen — von zwanzig bis vierzig und sechzig Fuß, also immer noch tief genug, Fritz, daß es Dir in die hohen Stiefel, ja selbst in die Rocktaschen laufen könnte. Eine Menge Inseln liegen dazwischen zerstreut; auf ihnen wie auf dem australischen Kontinent findet sich aber auch sehr wenig Wasser, und sie werden nur dann und wann von den Eingeborenen Australiens oder von malayischen Schiffern besucht."

„Malayen? — Ei nicht wahr, jetzt kommen wir in deren Land, Papa?“ sagte Fritz.

„Allerdings,“ lautete die Antwort. „Diese Malayen halten sich dort aber nur des Fischfangs wegen auf, der zwischen den Klippen außerordentlich ergiebig ist, und kehren nachher immer wieder in ihre eigene Heimat zurück; bekümmern sich auch nicht viel um die australischen Eingeborenen und gehen ihnen aus dem Wege, wo sie nur können. Die Australier sind freilich, wie Ihr Euch noch recht gut erinnern werdet, ein Volk, mit dem man so wenig wie möglich zu thun haben möchte, und da sie noch außerdem gar nichts besitzen, was man von ihnen als Produkt oder Tauschartikel gebrauchen könnte, so bietet nicht einmal der Handel eine Gelegenheit, sich irgend näher mit ihnen einzulassen.

„So wollen wir denn also hier von der Torresstraße aus in unserem Boot wenigstens nach den nächsten Inseln hinüberfahren, und hier erreichen wir den südlichsten Teil Asiens, wie Ihr auf dem Globus und hier auf der etwas größeren Karte seht, in einer weit ausgedehnten Inselgruppe, die in ihrem ganzen Umfang „der ostindische Archipel“ genannt wird.“

„Ach, Papa,“ rief Fritz, „das war wohl das Land, welches Columbus meinte, als er Amerika entdeckte? — nicht wahr, dorthin wollte er segeln?“

„Wenigstens in die Nachbarschaft,“ sagte der Vater, „diese Inseln gehören aber nicht zu dem eigentlichen Indien, sondern liegen nur, wie auch ihr Name sagt, östlich von Indien, das Ihr weiter im Nord-Westen davon findet. Ganz Indien hat aber den Namen Ostindien, und wißt Ihr weshalb?“

„Weil es östlich von Europa liegt,“ sagte Fritz.

„Sehr gut geantwortet," erwiderte der Vater.

„Und Westindien heißt so," rief Marie schnell, „weil es westlich von Europa liegt."

„Ebenfalls richtig," nickte ihr der Vater lächelnd zu. „Da nun diese Inseln ziemlich dieselben Produkte hervorbringen und auch ein ganz ähnliches Klima haben wie Indien, ja sogar zum Teil von einem ähnlichen Volk bewohnt werden, so glaubte man auch, auf sie noch den Namen Indien ausdehnen zu können, und nannte sie nur zum Unterschied von dem Festland: die ostindische Inselgruppe oder den ostindischen Archipel.

„Hier nun, im ganzen Süden, bildet der Indische Ocean die entschiedene und natürliche Grenze, und wollten wir in unserem Boot — was wir aber nicht wagen dürfen, östlich herum und nach Norden zu fahren, so würden wir bald wieder einen andern Archipel erreichen, der an dem größten Teil der Ostküste hinauf liegt. Dies ist, wie Ihr auf der Karte seht, das große japanesische Reich oder Japan, das nur aus einer Anzahl von Inseln besteht und im Osten von dem gewaltigen Stillen Ocean bespült wird.

„Der Stille Ocean oder das Sille Meer bildet auch die Ostgrenze des ganzen Weltteils und zwar oben vom Eismeer nieder durch die gemäßigte und heiße Zone bis zum zehnten Grad Süder-Breite, — Ihr wißt ja, was ich damit meine. Oben im Norden aber bespült das Eismeer allein die kalten Gestade des weiten russischen Reiches durch ganz Asien hindurch, denn der ganze Norden von Asien gehört, wie fast der ganze Osten von Europa dem russischen Zaren oder Kaiser.

„Hier oben, Fritz, dürftest Du auch Deine Pelzmütze wieder aufsetzen, denn dort ist es, mit Ausnahme

von ein paar Sommermonaten, ganz bitter kalt. Asien reicht auch dort bis zum 75. Breitengrad hinauf, ja mit einigen Landzungen und Vorgebirgen sogar noch weiter nach dem Nordpol zu.

„Sind wir indessen, was nur im hohen Sommer möglich ist, an der ganzen rauhen Nordküste dieses Weltteiles hingefahren, so dürfen wir dann nicht an der Westküste von Rußland herunter, um zugleich auch die Westgrenze von Asien zu verfolgen, sondern wir müssen mitten hindurch durch das große Reich und treffen da oben, etwa zwischen dem 75. und 86. Grad östlicher Länge von Ferro, die Ausläufer eines gewaltigen Gebirges, das, vom Norden nach Süden laufend, die westliche Grenze Asiens bildet und dadurch auch das asiatische und europäische Rußland, wenigstens eine Strecke weit, voneinander trennt. Ich meine das Uralgebirge.

„Bis zum Schwarzen Meer hinab, das Ihr ebenfalls auf der Karte verzeichnet findet, sind die westlichen Grenzen Asiens nicht immer natürliche, das heißt, Marie?"

„Kein Fluß, Meer oder Gebirge scheidet es vom anderen Land! — nicht wahr, Papa?"

„Ganz gut. — Vom Schwarzen Meer aber an, neben dem, wie Ihr wißt, das Marmormeer liegt, umschließen diese beiden Seeen mit dem Mittelländischen Meer die Westgrenze Asiens, bis wir zu jener merkwürdigen Landenge kommen, die Asien hier unten auch sogar mit Afrika eng verbindet. — Wie heißt sie?"

„Die Landenge von Suez," riefen beide Kinder zugleich.

Der Vater nickte ihnen freundlich zu und fuhr fort:

„Von dort aus, sobald wir die nicht sehr breite Landenge passiert haben, kommen wir wieder in die See und zwar in das Rote Meer, das Ihr aus Eurer biblischen Geschichte hoffentlich kennt, und wenn wir dann nach Süden folgen, wohin endlich zurück?"

„In den Indischen Ocean," sagte Fritz.

„Allerdings," nickte der Vater, „und das ist auch die Reise, mit welcher die Briefpost von Europa nach Indien befördert wird. Man fährt jetzt auf den Dampfschiffen, die von England, Frankreich oder Deutschland aus über das Mittelländische Meer fahren, durch den Kanal von Suez in einem Zuge ins Rote Meer. Wer zu Lande fahren will, setzt sich auf die Eisenbahn, die ihn noch schneller über die ganze Landenge bringt, und im Roten Meer warten dann schon wieder andere Dampfschiffe auf die Reisenden und auf die Briefsäcke, die augenblicklich weiter befördert werden. Man kann auf diese Weise in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit um die ganze Erde kommen."

„Und wie lange fährt man da, Papa?" fragte Marie.

„Nun man rechnet," sagte der Vater, „von einem der englischen oder nordischen Häfen aus etwa sechs Wochen, um von dort — also von London oder Hamburg bis nach Java zu kommen, und die Insel Java liegt, wie Ihr auf der Karte finden könnt, ganz unten im Süden des ostindischen Archipels, — jedenfalls also doch eine Reise von über 1500 deutsche Meilen, was einige dreißig deutsche Meilen auf den Tag machen würde."

„Aber wie viel Meilen kann eigentlich ein schnelles Schiff in einem Tage segeln, Papa?" fragte Fritz, „wenn es in einem fort fährt, ohne anzulegen?"

„Anlegen kann es überdies draußen auf offener See nicht gut," lächelte der Vater, „wenn aber ein Schiff durchschnittlich, — d. h. jeden Tag gerechnet, vier Grad in 24 Stunden zurücklegt, so kann man annehmen, daß es sehr gut gelaufen ist, und wenig Schiffe werden das auf einer langen Reise durchführen. Ich meine hier übrigens Breitengrade oder Längengrade in der Nähe des Äquators, wo noch 15 geographische oder deutsche Meilen auf einen Grad gehen, denn weiter oben im Norden oder tiefer im Süden laufen die Grade, wie Ihr auf dem Erdglobus sehen könnt, immer spitzer zusammen, bis hoch oben im Norden ein Schiff in derselben Zeit 25 Längengrade durchsegelt, wie unter dem Äquator fünf."

„Aber Papa, es giebt doch auch englische Meilen," sagte Fritz, „ich habe neulich einmal etwas davon gelesen. Wie groß sind denn die?"

„Die Berechnung mit den englischen Seemeilen ist sehr leicht," sagte der Vater, „denn vier englische machen immer eine geographische. Anstatt also daß wir den Grad zu 15 geographischen Meilen rechnen, zählen wir nach englischen Seemeilen 60."

„Und wie viel Tage würde also ein gutes Schiff brauchen, wenn es um die ganze Erde segeln wollte?" fragte Fritz.

„Das ist ein sehr hübsches Rechenexempel für Dich selber," sagte der Vater. „Wie viel Längengrade hat die ganze Erde in Umfang?"

Fritz besann sich eine Weile, denn er hatte in der letzten Zeit gar nicht mehr an die Gradeinteilung gedacht.

„Warte einmal," sagte er endlich, den Finger an die Nase legend — „neunzig und neunzig — halt, jetzt hab'

ich's — 180 Grad östlicher und 180 Grad westlicher Länge, macht also zusammen 360 Grad."

„Sehr schön, und mit vier dahinein dividiert."

„Bleiben 90," sagte Fritz — „also würde ein Schiff gerade 90 Tage oder drei Monat gebrauchen, um die ganze Erde zu umsegeln."

„Ja, mein liebes Kind," sagte der Vater, „segeln könnte es indessen gar nicht, weil es nicht immer günstigen oder gleichstarken Wind hätte, also müssen wir schon ein Dampfschiff dazu nehmen. Das braucht aber auch wieder einigen Aufenthalt, um an den verschiedenen Plätzen Kohlen einzuladen, sonst geht ihm auf einmal der Dampf aus, und es bleibt ganz liegen. Außerdem kann man aber auch nicht in einem geraden Strich um die ganze Erde fahren, und willst Du an der Landenge von Darien — Du weißt doch, wo das ist?"

„Inmitten zwischen Nord- und Südamerika." —

„Willst Du also dort aussteigen, so geht auch wieder Zeit verloren, und Du mußt ein ganz anderes Schiff nehmen. Ebenso muß man durch das Rote Meer eine ganze Strecke von Norden nach Süden, also auch viel aus dem Weg fahren. Wenn man auf diesen ganzen Aufenthalt aber einen Monat oder sechs Wochen rechnet, so glaube ich wohl, daß ein Reisender mit raschsegelnden Dampfschiffen, jene zwei schmalen Landengen eingerechnet, eine Reise um die ganze Erde in vier bis vier und einem halben Monat machen könnte. Ein Segelschiff dagegen kann nicht darauf rechnen, unter zwölf Monaten herum zu kommen, da es nicht immer im stande ist, gerade aus zu fahren.

„Doch wir geraten ganz von dem ab, was ich Euch erzählen wollte, nämlich von Asien, dessen Grenzen wir

uns vor allen Dingen einmal betrachtet haben. Wenn Du Dir nun das ganze Land auf Deinem Globus oder auf der Karte ansiehst, Fritz, so wirst Du finden, daß sich davon nicht so leicht eine Karte aus dem Kopf zeichnen ließ, wie von Australien oder selbst von Amerika, und woher kommt das wohl?"

„Weil es eine so große Menge zerstreuter Inseln hat," sagte Fritz, „und außerdem so viel Biegungen an den Küsten."

„Was haben die für einen Namen?"

„Ja so — Meerbusen — so viele Meerbusen und Seeen und Vorgebirge und Halbinseln! — Und dann ist das Land auch so sehr groß und geht über so viele Grade weg und ist im Innern in so viele kleine Teile geteilt."

„Ja, mein Kind," sagte der Vater, „den Nachteil haben allerdings die vielen Meerbusen und Vorgebirge, daß man sie nicht leicht aus dem Kopf nachzeichnen kann, aber für das Land selbst sind sie von außerordentlichem Wert, weil sie die Küsten nicht allein so viel weiter ausdehnen, sondern auch eine Menge Häfen und geschützte Stellen bieten, an denen die Schiffe sicher vor Stürmen ankern mögen. Ich erinnere mich, Euch schon bei Griechenland etwas Ähnliches gesagt zu haben, und welchen Nutzen es dem Volke selbst bringt, dafür haben wir das Beispiel an Ort und Stelle.

„Die Asiaten, eben durch ihre eingeschnittenen Küsten begünstigt, sind in der Seefahrt außerordentlich thätige Nationen, und ihre Schiffe befahren das Indische Meer und die benachbarten Seeen und Meerbusen nach allen Richtungen."

„Und haben sie auch so große Schiffe wie wir?“ fragte Marie.

„Nein, mein Kind,“ sagte der Vater, „so weit in der Schiffsbaukunst wie wir sind sie allerdings noch nicht, denn mit der Kunst und Gesittung des Menschen sind auch die Fahrzeuge, mit denen er die See befährt, gewachsen, — das heißt größer gebaut worden. —

„Die ersten waren Flöße oder ausgehöhlte Baumstämme, — Canus, wie man sie nennt; — dann verbesserte man diese, indem ein Rand aufgesetzt wurde, damit die Wellen nicht so leicht herüber schlugen, und so wurde eins nach dem andern zweckmäßiger eingerichtet, bis wir jetzt ein Schiff zusammengestellt haben, das im stande ist, 10,000 Menschen auf einmal zu tragen. Die Engländer haben nämlich in der allerneusten Zeit ein solches Riesenfahrzeug gebaut, und es ist das das Kunstvollste und Großartigste, was bis jetzt in der Schiffsbaukunst geleistet wurde.

„Jene asiatischen Völker nun könnten ein solches sehr großes Schiff eben gar nicht gebrauchen, da sie zwischen ihrer Menge von Inseln und Sandbänken und Riffen oft auch Untiefen haben, welche nur flachgehende Schiffe passieren können. Bei ihnen kommt deshalb alles darauf an, nur recht rasch von einem Ort zu anderen zu gelangen, und dazu bedienen sie sich teils sehr schnell segelnder eigentümlich gebauter Fahrzeuge, die sie Dschunken nennen, teils einer noch flacheren Art von sehr großen Booten, Prauen genannt, die mit einem Segel versehen sind, im schlimmsten Fall aber und bei Windstille auch gerudert werden können. Damit fahren sie von einer Insel zur andern und treiben mit den ver-

schiedenen und reichen Produkten dieser Gegenden einen sehr bedeutenden und einträglichen Handel.

„Die Folge davon ist, daß sie sich viele Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen können, die andere Völker, denen nicht so viele Seebuchten und Meerbusen gegeben sind, entbehren müssen. So haben wir die Beispiele an ganz Australien, das nur sehr wenig Häfen für Seeschiffe hat, und dessen Bewohner daher auch gar keine Seefahrer gewesen sind. Eben so wenig sind es die Amerikaner an der westlichen Küste des ganzen amerikanischen Kontinents, Californien jetzt ausgenommen, und Ähnliches werden wir auch wieder an vielen Küsten Afrikas finden.

„Hiermit haben wir aber wenigstens einen Anfang mit Asien gemacht und vor allen Dingen die Grenzen betrachtet, die Ihr Euch ordentlich merken müßt. Sie sind freilich schwieriger zu behalten, als von irgend einem andern Weltteil, weil sie eben so oft wechseln; aber der Erdglobus giebt Euch schon einen deutlichen Begriff der ganzen Lage des Landes, das wir morgen hoffentlich genauer kennen lernen."

Zweites Kapitel.

Ein Überblick über den Weltteil Asien.

Am vorigen Tag hätten die Kinder gern noch etwas Weiteres über Asien gehört, der Vater war aber zu beschäftigt, um den ganzen Abend bei ihnen zu bleiben, und

riet ihnen nur, die Karte selbst etwas vorzunehmen. Sie möchten sich dann in ein Schiff denken und damit dicht an der ganzen asiatischen Küste hinfahren, was jedenfalls eine höchst interessante Reise werden mußte.

Dem Rat folgten sie denn auch, gerieten aber dabei in eine Menge von Stellen, aus denen sie sich kaum wieder heraus finden konnten, soviel Buchten, Vorgebirge und Inseln gab es dort, und soviel verschiedene Namen hatten die Meere.

Vor dem nächsten Abend fand der Vater aber keine Zeit, die begonnene Erzählung über Asien wieder aufzunehmen, und Fritz wollte denn gar so gern gleich wissen, was die verschiedenen Farben bedeuteten, und welchen Ländern oder Völkern jene Küstenstriche gehörten. Aber der Vater beantwortete ihm selbst diese Frage nicht gleich und sagte:

„Vor allen Dingen, mein kleiner Bursch, ist es nötig, daß wir uns den Weltteil, den wir jetzt etwas genauer durchnehmen wollen, im allgemeinen betrachten, um erst einmal einen Überblick darüber zu bekommen.

„Asien liegt also vor uns als ein weit und mächtig, nach Osten und Westen, ausgedehntes Land, das von vielen Gebirgen durchzogen ist und einen großen Flächenraum einnimmt, also, — wie Ihr Euch wohl denken könnt, auch ziemlich bedeutende Ströme hat. So große freilich nicht wie Amerika. Die Ursache davon liegt aber in verschiedenen hohen Gebirgsrücken, die sich von Ost nach West, ziemlich in der Mitte Asiens, durch den ganzen Weltteil ziehen und dadurch eine Wasserscheide bilden, welche die Gewässer von der nördlichen Hälfte Asiens in das Polarmeer, die der südlichen aber fast

durchgängig in das Indische Meer sendet. Diese letzteren sind indessen die bedeutendsten.

„Überhaupt ist Asien ein außerordentlich gebirgiges Land, besonders im Süden, und zeigt eigentlich, was die Erhöhungen seines Bodens betrifft, — dieselben Verhältnisse, die wir in Deutschland beobachten können, — nur hier in Asien weit mehr im Großen.

„Der Süden des Landes ist nämlich der gebirgigste, wie auch bei uns die Schweiz im Süden von Deutschland den höchsten Kern bildet. Ganz ähnlich, wie in Indien die Himalaya-Berge nach dem Indischen Meere, so dachen sich auch bei uns die Alpen nach dem Mittelländischen Meere zu ab.

„Die Mitte des Weltteils bilden außerdem in Asien — wie bei uns in Bayern z. B., weitgedehnte Hochebenen, und der Norden ist so flach wie unsere nordische Küste — ein Beweis also, daß sich der Charakter des ganzen Bodens, mit Unterbrechungen natürlich, doch im allgemeinen vom Stillen bis zum Atlantischen Ocean gleich bleibt.

„Asien darf außerdem auf die Ehre Anspruch machen, das höchste Gebirge der bekannten Erde zu besitzen, und zwar liegt dies ähnlich wie bei uns die Schweizer Alpen liegen, und scheidet mit seinen riesigen Bergrücken das chinesische Reich von Vorderindien, — das große gelbe Land auf der Karte also von dem roten. Ihr seht hier das Gebirge, das sich von Osten nach Westen zieht, auch zwischen dem 25. und 36. Grad Norder-Breite angegeben, und es heißt das Himalaya-Gebirge."

„Und sind die Spitzen desselben viel höher wie die in Amerika?" fragte Fritz.

„Allerdings sind die Riesenkegel in den südamerikanischen Anden, wie der 23,000 Fuß hohe Sorata, auch ganz anständige Berge; der Gaurisankar (Mount Everest) mit 27,200 Fuß (8840 Meter) und der Kantschinschinga mit 26,400 Fuß können es aber doch noch besser, und wir müßten auf den 19,800 Fuß hohen Chimborasso noch unsere Schneekoppe und den Brocken dazu aufsetzen, um diese Höhe zu erreichen."

„Und liegt auch auf diesen Bergen in Asien ewiger Schnee, Papa?" fragte Marie.

„Gewiß, mein Kind," sagte der Vater, — „die Gegend, wo die Gebirge liegen, macht nicht den geringsten Unterschied, — ob das in Sibirien oder unter dem Äquator ist, — sobald einmal die sogenannte Schneegrenze überschritten wird, liegt dort auch im Sommer wie im Winter Schnee. Der einzige Unterschied zwischen heißen und kalten Ländern, — wie ich Euch das schon früher einmal erklärt habe, — ist nur der, daß in kalten Ländern die Schneegrenze viel tiefer herunter reicht, — in den höchsten Polarländern sogar bis auf die Meeresfläche, während man unter dem Äquator wenigstens 16—17,000 Fuß steigen muß, bis man an den Schnee kommt.

„Das Himalaya-Gebirge zwischen dem 25. und 30. Grad nördl. Breite hat seine Schneegrenze also ungefähr mit 15,000 Fuß Höhe, und Ihr könnt Euch nun etwa denken, wie gewaltig das aussehen muß, wenn im Sommer die untere Hälfte bis etwa 15,000 Fuß mit grünem Wald oder Büschen bedeckt liegt, während die ganze übrige Hälfte des Berges, also 14,000 Fuß Höhe, mit ewigem Schnee und Eis bekleidet ist.

„Das Himalaya ist in der That ein ganz gewaltiges

Gebirge, und selbst die Pässe oder Wege, die an den gangbarsten und niedrigsten Stellen hinüberführen, liegen noch 14—15,000 Fuß hoch über der Meeresfläche, also höher, wie unser höchster Berg in Europa ist.

„Die Gebirge des ganzen Weltteils könnte ich Euch nun wohl hier nennen, aber es würde Euch nichts helfen, denn sie sind so zahlreich und klingen Eurem Ohr so fremd, daß Ihr sie doch augenblicklich wieder vergessen würdet. Ein Hauptrücken davon trennt das russische Reich von China und der Tartarei oder Turan, wo er sich westlich in eine weite Steppenwüste verliert. Andere bedeutende Gebirgszüge laufen aber noch fast an allen Küsten Asiens hin und erstrecken sich besonders bis in die Spitzen jeder Halbinsel hinaus. Ja sogar der ostindische Archipel trägt hohe Berge, und Ihr könnt es auf jeder größeren Karte verfolgen, wie sich ein und derselbe Gebirgsgang von den Himalayabergen selbst durch die schmale Halbinsel (die als Malakka auf der Karte angegeben ist) nach Sumatra und fast durch den ganzen Archipel hindurchzieht.

„Das Innere Sumatras, durch welche ziemlich bedeutende Insel der Äquator läuft, ist noch gar nicht bekannt, und man weiß deshalb auch nicht, wie hoch die Gebirge darin sind; sie laufen aber von der Nord- bis nach der Südspitze und biegen sich von dort gegen Osten, wo sie sich durch die ganze Reihe von Inseln erstrecken, die Ihr auf der Karte angegeben findet. Die meisten dieser Gebirge enthalten sogar thätige Vulkane, die noch bis auf den heutigen Tag Rauch, Asche und Lava auswerfen.

„Ein anderes nicht unbedeutendes Gebirge liegt in Vorder-Indien. — Ihr findet das Land rot auf der

Karte angegeben. Verschiedene Abzweigungen erstrecken sich davon unter anderen Namen nach allen Seiten, und von Tibet ziehen der Hindu-Goh und der Elbrus ostwestlich und einzelne Ausläufer stehen selbst mit dem Kaukasus in Verbindung, der, wie Ihr wißt, mit die Grenze zwischen Europa und Asien bildet.

„Im ganzen ist also Asien ein sehr gebirgiges und deshalb auch ein vortrefflich bewässertes Land, das neben den steilsten und höchsten Bergkuppen die fruchtbarsten und herrlichsten Thäler aufweisen kann, — wenn auch sein Klima, der ungeheuren Ausdehnung nach, sehr verschieden sein muß. — Im Norden reicht es nämlich eben so weit in den Polarkreis hinein, wie im Süden über den Äquator hinüber, — etwa 10—11 Grad, umschließt also vollständig die drei Zonen der nördlichen Erdhälfte und bringt deshalb alle Produkte hervor, die auf der Welt überhaupt gezogen werden können. Es vereinigt sogar — mit Ausnahme einiger australischen und afrikanischen Sonderlinge, die meisten Tiere in sich, die sich auf der Erdkugel finden."

„Von denen erzählst Du uns gewiß, Papa," baten die Kinder.

„Allerdings," sagte der Vater, „aber erst wenn die Reihe an sie kommt, denn ehe wir uns mit den Tieren eines Landes beschäftigen können, müssen wir uns doch ein wenig näher umschauen, wie das Land selber aussieht.

„Vor allen Dingen ist es da nötig, daß Ihr erfahrt, wem es gehört, und da stellt sich denn heraus, daß es eben so viele und fast noch mehr Herren hat als Amerika. Auch nach diesem Weltteil haben nämlich die Europäer den Arm ausgestreckt und einen großen Teil

davon in Besitz genommen; die Farben geben Euch darin den besten Überblick, und wenn wir dann oben anfangen, sehen wir gleich, daß sich das in Europa heimisch gewordene Rußland allmählich dermaßen über Asien ausgebreitet hat, daß es schon jetzt von der Ostsee bis zum Stillen Meer hinüberreicht. Da es nun nach Osten zu weiter nichts mehr gelangen kann und im Norden auch natürlich durch das Eismeer eingedämmt wird, so fängt es jetzt mit dem Süden an und sucht dort eine Provinz nach der andern, halb in Güte, halb mit Gewalt, sich anzueignen."

„Das werden sich aber die Eingeborenen doch nicht gefallen lassen," rief Fritz entrüstet. „Wenn sie alle zusammenhalten, kann Rußland gewiß nichts ausrichten."

„Mein liebes Kind," sagte der Vater, „die Uneinigkeit ist schon der Untergang manches Volkes gewesen und wird es auch noch in späteren Jahren sein. Rußland dagegen ist ein einziges, sehr mächtiges Reich, das nur von dem Willen eines einzelnen Menschen abhängt und im Krieg oder Frieden allein dessen Befehle kennt. Wenn dieser es für gut findet und sich stark genug weiß, bricht er über den Schwächern her und nimmt, was er eben Lust hat."

„Aber das ist doch nicht recht," rief Fritz.

„In dem Verkehr mit ganzen Völkern," sagte der Vater, „scheint ein anderes Gesetzbuch für unser Gewissen zu herrschen, als in dem gewöhnlichen Verkehr untereinander, denn es geschieht dort manches, was wir hier nicht billigen würden."

„Dann sind es wahrscheinlich eben solche wilde und uncivilisierte Indianer, die es sich unterworfen hat," meinte Marie.

„Mein Kind, das kann man hier gerade nicht sagen," erwiderte der Vater, „denn einige dieser Völker haben schon einen ziemlichen Grad von Intelligenz oder doch wenigstens von Kultur erreicht und waren wenigstens tüchtige Ackerbauer und Viehzüchter, wie auch in sehr vielen Gewerken nicht unerfahren. Das half ihnen aber nichts. Rußland brauchte das Land, um nach und nach immer mächtiger zu werden und — wie es sagt — nicht fürchten zu müssen, von dem Süden angegriffen zu werden, und seine Nachbarn waren bis jetzt gewöhnlich nicht stark genug, sich ihm ernstlich widersetzen zu können."

„Aber wie heißt denn das große Reich, das da gleich unter Rußland liegt und gelb angemalt ist," sagte Marie, — „das müßte doch stark genug sein, sich ihm zu widersetzen."

„Das ist China, mein Kind," erwiderte der Vater, „und hat im ganzen allerdings noch mehr Einwohner, wie das ganze ungeheure Rußland zusammen, aber die Leute sind dort auch nicht einig untereinander, und sehr kriegerisch sind die Chinesen auch nicht mehr; da kann denn natürlich der vielleicht nicht so starke aber einige Nachbar seine Zeit abwarten und sie nachher doch besiegen. Rußland hat auch jetzt fortwährend Grenzstreitigkeiten mit jenem Reich, die immer gütlich beigelegt werden, bei denen China aber ein Stück Land nach dem andern verliert und Rußland sich immer mehr nach Süden ausbreitet. So hat es vor ganz kurzer Zeit wieder den oberen Teil des Amurlandes genommen, was Ihr von der Nord-Ost-Grenze des chinesischen Reiches mit gelben und grünen Strichen darin angegeben findet, und das ein außerordentlich fruchtbares und herrliches Land sein soll. Auch an der Nord-West-

Grenze sind Schwierigkeiten erhoben, und Rußland setzt überall seinen Willen durch."

„Aber ich dächte, in China wäre rings um das Land her eine große und dicke Mauer gebaut," sagte Fritz, „so daß gar keine Grenzstreitigkeiten stattfinden und keine Fremden überhaupt über die Mauer herüber könnten."

„Eine solche Mauer steht allerdings," sagte der Vater, „aber nicht um das ganze Land her, ja jetzt sogar nicht einmal an der Grenze, doch von der erzähl' ich Euch später einmal, da uns das heute zu lange aufhalten würde.

„Rußland also nimmt von Asien die ganze kalte und einen Teil der gemäßigten Zone ein, China mit den japanischen Inseln die Osthälfte der gemäßigten, während im Westen die Tartarei, Persien, Arabien und die Asiatische Türkei daran grenzt. Die heiße Zone beschränkt sich allein auf Vorder- und Hinter-Indien und auf den ostindischen Archipel, auf dem besonders alle Produkte der Tropenländer in großer Fülle und Güte gezogen werden."

„Um Euch den Überblick zu erleichtern, möchte ich Euch noch einmal auf die Farben aufmerksam machen, und da ist dunkelgrün für die Russische Farbe beibehalten worden, während das lichte Grün hier unten in Indien die noch nicht unterworfenen indischen Stämme und Länder anzeigt. —

„Das helle Rot ist wieder England, das hier in Asien sehr bedeutende Besitzungen hat. Aber auch die Holländer haben eine große Anzahl von Inseln und zwar alle unten im ostindischen Archipel. Seht Ihr die Inseln, die blau angemalt sind?"

„Aber, Papa," sagte Marie, „einige von den Inseln haben ja hellgrüne und blaue Stellen. Was bedeutet das?"

„Daß die Holländer wohl einen Teil der Insel in Besitz haben, aber noch nicht die ganze Insel unterwerfen konnten, und deshalb noch eingeborene Fürsten darauf regieren."

„Gehört das Land hier links oben denn auch den Holländern, Papa?" fragte Fritz. — „Das ist ja auch blau." —

„Nein," sagte der Vater. „Das ist Kleinasien oder die asiatische Türkei, die dem Sultan gehört, der in Konstantinopel wohnt. Ebenso hat der Sultan auch über das blau gemalte Arabien Oberhoheits-Rechte, obgleich auch in Arabien noch viele unabhängige Nomadenstämme wohnen. — Das braune Land dagegen ist Persien, das einen eigenen Fürsten oder Schah hat, und nördlich von Persien liegt ein ebenfalls blau angezeigtes Land, das Turan heißt, und in dem freie Tartarenstämme wohnen."

„Und Japan gehört nicht mit zu China?" fragte Fritz.

„Nein," sagte der Vater, „Du siehst das auch schon an den verschiedenen Farben. Die Japanesen haben aber sehr große Ähnlichkeit mit den Chinesen, im Aussehen sowohl, wie in Sprache, Kleidung, Schrift und Staatsverfassung. Dennoch sind es zwei von einander sehr verschiedene und von einander ganz unabhängige Länder, die sich bis jetzt beide sehr streng von allen übrigen Völkern abgeschieden haben und keinem Fremden den Zutritt in ihr Land gestatteten. Erst in ganz neuerer Zeit haben die Europäer angefangen, mit ihnen

einen Handelsvertrag abzuschließen, und es scheint fast, als ob Japan und China, beide zugleich dem Verkehr mit der übrigen Welt erschlossen werden sollten. Doch davon später; — soviel ich weiß, habe ich Euch noch nichts über die Flüsse Asiens gesagt, die doch jedenfalls dazu gehören, wenn man einen Überblick von dem Land bekommen will.

„Wie schon früher erwähnt, hat das Land mehrere sehr bedeutende Ströme, die mit den amerikanischen und afrikanischen wetteifern können, obwohl sie nicht ganz die Länge des Maranna erreichen. An ihre Namen knüpfen sich ehrwürdige Sagen und Geschichten. So wie wir hier in Asien den Berg Ararat haben, auf welchem die Arche Noah soll gelandet sein, so finden wir in Syrien den Libanon mit seinen berühmten Cedern, und an diesem entspringt der Jordan, in welchem Johannes den Heiland taufte, und der unweit von Jerusalem in das Tote Meer mündet.

„Nicht weit von der arabischen Grenze fließt der Euphrat, an dem die Ruinen von Babylon liegen.

„Vorder-Indien und China haben noch bedeutendere Ströme, als der Euphrat ist. Ich nenne Euch von diesen nur den Ganges, den heiligen Strom der indischen Religionen, und den Indus.

„Der Ganges ist in sofern merkwürdig, als er da, wo er in den Meerbusen von Bengalen münden will, ein ganz flaches, sumpfiges und deshalb auch sehr ungesundes Land findet, durch das er sich nun verteilt und in einer großen Anzahl von Mündungen dem Indischen Meer entgegenläuft.

„Ähnlich so macht es der Mississippi in Nord-

Amerika, der auch auf diese Weise in den Golf von Mexiko mündet.

„In Hinter-Indien fließt der Irrawaddy, auch ein großer Strom mit zahllosen Mündungen, alle nach Süden in den Indischen Ocean, während China ebenfalls noch einige sehr bedeutende Ströme, aber mit sehr schwer zu behaltenden Namen aufzuweisen hat. Wenn ich sie Euch auch nenne, werdet Ihr sie doch wohl nicht merken können."

„Oh, ich denke doch, Papa," rief Fritz — „wie heißen sie denn?"

„Nun gut, Ihr könnt es versuchen," — sagte der Vater — „den längsten Lauf in Asien hat jedenfalls der Yangtsekiang und nach ihm der Hoangho; — wie hieß also der erstere?"

„Ja — jang —" stotterte Fritz.

„Ja, das dacht' ich wohl," lachte der Vater, — „mit dem Chinesischen will es noch nicht so recht vorwärts, aber das schadet Euch nichts, und Ihr könnt Euch diese beiden größten Ströme Chinas vielleicht besser in der Übersetzung merken, denn Yangtsekiang heißt der Blaue und Hoangho der Gelbe Strom.

„Der erstere Strom kommt ganz aus dem Innern, läuft von West nach Ost und ergießt sich endlich, nach einem Lauf von fast 700 Meilen, unterhalb der japanischen Inseln in das Stille Meer.

„Der Hoangho oder Gelbe Fluß entspringt in demselben Gebirge, wie der Blaue Strom, und hält sich fortwährend nördlich von ihm, wo er nach einem Lauf von etwa 540 Meilen sich nicht weit von der Mündung des Blauen Stromes ebenfalls in das Stille Meer ergießt.

„Im asiatischen Rußland (Sibirien) sind die bedeutendsten Ströme der Ob, Jenissei und die Lena, die alle vom Süden nach Norden laufen und sich in das Eismeer ergießen. Alle aber haben keine große Bedeutung für den Handel, da das Polar-Meer nur wenige Monate im Jahr befahren werden kann, — und jenes Land selbst noch viel zu wenig kultiviert und bevölkert ist.

„Was nun das Klima betrifft, über das ich Euch noch nichts gesagt habe, so ist das, wie Ihr Euch denken könnt, in Asien fast in jedem Land verschieden, da wir hier nicht allein alle Zonen, sondern auch sehr viel außerordentlich hohes und dann wieder flaches und sumpfiges Land haben.

„An den Mündungen der Flüsse in Indien ist es allerdings sehr ungesund, und die Europäer müssen sich erst sehr vorsichtig an das dortige heißfeuchte Klima gewöhnen, ehe sie ohne Gefahr darin aushalten können. Im Hochland scheint es aber dafür desto gesünder, und selbst im ostindischen Archipel weiß man nur an den flachen Küstenstrichen etwas von gefährlichen und ansteckenden Krankheiten.

„Übrigens hat man nach genau angestellten Beobachtungen gefunden, daß Asien in den gleichen Breitengraden etwas kälter liegt wie Europa und Afrika, und ein Gleiches ist ja auch mit Amerika der Fall. Unter denselben Breitengraden ist es nämlich in Asien weder in der gemäßigten noch heißen Zone so heiß, wie weiter im Westen, und hoch im Norden sogar bedeutend kälter, als unter derselben Höhe in Norwegen und Schweden.

„Wie ich Euch schon sagte, vereinigt Asien fast alle Tiere der bekannten Erde in sich und auch fast alle

Menschenrassen und Pflanzen, deren jede den passenden Boden findet. Asien hat seine Alpen und Gletscher wie seine brennenden Sand- und Salzwüsten, seine Hochebenen und Sümpfe, seine Eisberge im Norden und seine mit Gewürzbüschen bewachsenen Inseln im Süden. Asien ernährt dabei zu gleicher Zeit den Eisbären und den Elefanten, die Fettgans und den Paradiesvogel, den Walfisch und den kleinen zierlichen Goldfisch, und während im Norden dürftiges Moos und verkrüppelte Birken den Boden decken, steht im Süden die wehende Kokus- und Arecapalme. Aber das alles wollen wir uns nach einander in der Nähe betrachten, und es kommt nur jetzt auf Euch an, ob wir erst mit dem Norden oder Süden beginnen wollen."

„Aber Papa," sagte Fritz, „wenn wir durch die Torresstraße kommen? —"

„Ja so," sagte der Vater, „daran hab' ich ja gar nicht mehr gedacht, wir kommen ja von Australien, da bleibt uns dann freilich weiter nichts übrig, als mit dem Süden zu beginnen. Wenn man aber wie wir heute im Galopp über ganz Asien gelaufen ist und sich Gebirge und Flüsse betrachtet hat, so denk' ich, darf man sich auch ein wenig ausruhen. Morgen aber wollen wir uns dafür auch den schönsten Teil des ganzen großen Weltteils gleich von vornherein betrachten, und Ihr werdet da besonders staunen, welchen Unterschied Ihr zwischen Asien und dem Nachbarland Australien findet.

„So, für heute also gute Nacht, und betrachtet Euch morgen früh einmal die verschiedenen Inseln recht genau, die in einer dichten Gruppe den südlichen Teil

von ganz Asien bilden. Nachher mögt Ihr mir sagen, wie die bedeutendsten davon heißen."

Drittes Kapitel.

Die Produkte der tropischen Zone.

Die Kinder hatten sich wohl am nächsten Morgen viel mit der Karte beschäftigt, und Fritz machte sogar einen ganz ernstlichen Versuch, sie vollständig abzuzeichnen, aber — es ging nicht. Er brachte vor allen Dingen gar nicht die Grade ordentlich auf das Papier, und das ist doch bei einer Landkarte immer die Hauptsache. Hat man die Grade einmal genau fertig gezeichnet, so ist das übrige Kleinigkeit, und man kann dann gerade so gut in der Mitte anfangen, wie an irgend einer Seite, man wird nie einen Fehler machen. Sind aber die Grade nicht in Ordnung, dann hilft auch dagegen alles Zeichnen und Malen nichts, und man ist nicht im stande, eine ordentliche Karte aufzustellen.

So ging es Fritz. Ohne vorher die Grade ordentlich wie ein Netz aufzuzeichnen, glaubte er die Länder nach dem Augenmaß auf das Papier bringen zu können; fing er aber links oder im Westen mit der asiatischen Türkei und Arabien an, so brachte er nachher im Osten das halbe Chinesische Reich nicht mit darauf, und von Japan war keine Spur zu finden, während es, wenn er im Osten

begonnen, schon bei Vorder-Indien mit dem Papier zu Ende ging.

Der Vater zeigte ihm endlich, wie er sich vor allen Dingen die Längengrade abzählen und dann erst den Äquator entlang, wie über den Polarkreis hin, sie einteilen müsse. Mitten das Papier entlang, also von Nord nach Süd, zog er dann den Längengrad in vollkommen gerader Linie und nach rechts und links und immer ein klein wenig ausbiegend, — etwa genau so, wie er sich ein von lauter solchen Linien um die ganze Erde gezogenes Drahtnetz denken würde, wenn er es vor sich hin hielt.

Darauf wurden die Breitengrade immer in gleicher Entfernung von fünf zu fünf oder auf kleinen Karten von zehn zu zehn Graden abgeteilt, gen Ost und West aber ebenfalls gleichmäßig aufgebogen, wie man eben ein um eine Kugel gezogenes Netz mit den Querlinien sieht.

„Wenn Du auch mit Deiner Karte noch nicht fertig geworden bist," nahm da der Vater die Erzählung des vorigen Abends wieder auf, „so hast Du doch wenigstens, wie ich sehe, soviel gelernt, daß der Äquator dicht unter der südlichsten Halb-Insel Indiens und zwar Hinter-Indiens hin und mitten durch jene Inselgruppe läuft, die von uns der ostindische Archipel genannt wird. Die beiden größten Inseln desselben, Sumatra und Borneo, durchschneidet er auch gerade und sammelt nördlich und südlich eine gleich starke Gruppe um sich her.

„Mit dieser Inselgruppe bildet nun noch Vorder- und Hinter-Indien und vielleicht der südlichste Teil von Arabien den eigentlichen tropischen Teil Asiens, und wir betreten hier ein gar wunderbares und herrliches

Land, das an Schönheit und Fruchtbarkeit wohl von keinem weiter auf der Welt übertroffen wird.

„Ganz merkwürdig und auffallend ist aber besonders der Unterschied zwischen Australien oder Neu-Holland und der z. B. nahen Insel Timor, die nicht einmal ganz fünf Grad davon entfernt liegt und zu den kleinen Sunda-Inseln gehört.

„Auf Neu-Guinea ist allerdings der Unterschied nicht so auffallend, da hier, wie ich Euch schon gesagt habe, noch einige Gewächse und Tiere Australiens gefunden werden, und auch die Bewohner einen Übergang zwischen den australischen Schwarzen und den Eingeborenen der indischen Inseln bilden. Möglich, daß diese große Insel einst mit dem Festland Australien zusammen hing.

„Zwischen Australien und Timor, wie den benachbarten Inseln, ist aber der Unterschied genau so groß, als ob man aus den öden australischen Gumwäldern direkt in einen brasilianischen Wald hineinspränge, und doch könnte ein schnelles Schiff die ganze Entfernung, die zwischen den beiden Ländern liegt, recht gut in 24 Stunden zurücklegen.

„Australien hat aber, wie ich Euch auch schon früher gesagt, einen ganz selbständigen, originellen, d. h. eigentümlichen Charakter, der mit den Grenzen seines Landes abschneidet und nirgend auf der Welt weiter angetroffen wird, als auf den wenigen, noch zu ihm gehörenden Inseln, während der ostindische Archipel ziemlich genau den nämlichen Charakter trägt, wie die Inseln des Stillen Meeres und die tropischen Länder Süd-Amerikas.

„Hier finden wir auch nicht mehr jene toten, wasserarmen, salzigen Strecken, höchstens mit niederem Salz-

busch und sogenannten „nimmergrünen", d. h. ewig grauen und trockenen Gumbäumen bewachsen, sondern wir kommen hier mit einem Sprung in ein Land, das hohe Berge und tiefe, schattige, dicht bewaldete, von klaren Bergströmen bewässerte Thäler hat. Wir kommen zu einem Land, das von wilden Früchten strotzt, und in dem die Eingeborenen, wie auf den stillen Inseln der Südsee, ein glückliches, sorgenfreies Leben führen könnten, — wenn eben andere Menschen sie nur in ihrem Besitz zufrieden ließen und nicht Haß und Feindschaft von einem Teil der Welt zum andern trügen.

„Jedenfalls hat der liebe Gott diesen Teil der Erde mit allen seinen schönsten Gaben so reich bedacht, wie kaum einen andern der Welt.

„Am reichhaltigsten sind vor allen anderen Teilen die Produkte des ostindischen Archipels und eine Gruppe derselben, die Ihr hier auf der Karte als Molukken angegeben findet, trägt hauptsächlich all die verschiedenartigen Gewürze, die wir bei uns nur in den Kaufläden bekommen. Dort ist auch vor allen Dingen und zwar bis nach Sumatra hinauf das Land, wo der Pfeffer wächst, denn ungeheure Flächen werden hier mit Pfeffer bepflanzt und dieser, in Säcke gepackt, zu ganzen Schiffsladungen voll nach allen Weltteilen verschickt."

„Aber wie wächst der Pfeffer, Papa?" fragte Fritz, — „denn wir bekommen hier doch nur die Körner zu sehen."

„An einer Ranke," lautete die Antwort; — „die Pfefferpflanze ist ein Schlinggewächs, dessen Blätter Ähnlichkeit mit dem Bohnenblatt haben und auch etwas scharf schmecken. In wie großer Menge sie aber dort wächst, könnt Ihr Euch schon darnach berechnen, wie billig

der schwarze Pfeffer bei uns ist, — und wie weit her muß er doch erst zu Schiff und zu Land gebracht werden. — Aber nicht bloß der Pfeffer wächst dort, sondern auch alle anderen Gewürze gedeihen vortrefflich. — Dort findet Ihr ganze Wälder von lauter Zimtpflanzen, — von denen man nämlich nur die Rinde der Schößlinge benutzt, weil diese am zartesten sind und sich auch am leichtesten schälen lassen. — Dichte Anpflanzungen von Muskatnüssen stehen ebenfalls dort und tragen zu gleicher Zeit Blüten und Früchte, und die Molukken sind außerdem die Heimat der Gewürznelken."

„Muskatblüte habe ich heute gesehen," sagte Marie, „die sieht aber gar nicht wie eine Blüte aus."

„Es ist auch keine Blüte," erwiderte der Vater, „sondern mehr ein Flechtwerk, welches um die reife Muskatnus liegt und im frischen Zustand brennend rot aussieht. Die Muskatnuß selbst wächst in einer Umhüllung, wie bei uns die Walnuß. Wenn sie dann reif geworden ist, platzt diese Schale; hierauf löst man die sogenannte Muskatblüte davon und dörrt nachher die Muskatnuß etwas, damit sie unterwegs nicht etwa fault.

„Ganze Schiffe von diesen Gewürzen gehen jährlich nach Europa und Amerika sowohl, wie selbst nach dem Norden Asiens, besonders nach China und Rußland, und die Holländer haben den Haupthandel in Besitz. Früher hatten sie das allerdings noch mehr wie jetzt, da in neuerer Zeit die Engländer ebenfalls große Zimtpflanzungen auf Ceylon angelegt haben. Vor einer längeren Reihe von Jahren ist es aber sogar vorgekommen, daß die Holländer ganze Schiffsladungen von Gewürzen, die fertig zum Verschicken in den Warenhäusern lagen, absichtlich verbrannt haben, nur um bei

einer sehr reichlichen Ernte den Preis dieser Ware nicht herunterzudrücken und die Fracht, die sie für ihre Schiffe bekamen, dadurch zu entwerten. So bekamen sie nämlich für drei Centner vielleicht dasselbe, was sie für zehn bekommen hätten, wenn sie zu viel Gewürz auf den Markt gebracht.

„Außer diesen Gewürzen wird aber noch alles hier gebaut, was nur überhaupt in einem tropischen Klima gedeiht. Da ist vor allem Zucker, dann Kaffee, Reis, Cochenille, Indigo, Baumwolle, Thee, Tabak, und wie die guten Sachen alle heißen mögen. Auch wird dort Rum und Arrak gebrannt, der erstere aus den bei der Zuckersiederei übrig gebliebenen Resten, der zweite aus Reis, wie wir hier auch aus Korn und Kartoffeln Branntwein brennen.

„Die wichtigste Frucht von allen ist aber für Asien der Reis, der in ungeheurer Menge angepflanzt wird und den eigentlichen Eingeborenen des Landes als Hauptnahrungsmittel dient.

„Den Bau aller dieser Produkte, — den Thee vielleicht ausgenommen, auf den wir in China zu sprechen kommen, habe ich Euch aber schon bei früheren Gelegenheiten erklärt, und es bleiben mir da wohl nur zwei Sachen übrig, die aber besonders dem ostindischen Archipel und Indien eigentümlich sind, — und beide Artikel finden ihren Absatz meistens in China. Ich meine nämlich indianische Vogelnester und Opium."

„Aber was wird denn mit den Vogelnestern gemacht?" fragte Marie.

„Die werden gegessen, mein Kind," sagte der Vater, „und Du magst Dir dabei denken, daß die kleinen Vögel, welche diese Nester bauen, sie wohl aus

einem andern Stoff zusammentragen müssen, als es die Schwalben bei uns thun, denn diese Vögel sind allerdings eine kleine Schwalbenart."

„Das hab' ich doch im Leben nicht gedacht," sagte Marie, „daß man ein Schwalbennest essen könne."

„Und bei den unseren solltest Du es wohl gleich nach dem ersten Versuch wieder aufgeben," lachte der Vater, „denn unsere Schwalben nehmen hauptsächlich Schlamm und feuchte Thonerde dazu, die sie zu einem festen Kitt zusammenkleben. Die dortigen Schwalben aber, die sich hauptsächlich am Meeresufer aufhalten und ihre Nester in dort befindliche, natürliche Höhlen bauen, setzen sie aus einem eigentümlichen gallertartigen Schleim zusammen, der sich an der Luft vollständig verhärtet und weißlich aussieht. Den Stoff erhalten sie aus Tangarten (Meerpflanzen) und Fischlaich; durch zwei große Speicheldrüsen kneten sie ihn zu einem Teig, der an der Luft erhärtet. Gewiß ist, daß besonders die Chinesen diese Vogelnester außerordentlich gern essen und sehr teuer bezahlen. Ein einziges kleines Nest, das nicht viel größer ist wie ein halbes Hühnerei und noch lange kein halbes Lot wiegt, kostet schon etwa einen Gulden."

„Aber schmecken denn diese Nester so sehr gut?" fragte Fritz.

„Auch selbst das ist nicht der Fall," erwiderte der Vater, „und die einzige Entschuldigung, welche die Leute für diesen sonderbaren Geschmack haben, ist die, daß sie sehr gesund seien und den Körper kräftigen sollen. Sie haben eigentlich gar keinen Geschmack, etwa wie Sago, wenn man ihn eben nur in Wasser abkochen wollte, und sie thun dann noch eine Menge feiner Gewürze daran,

um das Gericht auch für ihren Gaumen angenehm zu machen.

„Diese sogenannten indianischen Vogelnester, von denen besonders viel auf Java, der Insel südöstlich von Sumatra, gefunden werden, bilden einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel nach allen Orten hin, wo sich Chinesen aufhalten, vorzüglich nach China selbst. Welche ansehnliche Einnahme das giebt, könnt Ihr Euch denken, wenn ich Euch sage, daß aus Batavia jährlich etwa 4 Millionen auf den benachbarten Inseln gesammelte Nester ausgeführt werden. Natürlich können sich aber nur wohlhabende Chinesen diesen Genuß verschaffen, statt Sago, Gries oder Reis, was jedenfalls eben so nahrhaft und viel billiger ist, indianische Vogelnester in ihre Suppe zu thun."

„Aber wenn sie den armen Vögeln ihre Nester wegnehmen," sagte Marie, „so können diese ja ihre Jungen nicht ausbrüten."

„Wenn sie alle fortnähmen, hättest Du allerdings recht," sagte der Vater, „aber wo solch eine Sache zum Handelsartikel wird, da sorgen die Handelsleute schon selber dafür, daß sie sie nicht verwüsten. Mit den armen Schwalben würden sie vielleicht weniger Mitleiden haben, aber ihr eigener Nutzen beschützt die kleinen, harmlosen Tiere, und es werden deshalb immer nur erst zu einer gewissen Jahreszeit, wenn die meisten jungen Schwalben schon ausgeflogen sind, die Nester abgenommen, ein Teil auch dabei immer unberührt gelassen, daß sie nicht am Ende gar scheu würden und die Gegend verließen.

„Das aber ist immer noch ein ziemlich harmloser Genuß, den sich die Chinesen mit diesen Vogelnestern

bereiten. Sie müssen dieselben allerdings sehr teuer bezahlen, aber sie schaden ihnen doch wenigstens nichts, wenn sie auch nicht viel nützen. Das andere aber, was ihnen besonders von Indien geliefert wird, ist ein offenes Gift, an dessen Gebrauch sie sich nun gewöhnt haben, und für dessen Genuß sie jährlich viele, viele Tausende hingeben, während sie nicht allein mit Geld, sondern auch noch mit ihrer Gesundheit dafür bezahlen müssen. Ich meine das Opium.

„Opium nämlich ist der verhärtete und getrocknete Saft der unreifen Mohnköpfe, der sehr giftige Eigenschaften hat und, in gehöriger Menge genommen, einen Menschen augenblicklich töten kann. Opium könnt Ihr hier selber bereiten, wenn Ihr einen unreifen Mohnkopf mit einem Messer oder auch einem Dorn aufritzt. Es quillt dann ein milchweißer Saft heraus, der, wenn man ihn an dem Mohnkopf außen sitzen läßt, in der Luft braun wird und sehr bitter schmeckt.

„Dieser Saft ist das Opium, das von den Chinesen und vielen anderen indischen Völkerschaften nicht etwa gegessen, sondern in Pfeifen, gewöhnlich mit etwas Tabak vermischt, geraucht wird. Nach dem Rauchen werden aber die Leute betäubt und haben allerlei tolle, oft auch angenehme Träume, wenn sie aber wieder aufwachen, so sind ihnen alle Glieder wie zerschlagen, und mit der Zeit zerstört der Genuß dieses gefährlichen Saftes die Gesundheit und die Kräfte des Menschen."

„Ja, warum rauchen sie denn aber da?" fragte Fritz erstaunt. —

„Mein liebes Kind," erwiderte der Vater, „das ist eben so unerklärlich, wie auch in unserem Vaterland das übermäßige Branntwein- oder Weintrinken. Die

Leute hier wissen eben so gut, daß es ihnen schadet und daß sie es nicht vertragen können; das hält sie aber nicht ab, doch immer mehr und mehr in sich hinein zu schütten, bis sie eben bewußtlos umfallen und dann schlimmer wie Tiere sind. Darum lassen sie es aber doch nicht, denn sie behaupten, daß es ihnen gut schmeckt und sie den Genuß nun einmal nicht entbehren können; ebenso ist es mit dem Opium. Das Rauchen betäubt die Leute oder regt sie angenehm auf, — etwa gerade eine solche Wirkung, wie sie der Wein ausübt, und da es in China noch dazu sehr streng verboten ist, so suchen es sich die meisten Menschen, oft nur aus Widerspruch, zu verschaffen.

„Die chinesische Regierung hat das Opiumrauchen in ihrem Lande vernünftigerweise verboten, und das Gift darf nicht eingeführt werden. Das verhindert die Leute aber nicht, es doch heimlich ins Land zu schaffen, und daß es dadurch viel teurer wird, macht nicht den geringsten Unterschied. Die Engländer, denen Indien gehört, bauen das Opium oder vielmehr die Mohnpflanze in ungeheurer Menge, verschicken das fabrizierte Opium dann nach China und auf die übrigen Inseln und verkaufen es dort an Unterhändler, die es heimlich nach China einführen, ohne daß die Beamten etwas davon erfahren, was man schmuggeln oder paschen nennt."

„Aber das ist doch unrecht," sagte Fritz.

„Gewiß ist es unrecht," bestätigte der Vater, „aber wir kommen da immer wieder auf das zurück, was ich Euch schon neulich sagte, daß eben draußen im Leben oft etwas durch Staaten und Völker geschieht, was wir in unserer Umgebung nicht allein nicht billigen, sondern

was auch unsere Gesetze verbieten würden. Ich brauche Euch da nur das Erobern fremder Länder und den Krieg überhaupt zu nennen, der doch eigentlich nur ein Morden im großen ist. Dieses Opiums wegen ist außerdem sogar, was man wirklich kaum glauben sollte, Krieg geführt worden und viel Blut geflossen, denn die Engländer wollen den Chinesen das Recht nicht zugestehen, in ihrem eigenen Lande zu erlauben und zu verbieten, was ihnen gut dünkt, und verlangen von den Chinesen Handelsfreiheit für alles, was sie ihnen bringen. Diese widersetzen sich, und darüber entsteht dann von Zeit zu Zeit offener Krieg, in dem viele unschuldige Menschen verwundet und getötet werden.

„Doch das läßt sich nun einmal nicht ändern, — Unrecht ist auf der Welt geschehen, so lange sie von Menschen bevölkert ist, und einzelne werden immer unrecht handeln, bis wir einmal alle jenen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, nach dem gute Menschen eigentlich streben sollten.

„Außer dem Opium erzeugt Indien aber auch noch eine sehr große Menge anderer vortrefflicher und nützlicher Produkte, und hierher gehört vor allen Dingen der Kaffee, der besonders auf den südlichen Inseln (Ceylon, Java, Sumatra u. s. w.) gut gedeiht.

„In der südwestlichsten Ecke Arabiens, in einem Distrikt, der Mokka heißt, wird noch jetzt der allerbeste und berühmteste Kaffee erbaut, und man glaubte lange, dort sei die Heimat dieses Strauches. Jetzt hat man jedoch Afrika diese Ehre zugesprochen und hält dafür, daß der Kaffee von dort an die arabische Küste herübergekommen sei.

„Auch Baumwolle wird in großer Menge in Indien

sowohl wie in den benachbarten Ländern gezogen, und die Eingeborenen wissen dieselbe zu den feinsten und kostbarsten Stoffen zu verweben. Dann sind jene Länder auch die Heimat einer Ware, die Ihr hier schon oft gesehen und in der Suppe gegessen habt, ohne wohl je darüber nachzudenken, woher sie stammt, und wie sie wächst. Ich meine den Sago.

„Der Sago ist nämlich das Mark einer Palme, das etwa so darin sitzt, wie die weiche, schwammige Masse im Fliederstrauch, und das herausgenommen und getrocknet und nachher verschickt wird. Es liefert uns eins der nahrhaftesten Lebensmittel.“

„Aber schadet denn dies dem Baume nichts?“ fragte Fritz.

„Allerdings schadet es ihm,“ sagte der Vater, „denn Ihr könnt Euch wohl denken, daß ein Gewächs oder ein Baum, dem man sein innerstes Mark herausnimmt, nicht mehr leben kann, sondern eingehen muß; — es ist das dasselbe Verhältnis mit einer Pflanze wie mit einem Tiere oder Menschen. Die Vegetation oder der Pflanzenwuchs ist aber in jenen Gegenden so außerordentlich rasch, und das Benutzte oder Weggeschlagene ersetzt sich so schnell wieder, daß man dort nicht so ängstlich den Wald vor Schaden zu hüten braucht wie bei uns. Deshalb darf auch ungestraft diese große Menge von dem Mark der Sagopalme genommen und dadurch eine große Anzahl von Palmen getötet werden. Der liebe Gott läßt sie schon wieder rasch nachwachsen.

„Auch Zucker wird aus Palmen und zwar besonders aus der sogenannten Aren- oder Zuckerpalme gewonnen, ohne dem Baume sehr zu schaden. Man macht es mit diesen Palmen genau so, wie man es in Nord-Amerika

mit den Zuckerahornbäumen macht; man bohrt nämlich ein Loch hinein, in das man eine kleine Röhre steckt, und nun läuft aus dieser der Zuckersaft in darunter gehängte Gefäße. Diese nimmt man, wenn sie voll sind, ab und kocht den darin enthaltenen süßen, aber noch sehr dünnen Saft so lange, bis er dick und vollständig zu Zucker wird.

„Ein anderer Gegenstand, den Ihr überall fast hier in Deutschland seht, ohne wahrscheinlich zu wissen, woher er kommt, ist das sogenannte „spanische Rohr", mit dem besonders unsere Stühle geflochten werden, obgleich man es auch noch zu tausend anderen Sachen gebraucht."

„Aber kommt das nicht von Spanien, Papa?"

„Nein," sagte der Vater, „spanisches Rohr" heißt es nur deshalb, weil es durch spanische Schiffe zuerst nach Europa, — also auch zuerst nach Spanien gebracht wurde, von wo es dann in den Handel nach den übrigen europäischen Staaten kam. Vorder-Indien ist nämlich jener Teil Asiens, der schon in früheren Jahrhunderten und lange vor der Entdeckung von Amerika den Europäern unter dem Namen Indien oder, weil es im Osten lag, Ost-Indien bekannt war, und dieses Land glaubte Columbus erreicht zu haben, als er zuerst der Antillen ansichtig wurde. Ihr mögt leicht auf der Karte nachsehen und ausrechnen, um welche sehr große Strecke er sich damals geirrt hat.

„Um nun auf das Rohr zurückzukommen, so ist es gleichfalls eine Palme, die Rotangpalme, welche die Form einer sehr stark mit Dornen bewachsenen Schlingpflanze hat, die in den dichten Wäldern Ostindiens und des Archipels sehr häufig vorkommt. Ihr könnt Euch

denken, wie allgemein sie dort wächst, da man das zubereitete und von den Dornen befreite Rohr selbst bei uns um einen so billigen Preis haben kann. Zu Schiff wird dies Rohr auch gar nicht als Fracht mit herübergebracht, sondern die Seeleute gebrauchen die zusammengebogenen Bündel, um sie gegen die Schiffswand zu legen und dadurch den Kaffee- und Reissäcken und Ballen mit Gewürzen eine ordentliche Unterlage zu geben. Beschädigt können sie ja nicht werden, da sie so außerordentlich zäh und elastisch sind, und auf diese Weise nützen sie sogar noch, anstatt Transportkosten zu machen.

„Aber nicht allein die Pflanzenwelt bietet unter dem tropischen Klima Asiens dem fleißigen Menschen reiche Ausbeute, sondern die Berge wie der Meeresgrund werden von ihm nach ihren Schätzen abgesucht."

„Doch nicht der Meeresgrund, Papa?" sagte Marie, „denn über dem fließt doch das tiefe Wasser."

„Und trotzdem wagt sich der kühne Mensch dort hinunter," sagte der Vater. „Unten auf dem Meeresgrund liegen nämlich die kostbaren Perlmuscheln, und zu diesen taucht der Mensch hinab, stößt sie los und bringt sie herauf an das Tageslicht, wo sie dann aufgebrochen und untersucht werden, denn nicht jede hat eine kostbare Perle in sich."

„Können es denn die Menschen so lange unter Wasser aushalten?" fragte Fritz.

„Einesteils," erwiderte der Vater, „sind sie das Tauchen schon von klein auf gewöhnt und können den Atem sehr lange an sich halten. Dann aber und besonders, wo die Regierung den Perlfischfang betreiben läßt, benutzen die Taucher auch sogenannte Taucherglocken,

in denen eine Menge Luft gefangen bleibt, und von denen aus sie unten eine Strecke absuchen können."

„Aber wie kann denn Luft in einer solchen Glocke bleiben?" fragte Marie, „denn wenn sie unter Wasser kommt, sinkt sie doch unter."

„Allerdings," erwiderte der Vater, „doch oben daran ist ein Ring befestigt, in dem die Glocke an einem starken Tau oder Seil hängt. Wird sie nun auf das Wasser gesetzt, so schließt dies ringsumher den Rand ein, und die Luft, die einmal darunter ist, kann nicht wieder heraus. Ihr könnt das genau sehen, wenn Ihr ein Wein- oder Bierglas umdreht und plötzlich in das Wasser hineindrückt. In diesem Fall dringt das Wasser auch nur zu einem Dritteil etwa hinein; das übrige bleibt mit Luft gefüllt, weil eben die Luft nach oben nicht entweichen kann. In diesem mit Luft gefüllten, weit größeren Raum einer Taucherglocke ist ein Mensch dann recht gut im stande, eine ziemlich lange Zeit Atem zu holen, also auch darin zu leben. Doch hat man in neuer Zeit noch zweckmäßigere Einrichtungen getroffen, um dem Taucher das Einatmen guter Luft zu sichern.

„Außerdem wird in Asien noch sehr viel Gold gegraben, und besonders hat man auf Sumatra wie auf Borneo viel gefunden. Von der Insel Borneo aus dient es, bis auf den heutigen Tag, als Tausch- und Handelsartikel mit den noch ziemlich kriegerischen Eingeborenen. Auch in Indien ist Gold, und der Ural, der die Grenze zwischen Asien und Europa bildet, ist, wie bekannt, eins der reichsten Gebirge der Erde, sowohl an Gold, Platina und Silber wie an Kupfer und Eisen, und eben so reichlich werden in Indien selber die kostbarsten Edelsteine gefunden.

„Ihr werdet jetzt wohl einsehen, welch ein reiches Land diese südlichen Distrikte Asiens, die in der heißen Zone liegen, sind, und wie sich die Europäer darnach gedrängt haben, von den verschiedenen Stellen so rasch als möglich Besitz zu ergreifen. Ein gar wunderherrliches Land ist es außerdem, was die Schönheit seiner Scenerie oder Landschaft betrifft, und ich wollte nur, ich könnte Euch einen deutlichen Begriff davon geben, wie herrlich der dortige Wald aussieht, und was für mächtige Berge dort liegen.

„Asien ist nämlich ungemein reich an Vulkanen oder feuerspeienden Bergen, von denen eine sehr große Anzahl selbst auf den Inseln des Archipels liegt und noch bis auf den heutigen Tag Feuer und Flammen und Lava auswirft. Java allein hat vierzig Vulkane, von denen aber ein großer Teil erloschen ist und, wenigstens seit langer Zeit, keine Lava ausgeworfen hat.

„Wenn man das Küstenland hier betritt, so kommt man fast überall zuerst in einen weiten Hain von Kokuspalmen, denn dieser Baum liebt nicht allein das flache, niedere Land, sondern auch das Ufer des Meeres, an dem er oft so dicht steht, daß seine Wurzeln von der salzigen Flut bespült werden.

„Mit der Kokuspalme am liebsten zusammen wächst der Pandanus auf dürrem, sandigem Boden, und die Casuarina, jene merkwürdige Baumart, die einen Stamm wie Eichenholz und daran statt der Blätter dem Schachtelhalm ähnliche Nadeln trägt. Höher im Land beginnt nachher der Bambus, jenes dem Bewohner der Tropen völlig unentbehrliche Rohr, aus dem er fast alles bereitet, was er zum Leben braucht. Neben dem Bambus gedeiht die Aren- oder Zuckerpalme, mit der Areka-, Sago-,

Fächer-Palme, und wie diese herrlichen Bäume alle heißen. Zwischen diesen stehen die mannigfaltigsten Fruchtbäume, die man sich nur denken kann, teils wild im Lande wachsend, teils auch von anderen heißen Ländern, besonders von Brasilien, hierher verpflanzt.

„Dazwischen wechseln dann Reis-, Zucker- und Baumwollenfelder, Cochenille- und Indigo-Pflanzungen, ganze Flächen von Ananas und große, einem wilden Wald gleichende Kaffeeanpflanzungen oder „Gärten", und kommt man über diese noch hinauf, beginnt der eigentliche Urwald der Berge mit riesigen Eichbäumen und anderen Laubholzarten, zwischen denen das sogenannte „spanische Rohr", dort rottán geheißen, mit seinen dornigen Ranken oft ganz undurchdringliche Dickichte flicht.

„Hier in diesem prachtvollen Wald finden wir auch einen alten Bekannten aus Europa, eine bei uns vollkommen heimische Pflanze, die Ihr aber dort kaum wieder erkennen würdet, so stolz und stattlich sieht sie in jenem tropischen Klima aus. Ich meine nämlich das Farrnkraut.

„Auch in dem flachen Land der Tropen wächst es, aber die Hitze scheint es dort ebenso niederzuhalten, als bei uns die Kälte, wenigstens sind seine Stiele dort nicht länger wie bei uns. Je höher wir aber hinauf in die Berge kommen, desto höher und kräftiger scheint auch das Farrnkraut emporzuwachsen. Mit 2—3000 Fuß über der Meeresfläche hebt es sich schon an einem kurzen, stämmigen Stiel über den Boden hervor, der, je höher wir steigen, desto höher und kräftiger wächst. Ihr kennt doch das Farrnkraut?"

„Ei gewiß, Papa!" rief Fritz, „es wächst gern an

schattigen Plätzen im Walde, unter Felsabhängen oder in feuchten Schluchten und hat so prächtige, feingefiederte Blätter."

„Ganz recht," sagte der Vater, „nun denkt Euch einmal einen recht dicken Busch der längsten Blätter auf einem schlanken, etwa 6—8 Zoll im Durchmesser haltenden Stamme, der so hoch ist wie einer unserer höchsten Eichbäume, dann habt Ihr etwa das Bild einer solchen Farrnpalme bei acht oder neuntausend Fuß über der Meeresfläche in einem tropischen Klima. Wie herrlich das aussieht, könnt Ihr Euch kaum denken, und dazwischen wachsen an all den verschiedenen Waldstämmen, die meist mit Moos bedeckt sind, eine Menge von sogenannten Luftpflanzen oder Schmarotzern, d. h. Pflanzen, die ihre Wurzeln nicht in den Boden zu senken brauchen, sondern ihre Nahrung aus der Luft und vielleicht dem feuchten Moos des Stammes ziehen, auf dem sie wachsen. Diese tragen oft die herrlichsten, vielfarbigsten Blüten und Blumen, wie z. B. die Orchideen, und dazu denkt Euch dann die breiten, im Wind raschelnden Blätter des wilden Pisangs oder der wilden Banane und Ihr habt ein rechtes Tropenbild."

„Ach wer dahin könnte!" seufzte Fritz.

„Nun, mein Kind," sagte der Vater, „wenn Du einmal älter wirst, etwas Tüchtiges gelernt und dann noch immer Lust hast eine solche Reise zu machen, so wäre das in unserer Zeit schon gar nichts Unmögliches mehr. Die Verbindung mit allen diesen Ländern ist durch Eisenbahnen und Dampfschiffe so erleichtert und verkürzt, daß eine Reise dorthin fast nur noch eine Geldfrage bleibt, ob man nämlich Geld genug hat, es daran zu wenden. Zu schön darfst Du Dir den Wald dort

aber auch nicht denken, und Du magst Dich immer daran erinnern, was ich Euch schon früher darüber gesagt habe. Er ist allerdings schön, sehr schön, hat aber auch wieder seine großen Schattenseiten, die uns nur hier in der Ferne nicht so arg erscheinen, bis wir einmal mitten dazwischen sitzen. Dahin gehören: giftige Insekten und Schlangen, übergroße Hitze, nicht selten schädliche, ungesunde Dünste und selbst das, was uns im Anfange so sehr entzückt, dieser gar so gewaltige Pflanzenreichtum. Wer aber einmal in einem solchen Dickicht drin steckt, besonders wo das rottán oder spanische Rohr mit seinen langen, harten Dornen wächst, der kann etwas erleben, ehe er sich wieder herausfindet, und wird sich mit zerrissenen Kleidern und blutigen Händen und Knieen gewiß wieder in unsern deutschen Wald und auf dessen bequeme und ausgehauene Wege sehnen. Und wie erfrischend und labend ist die Luft in unseren Wäldern! Darum wollen wir den dortigen Eingeborenen nicht mißgönnen, was sie haben; sie müssen dafür auch manches wieder entbehren, was unsere Heimat schön und freundlich macht. Überhaupt finden wir, je mehr wir von der Welt kennen lernen, daß Gott seine Gaben auf alle Länder ziemlich gleichmäßig verteilt hat. Allerdings scheint uns das nicht so beim ersten Anblick, denn hier lebt ein Volk in einem Paradies, während ein anderes, nicht weit davon entfernt, eine Wüste oder kalte Einöde bewohnt, aber die Herzen der Menschen haben dann für ihre Heimat auch mehr Empfänglichkeit bekommen, und der Beweis, daß sie sich wohl fühlen, ist schon der, daß sie eben nicht weggehen. Wie leicht könnten die Bewohner der äußersten Polarländer, die eine Gegend inne haben, in der wir uns gar keine

Existenz denken können, weiter hinein in ein wärmeres und behaglicheres Klima ziehen; aber sie thun es nicht, und wenn man sie selber auf bequemen Schiffen hin transportieren wollte. Ihre Heimat bietet ihnen eine Menge Reize, die wir gar nicht entdecken können, auch wenn wir uns noch so lange bei ihnen aufhielten, und sie fühlen sich wohl und glücklich dort und verlangen nicht fort.

„Doch für heute, denk' ich, hab' ich Euch eigentlich schon ein wenig zu viel erzählt. Ihr könnt das, was ich Euch alles gesagt habe, vielleicht nicht einmal behalten."

„Oh doch, Papa," riefen die Kinder, „wenn Du uns von dem schönen Lande nur noch mehr erzählen wolltest."

„Das kann morgen geschehen," sagte der Vater, „denn ich bin noch lange nicht damit fertig. — Heute aber geht zu Bette, und morgen wollen wir einmal sehen, welche Produkte und Eigentümlichkeiten die gemäßigte Zone Asiens liefert."

Viertes Kapitel.

Produkte der gemäßigten Zone.

An diesem Nachmittag hatte der Vater keine Zeit, sich mit seinen Kindern zu beschäftigen und die begonnene Erzählung fortzusetzen. Erst zur Theezeit kam er nach

Haus und brachte dann auch mehrere Briefe mit, die er noch vorher durchlesen mußte. Dann setzte er sich mit den Seinen wie alle Abend zum Thee nieder, bei dem gewöhnlich wenig gesprochen wurde. Als aber der Thee getrunken war, nahm der Vater einen Löffel, holte damit ein paar aufgeweichte Blätter aus der Kanne und sagte, diese auf seinem Teller ausbreitend:

„Seht, Kinder, hier haben wir ein asiatisches Produkt, das allerdings auch zum Versuch schon in Australien und Amerika angepflanzt ist, nirgends aber so gut gedeiht und so vortrefflich zubereitet wird wie in China und seit einigen Jahrzehnten auch auf den Bergen in Java. China hat aber doch die größte Ausfuhr davon und liefert auch die feinsten Sorten, da es nicht so heiß dort ist wie in Java, und die Theepflanze eher ein gemäßigtes, wenn auch immerhin warmes Klima verlangt.

„Seht Ihr dies Blatt hier?" sagte der Vater, während sich die beiden Kinder neugierig über den Teller bogen, „es ist nicht groß und dabei fein und regelmäßig ausgezackt. Für den guten Thee nimmt man aber auch immer die jüngsten und deshalb zartesten Blätter, die dann teils in der Sonne, teils auf eisernen Pfannen geröstet und gedörrt werden. Irrtümlich hielt man dabei in früheren Zeiten den grünen und schwarzen Thee für zwei verschiedene Pflanzen. Jetzt, wo die Bereitungsart in China kein Geheimnis mehr ist, hat sich herausgestellt, daß beide Sorten nur von einer Pflanze herrühren, daß sie aber verschiedenartig behandelt werden und dadurch die verschiedene Farbe bekommen. Der grüne Thee wird nämlich sehr schnell geröstet, nachdem die Blätter zuvor eine oder zwei Stunden auf Bambussieben ausgebreitet waren, und dann eben so schnell der

Hitze entzogen und auf den Rolltisch gebracht. Der nach Europa ausgeführte Thee ist meistenteils gefärbt und deshalb weniger heilsam als der schwarze, dessen Blätter vor dem Rösten längere Zeit an der Luft getrocknet werden. Man erhitzt und rollt die Blätterkugeln so lange, bis sie eine dunkle Farbe angenommen haben.

„Der am sorgfältigsten ausgesuchte Thee hat natürlich den höchsten Preis, da die jüngsten Blätter ja auch die dünnsten sind und am leichtesten zusammentrocknen. Die schon etwas mehr ausgewachsenen und festeren Blätter geben die zweite, gewöhnliche Sorte, und nach Europa bekommen wir auch eigentlich nur diese beiden Gattungen. Außerdem besteht aber noch eine dritte, ganz ordinäre Art, die aber fast nur von den Tartarenhorden in Mittelasien wie von den in Rußland lebenden Stämmen und zwar auch auf ganz eigentümliche Art, mit Salz, Butter und Milch, fast wie eine Suppe, getrunken wird."

„Aber wie kann man nur den Thee mit Salz trinken?" rief Marie aus und schnitt ein ganz saures Gesicht.

„Es ist das auch eben nur wieder Geschmacksache," sagte der Vater. „Du erinnerst Dich vielleicht, daß Deine Tante, die uns voriges Jahr besuchte, die Melone, statt mit Zucker wie wir, mit Pfeffer und Salz aß, nicht wahr?"

„Ach ja, Papa."

„Nun siehst Du wohl, das ist genau dasselbe. Übrigens besteht dieser Thee aus einer ganz geringen Sorte, in der Stiele und Stücke von den Zweigen mit eingeschnitten sind; das alles wird dann durch Maschinen in Backsteinformen fest eingepreßt, bis es mit dem her-

ausgedrückten Saft zusammentrocknet, und kommt dann in den Handel, wenn es vollkommen dürr und hart ist, unter dem Namen Ziegelthee."

„Und schmeckt denn der, Papa?" sagte Fritz.

„Jenen Leuten gewiß sehr gut," erwiderte der Vater, „sonst würden sie ihn eben nicht trinken. Jedenfalls ist es ein eben so angenehmes Getränk wie jener sogenannte deutsche Kaffee, der aus Cichorien und gerösteten Rüben oder Eicheln bereitet wird. Die Tartaren in Mittelasien möchten ein eben solches Gesicht ziehen, wenn man ihnen diesen Kaffee beschreibt, wie Ihr es gezogen habt, als ich Euch von diesem Thee erzählte. Ländlich, sittlich.

„Asien in seiner gemäßigten Zone ist übrigens eins der gesegnetsten Länder der Welt, und der an den meisten Stellen gut bewässerte Boden bringt eben alles im reichsten Maße hervor, was ihm anvertraut wird.

„Nichtsdestoweniger finden sich aber auch gerade in dieser Zone viele ausgedehnte Sandwüsten, in denen dann natürlich nichts wachsen kann. Diese Stellen werden nur von den Nomadenstämmen, die sich gewöhnlich an den Rändern der Wüsten aufhalten, in guter Jahreszeit aufgesucht, ihre Herden hineinzutreiben, wenn nach vielem Regen doch hie und da das Gras emporschießt. Außerdem ist in solchen Gegenden das Land nur schwach bevölkert, und sie können einander schon mit ihren Herden und Tieren ausweichen. Solche Wüsten oder vielmehr Steppen finden sich im Norden von China bis hinein nach Turan, im Innern von Persien und besonders in Arabien. So gesegnet ein kleiner Teil des großen und sehr warmen Arabien ist, soviel bahnlose Flächen von Sand und Steinen liegen darin, und das Innere der Südhälfte

ist deshalb auch noch wenig bekannt, von europäischen Reisenden wenigstens nicht untersucht.

„Auch Klein-Asien hat im Süden eine Wüste, die sogenannte syrische, und zwar da, wo es an Arabien grenzt; zu drei Vierteilen aber ist es ein gar herrliches, fruchtbares Land, mit dem wundervollsten Klima und einem außerordentlich ertragfähigen Boden.

„Klein-Asien hat auch unter seinen Produkten etwas, das ihm eigentümlich ist, obgleich es jetzt auch in Indien angebaut wird, und zwar Rosen."

„Aber die haben wir doch auch, Papa!" sagte Marie.

„Ja, wir haben sie allerdings," meinte der Vater, „aber doch nur in Gärten, während sie in Klein-Asien in großen, weiten Feldern angebaut werden. Denkt Euch, wie das duften muß, wenn sie in voller Blüte stehen, und was das für ein Anblick ist."

„Oh, das muß herrlich sein!" riefen die Kinder, „aber was können ihnen so viele Rosen nützen?"

„Aus denen wird das Rosenöl bereitet, das einen bedeutenden Handelsartikel für Klein-Asien ausmacht. Die Rosen enthalten nämlich ein sehr feines, ätherisches Öl, das außerordentlich scharf und angenehm riecht, und wovon die kleinste Quantität genügt, ein ganzes Zimmer zu durchduften. Die Rosenblätter werden dazu in Wasser gelegt, und das feine Öl steigt dann in kleinen Tropfen an die Oberfläche, von wo man es sammelt."

„Das könnten wir ja aber hier auch machen," sagte Marie.

„Doch wohl nicht, mein Kind," meinte der Vater, „sonst wäre es wohl schon lange versucht. Erstlich gehören sehr viele Rosen zu einem einzigen Tropfen Öl, und dazu haben wir deren doch nicht genug hier, und

dann sind auch eigene Vorrichtungen dazu nötig, das Wasser verdunsten zu lassen und das Öl zu gewinnen, wonach es in winzig kleine Fläschchen kommt, die mit einem gläsernen Stöpsel und mit Blase luftdicht verschlossen werden."

„Aber wenn wir nun auch Rosen auf unseren Feldern pflanzten," meinte Fritz.

„Dazu haben wir keinen Raum, mein liebes Kind," sagte der Vater, „denn wir brauchen unser Land notwendig zu Brotfrüchten, damit diese für den armen Mann nicht zu teuer werden. Schon die Tausende von Äckern, die mit Kartoffeln und Runkelrüben bepflanzt werden, um Branntwein und Zucker daraus zu machen, nehmen uns vielen Boden weg. Wenn wir nun auch noch Rosen pflanzen wollten, würden wir vielleicht recht hübsch aussehende Felder bekommen, aber die Stelle, auf der die Rosen stünden, würde kein Brot tragen und das Land auch nicht den Nutzen für den Eigentümer bringen, den er aus anderen Feldfrüchten ziehen könnte. Deshalb laßt jedes Land das ziehen, was seinem Boden und seinem Klima zusagt; die Bewohner werden sich dann glücklich und zufrieden fühlen und sind immer im stande, ihre Landesprodukte gegen andere auszutauschen. Wollten wir hier aber Kaffee und Gewürznelken pflanzen und die Eingeborenen im ostindischen Archipel Kartoffeln stecken und Roggen säen, so müßten wir alle miteinander dabei verhungern.

„Das gewerbfleißigste und thätigste Land in der Welt übrigens, selbst unser civilisiertes Europa nicht ausgenommen, ist China, von dem ich Euch schon erzählt habe, daß es den besten Boden für den Theestrauch besitzt. Dort wird mit eben dem Fleiß und Erfolg der

Seidenwurm gezogen und der Maulbeerstrauch zu dessen Nahrung angepflanzt.

„Die Seidenraupe nährt sich nämlich vorzüglich und am liebsten von den Blättern des Maulbeerbaums. Zu einer gewissen Zeit spinnen sich nun diese Raupen, wie es alle übrigen Raupen auch thun, in einen Cocon oder in ein festes eiförmiges Gewebe ein, das aus einem einzigen, außerordentlich feinen und langen Seidenfaden besteht. Dort drinnen verpuppen sie sich zu einem Schmetterling, der, wenn er vollständig ausgebildet ist, diesen Cocon durchfressen und herauskriechen würde. Um das zu verhindern, tötet man die Schmetterlinge kurz vor dieser Zeit durch heißes Wasser und haspelt dann den Faden der Cocons vollständig ab. Mehrere von diesen zusammen gesponnen, geben dann den Seidenfaden, aus dem unsere Kleiderstoffe gewebt werden, und den man so stark und schwer machen kann, wie man will, indem man nämlich nur so viel mehr von der Raupe selbst gesponnene Fäden zu einem gedrehten Faden zusammen nimmt.

„Außerdem werden in China wie Japan berühmte Lacke und Porzellanwaren gefertigt, und die Japanesen sind in diesen beiden Artikeln den Chinesen noch weit voraus.

„In Japan wird nämlich das außerordentlich feine und leichte Porzellan fabriziert, von dem ein ganzes Dutzend Tassen mit Untersetzern und Deckeln nur wenige Lot wiegt, und das so fein und elastisch ist, daß es sich selbst biegen läßt. Einige Arten von den allerfeinsten und dünnsten Tassen umflechten sie sogar mit einem sehr zierlichen und feinen Gewebe von Reisstroh.

„Ebenso verstehen die Japanesen die Kunst, einen

Lack zu verfertigen, dessen Bestandteile man vergebens gesucht hat, in China sowohl wie selbst in Europa nachzumachen. Es ist ein Geheimnis, das sie wohl zu bewahren wissen, der Lack aber so vortrefflich, daß man kochendes Wasser darauf gießen kann, ohne ihm den geringsten Schaden damit zu thun. Dabei ist er außerordentlich dehnbar und so glänzend, daß er ordentlich wie ein Glasüberzug aussieht.

„Besonders berühmt sind die Chinesen durch ihre fast wunderbare Fertigkeit in Drechsler- und Schnitzarbeiten, die sie in Bambus, Holz und Elfenbein ausführen. Vorzüglich haben sie in letzterem eine Arbeit geliefert, über die man sich bis jetzt in Europa vergebens den Kopf zerbrochen hat. Sie verfertigen nämlich mit sehr schöner, durchbrochener Schnitzarbeit eine große Elfenbeinkugel aus einem Stück, in der noch sechs, sieben, ja oft neun andere Kugeln, eine immer in der andern eingeschlossen und alle durchsichtig gearbeitet, locker liegen.

„Auch aus Bambus schnitzen sie vortreffliche Sachen, wie sie auch aus diesem Rohr allerliebste Flechtereien anfertigen.

„Der Bambus ist überhaupt für die Bewohner der südlichen Zonen ein so unentbehrliches wie nützliches Gewächs, ohne das sie in der That oft gar nicht bestehen könnten. Das Bambusrohr wächst wie unser Schilf, lang und schlank, mit ähnlichen Blättern und eben solchen Fächern und Knoten oder Scheidewänden im Stamm, nur ist dieser natürlich viel stärker und härter. Er wird bis vierzig und fünfzig Fuß hoch, und die einzelnen Halme werden fünf, ja sechs Zoll dick. Sie sind dann so stark, daß sie zu Hausbalken benutzt werden

können, wozu man wenigstens die doppelte Stärke in Holz haben müßte.

„Der Bambus bricht nur außerordentlich schwer, läßt sich aber in den feinsten, haarartigen Fasern spalten und eben zu allem gebrauchen, was man daraus machen will.

„Die Eingeborenen der heißen Länder benutzen ihn zu Flößen, indem er der vielen, mit Luft gefüllten Abteilungen wegen gar nicht untersinkt; ebenso zu Brücken, indem sie mit den ganzen Stämmen die mit Bambusmatten belegten Pfeiler und Balken herstellen, die recht gut Pferd und Reiter tragen. Mit Bambus decken sie auch ihr Dach, indem sie die runden Abteilungen wie hohle Ziegel gebrauchen; aus Bambus flechten sie die Wände ihrer Häuser, die Bambusteile brauchen sie zu Trinkgefäßen, die Stämme zu Wasserleitungen und Röhren. Aus Bambus machen sie ferner die verschiedensten Arten Musik-Instrumente, aus Bambus schnitzen sich die Wilden Pfeilspitzen und Harpunen und flechten Hüte und Körbe; kurz der Bambus dient ihnen zu allen häuslichen Verrichtungen, ja selbst zur Nahrung, denn die jungen, eben auskeimenden Sprößlinge schmecken gekocht fast wie junger Spargel.

„Ein anderes Produkt, das hauptsächlich in Asien vorkommt und hier vorzugsweise im Süden von China, in Japan wie in Sumatra, ist der Kampferbaum, eine Lorbeerart. Das Holz selber enthält den in den Handel gebrachten Kampfer. Frisch gesammelte Zweige werden in kleine Stücke gehackt, dann eine gewisse Zeit in Wasser gelegt und nachher in einem besonders dazu bestimmten Gefäß gekocht, wobei das Kampferharz als eine Art von Gelee emporsteigt. Dieser dann noch

flüssige Kampfer wird nachher in gläserne Gefäße gegossen, wo er gerinnt, und als roher Kampfer später noch auf eine eigentümliche Weise über dem Feuer gereinigt. Er setzt sich dann unter dem hohen Deckel eines darüber gestülpten Gefäßes in der Form und Masse an, wie wir ihn hier in den Apotheken bekommen.

„Auch einen sogenannten Talgbaum giebt es in China, aus dessen Samenkapseln durch Kochen und Pressen ein vollkommen guter und brauchbarer Talg gewonnen wird.

„Ihr seht, liebe Kinder, daß die Natür auf verschiedene Weise einen oder den andern Gegenstand zu ersetzen weiß, der für den Menschen nützlich ist, als ob sie uns manchmal ordentlich beweisen wollte, daß sie nicht gerade notwendig die bestimmten Werkzeuge dazu gebrauche, daß sie also, um Talg herzustellen, nicht etwa einen Ochsen haben müsse, sondern denselben auch auf einem Baum wachsen lassen könne. Ebenso giebt es einen Wachsbaum, von dem Wachs, ja sogar eine Palme, von der ein ganz vortreffliches Elfenbein gewonnen wird, daß wir also weder Bienen noch Elefanten brauchen, um beides zu bekommen. Von diesen Bäumen erzähle ich Euch aber, wenn wir den Nachbarweltteil Afrika besuchen, wo es überhaupt noch viel des Merkwürdigen giebt."

„Was aber wird denn oben in Rußland gebaut, Papa?" fragte Fritz, „oder ist es dort zu kalt?"

„Im äußersten Norden," sagte der Vater, „ist es allerdings so kalt, daß nicht einmal Getreide oder Kartoffeln gezogen werden können, höchstens hie und da etwas Hafer, und die Leute leben nur von der Jagd und vom Fischfang. Dort, hoch im Norden, giebt es

aber auch die herrlichsten Pelztiere: Zobel, Hermelin, schwarze, weiße und blaue Füchse, Ottern und wie die gegen die Kälte so wohl verwahrten Tiere alle heißen mögen. Pelztiere findet man freilich auch in südlichen Ländern, aber der Pelz von diesen ist nie gut, stets sehr dünn und verliert auch leicht die Haare, während sich der der kalten Zone durch Dichtigkeit und Wärme, wie schöne Farbe und Glätte auszeichnet.

„Übrigens ist der südliche Teil von Sibirien, wie dieser Teil Rußlands genannt wird, verschiedene weite, kalte Steppenflächen ausgenommen, ein sehr fruchtbares Land, das alle Arten von Getreide und Obst in größter Vollkommenheit hervorbringt. Den besten Teil davon, die sogenannte Mandschurei oder das Land des Amurflusses, das Ihr auf der Karte mit gelben und grünen Strichen angegeben findet, hat jedoch Rußland erst ganz kürzlich nach Verträgen mit China in Besitz genommen und schon Handelsplätze errichtet, auch angefangen, die Landwirtschaft dort zu treiben. Der südliche Teil soll dabei auch in seiner landwirtschaftlichen Schönheit ein gar herrliches Land sein, der wohl in späteren Jahren erst ordentlich erforscht und bereist wird, wenn der große Plan Rußlands zur Ausführung kommt, eine Eisenbahn durch das ganze weite Reich zu legen, die den Indischen Ocean, wie China und Japan direkt mit Europa verbinden würde.

„Das alles bleibt aber wohl noch einer fernen, späteren Zeit vorbehalten, denn jetzt ist es noch ein gar wildes, schwach bevölkertes Land, das zu weit von der gesitteten und civilisierten Welt abgeschieden liegt, um rasche Fortschritte machen zu können.

„Aber was für Leute leben dort, Papa?" fragte Fritz.

„Von den Leuten und Bewohnern Asiens habe ich Euch überhaupt noch gar nichts gesagt," erwiderte der Vater, „und doch ist Asien für die Bevölkerung unseres Erdballs eins der wichtigsten und interessantesten Länder. Von denen giebt es aber auch soviel zu erzählen, daß wir wohl ein anderes Kapitel und an einem andern Abend beginnen müssen. Mit ihnen zusammen können wir dann auch die verschiedenen Länder noch einmal durchnehmen, so daß Ihr mir wenigstens eben so gut in Asien zu Haus sein sollt wie in den übrigen Weltteilen."

„In Asien wohnen doch auch Indianer?" fragte Fritz.

„In Asien," sagte der Vater, „leben alle Sorten von Menschen, die Ihr Euch nur denken könnt; Menschen von allen Farben, von allen Religionen; Menschen bis aufs äußerste civilisiert und dicht daneben noch so roh, daß sie einander selber verzehren."

„Also Menschenfresser?" riefen beide Kinder zugleich.

„Menschenfresser? allerdings, wie die auf den Kariben und Fidschi-Inseln auch waren, die nämlich nach einem glücklichen Feldzug die erschlagenen oder gefangenen Feinde verzehrten. Doch davon, wie gesagt, später, und morgen beginnen wir mit der Bevölkerung Asiens einen neuen Abschnitt."

Fünftes Kapitel.

Die Bewohner Asiens.

Am nächsten Abend, als der Vater die kleine Karte vor den Kindern ausgebreitet hatte, sagte er:

„Ihr wolltet etwas von den Bewohnern dieses Weltteils hören, liebe Kinder, und es giebt da keinen Teil unserer Erde, der wohl eine gemischtere Bevölkerung aufzuweisen hätte wie eben Asien.

„Amerika war früher, wenn wir natürlich die Menschen ausnehmen, die seit seiner Entdeckung dort eingewandert sind, nur von einem einzigen Menschenstamme bewohnt, der eine Rasse oder ein Menschengeschlecht für sich selber bildete. Dasselbe ist mit Australien der Fall und ebenso mit Europa. Asien dagegen umschließt die verschiedensten Geschlechter von ziemlich allen Farben, bis wenigstens zu dunkelbraun, und ehe ich Euch die nenne, ist es vielleicht besser, Euch vorher ein paar Worte über die Einteilung des Menschengeschlechts überhaupt zu sagen.

„Ihr wißt schon selber nach dem, was ich Euch erzählt, daß es in den verschiedenen Weltteilen auch Menschen mit verschiedener Hautfarbe giebt. — Die erste Karte, die ich Euch gab, war sogar nach ihnen gemalt, Europa war weiß, Afrika und Australien schwarz, Amerika rot und Asien gelb.

„Australien, Amerika und Europa können auch recht gut mit einer allgemeinen Farbe bezeichnet werden. Schwieriger ist aber das schon in Asien und Afrika.

Dennoch dürfen wir recht gut annehmen, daß die Mehrzahl der Asien eigentümlichen Menschen gelb, wie der Afrika angehörenden schwarz ist.

„Diese über die ganze Welt zerstreuten und sehr verschiedenen Völker sind nun von gelehrten Männern in fünf verschiedene Klassen oder Abteilungen gebracht worden, so daß man nach diesen Klassen all die verschiedenen Völker entweder der einen oder der andern zuzählen konnte. Diese fünf Klassen heißen: die kaukasische, die mongolische, die äthiopische, die amerikanische und die malayische, und ihre Unterscheidungszeichen sind die folgenden:

„Die kaukasische Rasse, zu der auch wir gehören, und deren Stamm am Kaukasus gesucht wird, da dort die schönsten Menschen wohnen, hat weiße Hautfarbe und weiches, langes Haar. Die mongolische Rasse bewohnt den größten Teil von Asien; sie hat gelbliche Haut, vorstehende Backenknochen, etwas kurze Nase und ein wenig aufgeworfene Lippen, mit schwarzem, straffem oder gelocktem Haar. Zu ihr gehören sämtliche Tartarenstämme in Turan, China und dem asiatischen Rußland, bis hinüber über die Behringsstraße, die Asien von Amerika trennt, und wo, wie Ihr Euch wohl noch erinnern könnt, der asiatische Stamm der Tschuktschen an beiden Seiten der Behringsstraße lebt.

„Die amerikanische Rasse wohnt ausschließlich auf dem amerikanischen Festland wie den dabei liegenden Inseln. Sie ist rotbraun von Farbe, mit langem, straffem Haar und fast kaukasischen Gesichtszügen.

„Die äthiopische Rasse bewohnt Afrika und hat schwarze, samtartige Haut und wolliges, fest gedrehtes Haar, und die malayische Rasse, obiger Annahme nach,

den Süden von Asien, wie sämtliche Inseln im Indischen Meer. Die Bewohner der Südsee-Inseln hielt man außerdem für Abkömmlinge von Malayen und Amerikanern und die Bewohner Australiens für Abkömmlinge von Malayen und Äthiopiern.

„Das ist aber insofern falsch, als die australischen Völkerstämme ganz bestimmt einer besondern Rasse angehören, denn sie haben weder die samtartige Haut, noch die wolligen Haare vom Neger und keine bräunliche Farbe noch sonstige Anzeichen vom Malayen.

„Eben so wenig bilden die Malayen eine bestimmte Rasse. Kein Mensch ist noch im stande gewesen, ihr eigentliches Heimatland festzustellen, und daß man Sumatra nennt, ist nur eben Vermutung. Viel wahrscheinlicher aber bleibt es, daß sie von den Küstenbewohnern der kaukasischen und mongolischen Rasse abstammen, die hier Nachbarn waren und jedenfalls schon in den frühsten Zeiten Verkehr miteinander unterhielten.

„Ihrem Aussehen wie ihren ganzen Sitten und Gebräuchen nach können wir die Malayen deshalb nicht als besondern Stamm annehmen, während die Australier vollen Anspruch darauf machen dürfen, und demnach teilt sich das Menschengeschlecht in fünf verschiedene Rassen, und sie heißen:

die kaukasische,
die mongolische,
die amerikanische,
die afrikanische und
die australische,

die sämtlich ziemlich scharf nach den verschiedenen Weltteilen gesondert sind, die kaukasische Rasse ausgenommen,

die auch den oberen oder nördlichen Teil von Afrika, Klein-Asien, Arabien und Persien, mit den asiatischen Ländern am Kaukasus, wie den größten Teil Turans umfaßt.

„Aber auch mit dieser Einteilung sind wir nicht ganz im reinen, denn im Süden von Afrika, nach der atlantischen Westküste hin, wohnen die Buschmänner und Hottentotten, mit gelber oder lederbrauner Hautfarbe, die wir weder zu den Negern noch zu den Mongolen rechnen können. Ihre Lippen sind zwar sehr voll, aber nie sehr wulstig wie bei den südafrikanischen Negern. Die Augen sind schmal geschlitzt, aber nicht schief gestellt wie bei den echten Mongolen.

„Der Osten von Klein-Asien, das Hochland Armenien, wird von den Christen als die sogenannte Wiege der Menschheit oder der Ort angenommen, in dem vor soviel tausend Jahren das Paradies gelegen habe. Jedenfalls ist es ein herrliches und wundervolles Land, das uns Bewohnern des Nordens, wenn wir einmal dort hinüber kommen, wohl als ein Paradies erscheinen kann. Von hier aus, nimmt man an, sollen sich die Menschen über den ganzen Erdball verbreitet und durch Klima und den Einfluß, den die Lage des Landes mit der Nahrung ausübte, sich so verändert haben, als wir sie jetzt finden. Das, liebe Kinder, ist aber eine Sache, die Ihr jetzt noch nicht versteht, und die ich Euch schon aus dem Grunde nicht näher erklären kann, weil wir alle darüber selber noch nicht einig sind, uns zu verdeutlichen, wie die erste Verbreitung des Menschengeschlechts könnte stattgefunden haben.

„So haben die Mohammedaner, eine Religionssekte, von der ich Euch später erzählen werde, eine Sage, daß

das Paradies auf der Insel Ceylon gelegen habe, die Ihr gleich südlich von Vorder-Indien finden könnt. Auf dieser Insel befindet sich nämlich auf einem hohen Berge eine merkwürdige, in den Felsen eingedrückte Fußstapfe eines Menschen, die etwa fünf Fuß lang ist."

„Fünf Fuß, Papa?" rief Fritz, „die ist dann gewiß künstlich in dem Steine ausgemeißelt."

„Nein, mein Kind", sagte der Vater, „das hat man auch wohl früher geglaubt, genaue Untersuchungen haben aber herausgestellt, daß es mit keinem Instrument geschehen, sondern wirklich in den früher vielleicht weichen Stein eingedrückt sei. Es giebt ja selbst in härterem Gestein Vertiefungen, die sich durch den Einfluß des Wassers und Wetters allmählich weiten. Abergläubische Menschen haben sich aber daraus eine Geschichte gebildet und behaupten nun, das sei die Fußstapfe des ersten Menschen Adam und Ceylon jedenfalls der Platz, wo das Paradies gelegen. Auch eine ziemlich schmale und seichte Stelle des Meeresarmes oder der „Straße", die zwischen Ceylon und der Südspitze von Vorder-Indien durchführt, nennen sie noch bis auf den heutigen Tag die „Adamsbrücke".

„Ceylon ist allerdings ein wunderbar schönes Land, und deshalb könnte es schon immer das Paradies gewesen sein; daß aber Adam so entsetzlich große Füße gehabt hat, ist doch wohl nicht wahrscheinlich.

„Doch wie dem auch sei, liebe Kinder, wir dürfen recht wohl annehmen, daß, wo auch immer das Paradies gelegen habe, die kaukasische Rasse doch die bevorzugte vor allen anderen sei, jedenfalls die größten geistigen Kräfte besitze, wobei sie auch unserer Meinung nach die schönste ist."

„Unserer Meinung nach, Papa?" lachte Fritz, „das müssen die alten häßlichen, schwarzen Neger doch selbst sagen, daß wir schöner sind."

„Da möchtest Du Dich im Irrtum befinden," meinte der Vater. „Im Sprichwort sagt man schon: „Jedem Narren gefällt seine Kappe", d. h. jeder hält die Thorheiten, die er treibt, für Weisheit, weil er es selbst gethan hat, und das findet auch ebenso auf Haut und Gestalt Anwendung. Es giebt auch unter uns sehr viele häßliche Menschen, aber wenige darunter würden das wohl selbst eingestehen, denn sie haben sich so an ihr häßliches Gesicht von Jugend an gewöhnt, daß sie es wenigstens erträglich finden. Noch mehr muß das nun mit fremden Volksstämmen der Fall sein, die sich wohl kaum eine schönere Gestalt denken können als die ist, welche die ihnen liebsten Menschen, ihre Eltern und Geschwister, tragen. Jene Menschen, die vollkommen anders aussehen, können sie natürlich nicht für schön halten, und die Neger wie Chinesen, ja selbst die australischen Schwarzen werden uns nie im Leben zugestehen, daß wir schöner wären als sie. Solchem Beispiel gegenüber müssen wir selbst stutzig werden, wenn wir eben nicht ganz eingebildet sein wollen, ob wir nicht gerade auch nur ein solches Vorurteil für unser Gesicht und unsere Gestalt haben. Allerdings hast Du insoweit recht, daß aufgeworfene Lippen, eine Plattnase und die vorspringenden Kiefer in Wahrheit nicht schön genannt werden können und daß wir somit ein Recht haben, von schönen und unschönen Menschenrassen zu reden. In der Schönheit beruht aber nicht der Wert des Menschen. Wenn es nur gute und brave Menschen sind, die in dem ihnen angewiesenen Kreise ihre Pflicht

und Schuldigkeit und keinem andern Menschen das thun, was sie nicht wollen, das man ihnen auch thut, so schadet es gar nichts, wenn einer auch ein wenig dickere Lippen oder Backenknochen hat als der andere.

„Die kaukasische Rasse also ist die, zu der wir selbst gehören, und wenn wir Klein-Asien und den Kaukasus als Mittelpunkt annehmen, von dem aus sie sich verbreitet hat, so sehen wir, daß sie sich nach Westen über ganz Europa, nach Süd-Westen über den Norden Afrikas, nach Süden über Arabien, nach Osten über Persien, Indien und Turan und im Norden über das südliche Rußland mit bestem Erfolge ausgedehnt hat. Alle die Völker, die in den eben bezeichneten Ländern leben, gehören noch rein zur kaukasischen Rasse oder zeigen doch so wenig Unterschied von dieser, daß wir sie recht gut dazu zählen können. Die südlichen Araber z. B. und viele ägyptische und afrikanische Volksstämme haben eine vollkommen dunkelbraune Hautfarbe, was die kaukasische Rasse eigentlich nicht haben soll, aber die Sonne brennt auch in den dortigen heißen Ländern sengend nieder, und die Haut der Bewohner kann sich wohl in den Jahrhunderten so dunkel gefärbt haben. Der ganze Schnitt ihres Gesichts, d. h. ihre Gesichtsform, Stirn, Nase und Kinn, wie Lippen und Augen sind eben so gebildet wie bei der kaukasischen Rasse, ebenso die ganze übrige Gestalt, die sich in mancher Hinsicht bei den anderen Völkern verschieden zeigt. So haben die eigentlichen Neger oder Äthiopier z. B. sehr deutlich hinten hinausstehende Hacken oder Fersen und einen ganz besonders geformten Schädel.

„So, jetzt seht Euch also erst noch einmal die Karte

an und zeigt mir dann selbst die Länder, auf denen die kaukasische Rasse verbreitet ist."

„Hier also Europa," sagte Fritz, — „weil wir da selbst wohnen."

„Ganz recht," sagte der Vater, „wir dürfen uns immer zuerst nennen, denn wir mit unseren Abkömmlingen haben uns schon teils zu Herren der übrigen Erde gemacht, teils breiten wir uns immer mehr und mehr aus. Was aber nun uns Europäer betrifft, so wißt Ihr ziemlich genau, wie wir in Religion und Regierungsform leben. Mit Ausnahme der europäischen Türkei und einer ziemlich großen Zahl von Israeliten, die zerstreut zwischen uns wohnen, sind wir alle Christen und leben, eigentlich nur die Schweiz und Frankreich ausgenommen, unter erblichen Fürsten, die verschiedene Titel und Würden haben.

„Die Türkei aber, asiatische wie europäische, hat einen Sultan, gleichbedeutend mit Kaiser, und dieser Sultan wird auch von den Arabern, von den Bewohnern von Turan, aus dem die Türken eigentlich abstammen, selbst von den Ägyptern und den meisten Berbern in Afrika als Oberherr anerkannt, obgleich er auf diese weit entlegenen Reiche nur wenig Einfluß ausüben kann. Nur Persien, das Ihr ebenfalls auf der Karte angegeben findet, hat einen eigenen Oberherrn, der Schah heißt.

„Über alle diese Länder ist die mohammedanische Religion oder der Islam verbreitet, dem sogar eine Menge Inseln im ostindischen Archipel, z. B. Java, wie die Ost- und Nord-Küste von Afrika ergeben sind."

„Aber was ist das für eine Religion, Papa?" sagte

Marie, „ich habe immer geglaubt, die Türken wären Heiden."

„Heiden, mein Kind," sagte der Vater, „nennen wir Christen nur die Völker, die nicht an einen einigen Gott glauben, sondern verschiedene Götter haben, deren Abbildungen wir Götzen nennen. In Vorder-Indien beten die Eingeborenen, die Hindus, zu drei verschiedenen Wesen, deren Oberhaupt Bramah genannt wird, und neben diesen haben sie noch viele geringere Götter; und in Hinter-Indien leben die sogenannten Buddhaisten, zu welcher Religion auch ein großer Teil der Chinesen gehört. Auch diese haben verschiedene Götter und beten deren Abbildungen an, aber ich würde vergebens suchen, Euch einen Begriff von deren Glauben beizubringen. Dazu seid Ihr noch zu klein, und Ihr werdet das schon verstehen lernen, wenn Ihr einmal größer werdet.

„Was die mohammedanische Religion betrifft, so ist diese viel einfacher. Die Mohammedaner glauben ebenfalls nur an den einen Gott, den sie Allah nennen, und der Prophet oder Lehrer, der sie zu diesem Glauben vereinigte, war ein Mann, namens Mahomet oder Mohamed, nach dem sie sich auch jetzt Mohammedaner nennen. Das Buch aber, in dem ihre Glaubenssätze, wie bei uns in der Bibel, niedergeschrieben stehen, heißt der Koran.

„In Persien regiert ein unabhängiger Schah, wie Ihr wißt, und die herrschende Religion ist hier ebenfalls die mohammedanische. Doch leben hier auch noch viele der alten, sogenannten Parsen, die ihrer früheren Religion treugeblieben sind. Sie beten nämlich zu ihrem Gott durch das Feuer, als dessen höchstes Sinnbild ihnen die Sonne gilt.

„Aber ich kann Euch nicht von all diesen Sekten erzählen, liebe Kinder, denn ich würde Euch nur durch die vielen verschiedenen Glauben und Stämme und Namen verwirren. Behaltet nur, daß Klein-Asien mit Persien als fester Stamm des eigentlichen Islams für Asien gelten kann, und hier auch die Völker meist in Städten wohnen und das Land sorgfältig bebauen. Das geschieht nun allerdings auch noch in den benachbarten Reichen, in Turan oder der freien Tartarei, wie in Ost-Persien und Arabien. In allen diesen Ländern herrschen aber die Nomadenstämme vor, d. h. es giebt dort eine sehr große Menge von Völkerstämmen, die nur von der Viehzucht leben und mit ihren Herden, wie sich die Weide verändert, im Land umherziehen. Viele dieser Volksstämme haben nicht einmal feste Grenzen und die meisten nur mit ihnen umherziehende Häuptlinge. So schweifen auf der großen arabischen Halbinsel die Beduinen in verschiedenen Horden."

„Und sind die Nomaden auch Mohammedaner?" fragte Fritz.

„Nicht alle, mein Kind," sagte der Vater, „denn Du mußt bedenken, daß Arabien mit seinen Wüsten ein sehr großes Land ist, das unter seinen Bewohnern auch Heiden zählt. Ja im Westen von Arabien, am Roten Meer, lebt sogar ein sehr zahlreicher, kriegerischer Nomadenstamm in der steinigen Wüste: die Reschabiten, die sich zum israelitischen Glauben bekennen. Wie die übrigen arabischen Stämme erheben sie von den Karawanen einen Tribut und sind sehr gefürchtet."

„Aber das verstehe ich nicht," sagte Marie.

„Karawanen," belehrte sie Fritz, „sind große Züge von Menschen und Lasttieren, nicht wahr, Papa?"

„Gewiß, ganz recht," sagte der Vater. „In jenen weiten Wüstenstrecken, wo der Reisende besonders viele Meilen in Sand und Steinen zu wandern hat, ohne irgend eine menschliche Wohnung oder nur selbst Wasser zu finden, würde sich ein einzelner, der dort hindurch wollte, großer Gefahr aussetzen. Darum gehen immer recht viele zusammen, die nach irgend einem bestimmten Ort wollen, packen ihre Waren auf Lasttiere, dort besonders auf Kamele, und wandern in einem langen Zug, den man eine Karawane nennt, vorwärts."

„Aber was ist Tribut?"

„Tribut ist die Bezahlung einer gewissen Summe, die gewöhnlich der Schwächere dem Stärkeren leistet, damit er ihn beschützt. So bezahlen z. B. manche Nomadenstämme dem Sultan in der Türkei einen Tribut, womit sie zugleich andeuten, daß sie ihn als Oberherrn anerkennen, und dieser Tribut braucht nicht immer in Geld zu bestehen, es können auch Pferde z. B. oder Landeserzeugnisse oder Waren sein. Auch dieser Tribut, den die Nomadenstämme von den Karawanen erheben, hat etwas Ähnliches zum Grund, nur daß jene Kaufleute sie nicht als ihre Oberherren anerkennen. Es ist, mit anderen Worten, eine Art Chausseegeld für das Durchpassieren."

„Aber dort sind doch keine Chausseen!" rief Fritz erstaunt.

„Nein, das sind sie allerdings nicht," lachte der Vater, „Ihr müßtet denn eine bahnlose Wüste, die sich oft Hunderte von Meilen ausdehnt, für eine Chaussee ansehen wollen. Das mit dem Chausseegeld meinte ich aber bloß so, daß sie sich als die Herren dieser Strecken betrachten; jedenfalls haben sie Macht in Händen, wenn

sie in bewaffneten Schwärmen auf ihren flüchtigen Pferden dort umherstreifen, und die harmlosen Kaufleute würden sich ihnen kaum widersetzen können. Der Tribut ist deshalb nur eine Art Sühngeld oder ein Abkaufen der ihnen drohenden Gefahr. Diese Nomadenstämme lassen sich mit einem Wort dafür bezahlen, daß sie nicht über die Karawanen herfallen und stehlen, was sie bekommen können."

„Aber leidet denn das der Sultan?" fragte Fritz.

„Über diese wilden Horden hat er keine Gewalt," sagte der Vater, „viele von ihnen erkennen seine Oberherrschaft nicht einmal an, und würde er Soldaten hinüberschicken, sie zu unterwerfen, so jagen diese Stämme in die Wüste hinein, in der sie alle Schlupfwinkel kennen, und niemand dürfte es wagen, ihnen dahin zu folgen.

„Solche Nomadenstämme nun bevölkern nicht allein die freie Tartarei, Arabien und einen Teil von Persien, sondern auch zum großen Teil den Norden von China und fast das ganze asiatische Rußland.

„Das eigentliche China nämlich ist ein außerordentlich dicht bevölkertes Land, dessen Bewohner Ackerbau und die verschiedensten Gewerbe, aber nur sehr wenig Viehzucht treiben. Der Norden von China aber wird von mongolischen und tartarischen Horden bewohnt, und gegen diese hatten die Chinesen auch jene merkwürdige Mauer gebaut, die wohl als ein Wunderwerk der Welt gelten kann.

„Auf der Karte seht Ihr sie, jetzt mitten in China, von Ost nach West laufend, mit Punkten angemerkt, und sie läuft über Berg und Thal, durch tiefe Schluchten und über reißende Ströme hin, überall 26 Fuß hoch; an

solchen Stellen aber, wo ein Einbruch von feindlichen Stämmen am wahrscheinlichsten war, doppelt und dreifach angelegt, wozu noch außerdem in gewissen Entfernungen höhere Warttürme kommen. Die ganze Mauer zieht sich durch eine Entfernung von etwa 300 Meilen, und man hoffte dadurch die kriegerischen Tartaren für immer aus dem Land zu halten. Im Jahre 1644 brachen diese aber trotzdem herüber und eroberten das ganze ungeheure Reich, das sie bis auf die letzte Zeit ungestört behaupteten. Seit einigen Jahren ist indessen eine Revolution der Chinesen gegen diese tartarische Herrschaft ausgebrochen, und der Bürgerkrieg wütete dort im Land auf eine entsetzliche Art. Jetzt ist wieder Ruhe, doch kommen hie und da immer wieder Aufstände und Empörungen zum Ausbruch.

„Wie viel tausend Rebellen (Empörer) schon hingeschlachtet wurden, läßt sich freilich nicht ermitteln, aber Schlacht nach Schlacht ist geliefert worden, und es hat der chinesischen Regierung die größte Mühe gekostet, den Aufruhr zu dämpfen.

„Wie groß das Land übrigens ist, könnt Ihr Euch ungefähr darnach denken, wenn ich Euch sage, daß es ganz Europa um 20,000 □Meilen übertrifft und über 470 Millionen Einwohner hat. Genau läßt sich die Zahl freilich nicht bestimmen, da die Chinesen keine Fremden in das Innere ihres Landes lassen, und Europäer deshalb auch noch nicht im stande gewesen sind, es näher zu untersuchen.

„Die Chinesen selber, die größtenteils der mongolischen Menschenrasse angehören und eine etwas gelbliche Hautfarbe haben, sind übrigens ein sehr thätiges, unternehmendes und geschicktes Volk, und viele Erfindungen,

die wir erst einer neueren Zeit verdanken, haben sie schon seit Jahrhunderten gekannt. Ich nenne Euch nur das Schießpulver und den Kompaß. Auch die Buchdruckerei ist, Gott weiß wie viel, älter bei ihnen, als bei uns, denn ihre Spielkarten, die mit Buchstaben und Zeichen bedruckt sind, fertigen sie schon seit dem grauesten Altertum an.

„Daß sie dabei uns sehr merkwürdig scheinende Sitten und Gewohnheiten haben, darf uns nicht kümmern, denn jedes Volk hat das Recht, sich in seinem Lande so einzurichten, wie es ihm gerade am besten behagt. Wunderlich erscheint uns freilich manches dabei und besonders das z. B., daß sie behaupten, die Magnetnadel ihres Kompasses zeige nach Süden und nicht nach Norden. Da übrigens die eine Spitze nach Süden zeigen muß, wenn die andere nach Norden deutet, so läßt sich ebenfalls nicht gut etwas dagegen einwenden, und ihr Kompaß thut ihnen dabei genau dieselben Dienste wie uns der unsere.

„China ist auch das Vaterland des Seidenwurms, der sich von hier aus über die ganze Erde verbreitet hat, ebenso des Theestrauchs, und dabei möchte ich Euch noch eine sehr schöne Blume nennen, die Ihr jetzt überall bei uns sehen könnt, und die ebenfalls von China stammt: ich meine die Kamelie.

„Soviel weite Steppen aber auch noch im äußersten Norden des Landes liegen, wo die mongolischen Nomaden hausen, so dicht bevölkert ist das eigentliche China südlich von der großen Mauer. Jeder Fußbreit Boden wird dort aber auch benutzt und verwertet, und in der Nähe der großen Städte, z. B. Kanton, das den größten

Handel mit den Fremden treibt, wohnen Tausende von Menschen auf dem Wasser."

„Auf dem Wasser, Papa?" riefen die Kinder, „ach das muß komisch sein! Da fahren sie wohl fortwährend in Schiffen herum?"

„Sie fahren nicht herum," sagte der Vater, „sondern haben breite und flache, große Boote, die Sampans heißen, nebeneinander und ordentlich zu Straßen befestigt. Dort treiben die Leute, die darauf wohnen, entweder ihre verschiedenen Gewerbe, gerade wie auf dem festen Land, oder sie nähren sich vom Fischfang. In vielen halten sie sich sogar ordentliche Herden von Enten, die ganz zahm werden und am Tage auf dem Wasser herumschwimmen, um nachts zu ihrem gewöhnlichen Schlafplatz auf einem der Boote zurückzukehren."

„Aber was machen sie mit all den Enten?" fragte Marie.

„Dasselbe, was die Landleute hier mit zahmen Gänsen und Truthühnern machen," sagte der Vater, „sie verkaufen die Jungen und die Eier. Außerdem haben die Chinesen das auch zuerst erfunden, Eier durch künstliche Wärme, das heißt in mäßig erhitzten Öfen, auszubrüten. Ihr wißt doch, daß die Vögel ihre Eier in den Nestern dadurch ausbrüten, daß sie darauf sitzen und sie fortwährend warm erhalten, bis die Jungen darin so weit erwachsen sind, daß sie auskriechen können. Die Schildkröten und Alligatoren aber legen ihre Eier in den Sand und lassen sie dort von der Sonne ausbrüten. Das haben die klugen Chinesen dann gemerkt und etwas Ähnliches künstlich hergestellt, womit sie Tausende von jungen Enten, Fasanen und anderen Vögeln ziehen."

„Aber sind denn die kleinen Kinder auch immer in den Booten?" fragte Marie, „wenn sie nun da einmal ins Wasser fallen?"

„Wo Kinder von klein auf daran gewöhnt sind," sagte der Vater, „werden sie schon an und für sich vorsichtig; auch lernen sie sobald sie sich nur ordentlich bewegen können, schon schwimmen, ja fast so schnell wie laufen. Um die ganz kleinen Kinder aber doch vor Gefahr zu schützen, binden ihnen die Eltern Schweinsblasen unter die Arme, und wenn dann auch einmal so ein kleiner Kerl über Bord und ins Wasser fällt, so hat es nicht viel zu sagen. Er wird höchstens naß und merkt es sich, das nächste Mal vorsichtiger zu sein. Die mit Luft gefüllten Schweinsblasen lassen sie nämlich nicht untersinken, und der Papa oder die Mama nehmen einen langen Haken, der immer dazu bereit liegt, und ziehen ihren Kleinen wieder in die Höhe."

„Da wohne ich aber doch lieber auf dem Lande," meinte Marie kopfschüttelnd, „denn immer in so einem engen Boot zu sitzen, muß nicht angenehm sein."

„Da hast Du ganz recht," sagte der Vater, „und wir dürfen in mehr als einer Hinsicht froh sein, daß wir nicht in China und noch dazu auf dem Wasser wohnen."

„Aber der Kaiser wohnt doch nicht in einem solchen Boot?" fragte Fritz.

„Nein, gewiß nicht, mein Kind," antwortete der Vater. „Der Kaiser von China wohnt in Peking, welches die Hauptstadt des Landes ist; sucht sie mir einmal auf der Karte. Auch Kanton und Nanking sind noch zwei andere, sehr große Städte, die viele hundert-

tausend Einwohner haben. — Peking hat sogar zwei Millionen."

„Nanking?" fragte Marie — „ich habe letzten Sommer ein Nanking-Röckchen gehabt."

„Siehst Du, das kommt aus obiger Stadt," sagte der Vater, „und ist ein ganz vorzügliches Baumwollenzeug, das einen sehr bedeutenden Handelsartikel bildet. Doch Ihr werdet aus alle dem, was ich Euch bis jetzt gesagt, ersehen haben, daß die Chinesen ein gar tüchtiges, geschicktes und arbeitsames Volk sind, das in einem von der Natur sehr gesegneten Lande lebt. Damit habt Ihr aber auch für heute genug, und morgen wollen wir dann sehen, was für Völker noch in dem übrigen Asien leben."

Sechstes Kapitel.

Die Bewohner Asiens.

(Fortsetzung.)

„Aber, Papa," sagte Fritz am nächsten Abend zu seinem Vater, als dieser wieder die Karte nahm und in der Beschreibung der verschiedenen Völkerschaften fortfahren wollte, „giebt es denn gar keine Indianer in Asien, die nur von der Jagd leben wie in Amerika, oder wohnen solche in Indien?"

„In Indien kaum, mein Kind," sagte der Vater, „denn zwischen Indianern und Indiern müßt Ihr einen großen Unterschied machen. — Unter Indianern ver-

steht man nämlich, wie Ihr auch schon von früher her wißt, die Eingeborenen Amerikas, und man nannte sie so, weil man an das Land der Indier in Asien dachte.

„Diese gehören aber, wie Ihr auch schon wißt, einer ganz andern Menschenrasse an, nämlich der kaukasischen. Auch treiben fast alle Ackerbau, tragen selbstgewebte Kleidungsstücke und haben Priester oder Religionslehrer, die in den Wissenschaften sehr erfahren sind. Ihr seht also, daß zwischen Indiern und Indianern ein großer Unterschied besteht.

„Die Indier haben überdem ordentliche Fürsten mit einem großen Hofstaat, die in prächtigen Palästen leben. Auch sind ihre Handwerker und Künstler tüchtige Leute, besonders die Goldschmiede, und sie tragen als Zierat außerordentlich vielen feingearbeiteten Goldschmuck und Juwelen. Auch ihr gesellschaftliches Leben ist noch viel strenger abgeschieden wie bei uns, und die verschiedenen Grade, die vom Arbeiter bis zum Fürsten hinaufgehen, heißen Kasten. Daher haben wir auch in der deutschen Sprache das Wort Kastengeist aufgenommen, was bedeuten soll, daß sich die verschiedenen Stände, z. B. Bürger und Bauer oder Militär, Beamte und Bürger, sehr streng von einander abscheiden und nicht freundlich mitsammen verkehren.

„Diese verschiedenen Rangordnungen werden in Indien außerordentlich streng aufrecht erhalten, und einer aus der untersten Klasse, deren Angehörige dort Parias heißen, dünkt den höher Gestellten als das verächtlichste Wesen der Schöpfung."

„Ein großer Teil von dem Lande ist ja aber rot gemalt," sagte Fritz, „das kann doch nicht alles den Engländern gehören."

„Allerdings ist dies der Fall," lautete die Antwort, „und Ihr könnt da sehen, welches ungeheure Reich sich dies unternehmende Volk nicht allein in Amerika und Australien, sondern auch in Asien gegründet hat. Hier liegen auch jedenfalls die bedeutendsten englischen Kolonialbesitzungen, und ein bedeutender Handel wird von hier aus mit all den so reichen Produkten dieses so herrlichen Landes getrieben.

„Vor einer Reihe von Jahren hatten sich allerdings die Indier gegen England empört und viele unglückliche Engländer mit ihren Familien, als diese sich noch sicher glaubten, erschlagen. Wie sie aber bald zu ihrem Schaden fanden, waren ihnen die Nordländer doch zu mächtig und zu zäh; sie ließen sich eben nicht einschüchtern, und Schiff nach Schiff kam, das neue Truppen hinüberbrachte. — Die Aufrührer wurden überall geschlagen und mußten sich zuletzt ihren früheren Herren wieder unterwerfen."

„Aber wenn die Indier nun die fremden Leute nicht in ihrem Land haben wollten?" fragte Marie.

„Ja, mein Kind," meinte der Vater, „da kommen wir wieder auf das alte Recht oder Unrecht des Stärkeren zurück. Der Stärkere nimmt sich eben, was er braucht und was er behaupten kann, und die Schwächeren müssen es sich gefallen lassen. So haben es die Russen mit all ihren asiatischen Besitzungen, so die Tartaren in China, so die Engländer in Indien, so die Holländer im ostindischen Archipel, so die Türken in dem ganzen europäischen Teil ihres Landes, so die Franzosen in Afrika gemacht, wie wir später finden werden. Nach unseren Begriffen von Recht dürfte es freilich nicht geschehen, aber wer kann die Welt nun einmal ändern,

wie sie ist. Wenn Ihr aber erst heranwachst, werdet Ihr sehen, daß es noch immer so fort geschieht, und dann auch vielleicht begreifen, warum das so ist; jetzt könnte ich Euch das doch nicht erklären.

„Hier auf der Karte findet Ihr übrigens auch einen der größten Ströme Asiens angegeben, den Ganges, den die Indier auch den heiligen Strom nennen. Er läuft von West nach Ost und dann nach Südost, durch den ganzen nördlichen Teil Vorder-Indiens und, wie Ihr seht, südlich an einem großen Teil des ungeheuren Himalaya-Gebirges hin, dessen sämtliche Wasser der Südhänge er auf dieser Bahn aufnimmt. In ganz ähnlicher Weise fließt auch bei uns in Deutschland die Donau am nördlichen Hang der Alpen hin und nimmt fast alle die vielen Bergwasser auf. Auch der Ganges wächst außerordentlich rasch, erreicht aber, bevor er in den Meerbusen von Bengalen ausläuft, sehr flaches Land und hat sich dort durch die vielen Jahrtausende unzählige Mündungen ausgegraben. Dort ist das Klima denn allerdings auch sehr ungesund, ja für den Europäer tödlich."

„Aber das hellgrüne Land gehört den Engländern nicht, nicht wahr, Papa?"

„Nein, dort herrschen noch eingeborene Fürsten," sagte der Vater, „und Ihr könnt deren Besitzungen durch den ostindischen Archipel verfolgen."

„Dort sind aber auch blaue und hellrote Länder angegeben," sagte Marie, „und da oben, unter China, auch noch eine rote Insel."

„Das ist Honkong," erwiderte der Vater, „welche Insel die Engländer nach einem Handelsvertrag, bei dem sie den Chinesen eine ganze Partie Kriegsdschunken

oder Kriegsfahrzeuge zerschossen, als Besitztum erhielten. Die blau angezeichneten Inseln oder Küstenstriche gehören aber den Holländern, die außerordentlich reiche Besitzungen in diesem Teile der Welt haben. Ganz Java ist von ihnen als feste Kolonie behandelt, viele andere kleine Inseln haben sie ebenfalls besetzt und auf den großen Inseln Sumatra, Borneo und Celebes ausgedehnte Küstenstriche inne. Weiter nördlich aber, die rosa gefärbten Inseln, gehören Spanien; aber auch auf diesen seht Ihr noch Strecken, die von den Eingeborenen besetzt gehalten werden.

„Hier kommen wir nun in das Land der Malayen, die aber keineswegs die eigentlichen Ureinwohner dieser Insel waren, und nach ihnen treten die Europäer erst als dritte Besitzer wie zweite Eroberer dieses Archipels auf.

„Die ganze Inselgruppe bewohnte nämlich früher ein dunkelbrauner, kräftiger Indianerstamm, der viele Ähnlichkeit mit den Eingeborenen der Südseeinseln, besonders mit denen der westlichen Gruppen hat. Die Malayen nun, die jedenfalls vom Festland, als Abkömmlinge der kaukasischen und mongolischen Rasse, herüberkamen, waren an den Küstenländern geboren und eine seefahrende Nation geworden, die bald auf Eroberungen ausging. Mutig dabei und unternehmend und vielleicht in großen Schwärmen an den verschiedenen Inseln landend, besetzten sie die Küstenstriche und trieben die eigentlichen Eigentümer in die inneren Berge zurück. Dorthin konnten sie ihnen entweder nicht folgen, oder wollten es auch vielleicht nicht, weil sie sich dann zu weit von ihren Schiffen hätten entfernen müssen.

„Daher kommt es nun, daß wir auf allen diesen

Inseln zweierlei Stämme von Eingeborenen finden: die Malayen überall an den Küsten und die Ureinwohner des Landes, die eine vollständig andere Sprache reden, in den Bergen.

„Die Europäer, die später landeten, bekämpften auch nur die Malayen, da sie sich nicht in die Berge hinauf ziehen wollten, und während sie die Küstenbewohner unterwarfen, blieben die Bergvölker im ungestörten Besitz ihrer alten Heimat. Nur auf Java haben die Holländer auch sämtliche Stämme der Eingeborenen, die ihre eigenen Rajahs*) oder Fürsten hatten, besiegt und bauen jetzt oben in den Gebirgen ihren Kaffee und Reis.

„Auf Borneo und Sumatra leben indessen noch wirkliche Urbewohner, die bis jetzt noch, einige wenige Küstenstriche ausgenommen, jeden Angriff der Europäer zurückgeschlagen haben. Viele Stämme von ihnen treiben allerdings auch Ackerbau, und auf Borneo findet sich außerdem viel Gold, das die Eingeborenen auswaschen und als Handelsartikel den Weißen überlassen. Sonst aber leben dort auch noch ganze Stämme von Jagd und Fischfang und leider auch von der Seeräuberei, indem sie mit ihren zwar kleinen, aber sehr schnell segelnden Fahrzeugen (Prauen genannt) andere Schiffe überfallen."

„Das sollten aber die Holländer nicht leiden," sagte Fritz.

„Ja, mein Kind," meinte der Vater, „sie sind auch hinter diesen Piraten mit allen Kräften her, aber zwischen den vielen kleinen Inseln, Klippen und Untiefen können

*) spr. Radscha.

sie mit ihren großen Kriegsschiffen nicht so leicht und sicher hindurchfahren. Jene Seeräuber hatten außerdem immer Schlupfwinkel, die sie im Fall der Not aufsuchten, und die größte Hilfe war ihnen außerdem, daß sie ihre Prauen rudern konnten. Sowie sie deshalb ein Kriegsschiff sahen und merkten, daß sie verfolgt werden sollten, so ruderten sie nur gerade gegen den Wind auf, und gegen den Wind konnten die Schiffe nicht ansegeln. Da wurden sie aber plötzlich durch die Holländer sehr überrascht, als diese nämlich mit dem ersten Dampfschiff in den Archipel kamen. Dampfschiffe sind nämlich noch gar nicht so sehr lange zu großen Seereisen benutzt worden.

„Die Seeräuber sahen das Schiff wohl, gaben sich aber keine große Mühe, ihm aus dem Wege zu gehen, da ihnen der Wind günstig war und sie ihre Verstecke nicht weit entfernt wußten. Plötzlich aber drehte das Dampfschiff gegen sie um, und sie fanden jetzt zu ihrem Schrecken, daß es viel rascher gegen den Wind anlief, als sie rudern konnten. Ehe sie ihre Inseln erreichen konnten, war der Dampfer auch zwischen ihnen und räumte mit seinen Kanonen bös unter ihnen auf."

„Das geschah ihnen recht!" rief Fritz. — „Ach, da hätte ich mögen dabei sein."

„Liebes Kind," sagte der Vater, „es waren das, unseren Begriffen von Recht und Gerechtigkeit nach, allerdings böse Menschen, die vielleicht auch manches Leben genommen hatten, um reiche Beute zu machen, indem sie andere Schiffe plünderten; es ist aber trotzdem nie etwas Erfreuliches, solche unglückliche Menschen bestraft zu sehen, und wir sollten uns nie darnach sehnen,

Zeuge zu sein, wie ein anderer Mensch eines gewaltsamen Todes stirbt."

„Aber sie hatten doch kein Recht, andere Schiffe zu überfallen."

„Nein," sagte der Vater, „und ich will gar nicht bestreiten, daß die Strafe, die sie ereilte, nicht vollkommen gerechtfertigt gewesen wäre. Außerdem mag es auch sehr interessant gewesen sein, die Verfolgung der Räuberschiffe mit anzusehen, und das ist es auch wahrscheinlich, was Du gemeint hast. Das Herz würde Dir aber doch geblutet haben, hättest Du nachher Zeuge sein müssen, wie die Kanonenkugeln der Weißen unter die armen, halbnackten Wilden hineinschlugen und Hunderte töteten, die an dem Abend vergebens von ihren Familien zurückerwartet wurden. Außerdem betrachteten diese Leute nur alles das als ihr Eigentum, was auf dem Wasser schwamm, gerade so wie die Europäer all das Land als das ihre betrachten, was in fremden Weltteilen liegt. Beide haben unrecht, aber die Europäer waren die stärksten, und wären die Eingeborenen in fremden Weltteilen stärker und erschlügen all die Eroberer, die ihnen ihr Land nehmen wollten, oder jagten sie wenigstens wieder fort, so würden wir gewiß sagen müssen, daß auch sie nur von ihrem vollen Recht Gebrauch gemacht hätten.

„Wie die Sachen nun einmal stehen, können aber alle seefahrenden Nationen es den Holländern nur Dank wissen, daß sie in jenen Gewässern eine Art von Polizei führen, denn unbewaffnete Kauffahrteischiffe durften sich sonst gar nicht dort hineinwagen.

„Diese Inselbewohner, die sämtlich dem malayischen Volksstamm angehören, sind übrigens keineswegs so roh

und wild, wie die amerikanischen oder gar wie die australischen Stämme. Sie verstehen eine Menge Gewerbe und besonders Eisen und Stahl zu schmelzen und vortreffliche Waffen daraus zu fertigen. So tragen sie meist alle einen künstlich gearbeiteten Dolch, der bei den Reichen meist mit Gold und Juwelen verziert ist; außerdem ein kurzes Schwert und im Kriege eine Lanze. Auf Borneo aber wie auf einigen der benachbarten Inseln, z. B. der kleinen, die gleich östlich von Java liegt und Bali heißt, führen die Eingeborenen aber noch außerdem eine sehr merkwürdige Waffe, nämlich ein etwa fünf bis sechs Fuß langes Blasrohr, aus sehr hartem Holz verfertigt, das oben eine eiserne Lanzenspitze hat, und mit dem sie kurze, vergiftete Pfeile schießen. In jenen Ländern wächst nämlich jener ganz mit Unrecht so berüchtigte Upas-Baum, — Upas heißt im Malayischen Gift — der keineswegs so schrecklich ist, wie man ihn gemacht hat, aber doch einen Saft enthält, der tödlich wirkt, wenn er in eine frische Wunde kommt oder sich überhaupt mit dem Blut des Menschen vermischt. In diesen Saft tauchen sie ihre Pfeilspitzen."

„Da möchte ich nicht von ihnen geschossen werden," sagte Marie.

„Ich begreife nur nicht, wie man Pfeile aus einem Blasrohr schießen kann," sagte Fritz.

„Natürlich sind es keine so langen Pfeile, wie Du sie wohl meinst," sagte der Vater, „keine Pfeile mit eisernen Spitzen und Federbärten, sondern ganz kurze, nur scharf zugespitzte Stäbchen aus Bambus, am unteren oder hinteren Ende mit einem Stückchen weichen Mark wie aus unserem Fliederbaum, das dem Pfeil gewissermaßen als Knopf und Luftfang dient. Die südameri-

kanischen Indianer, die auch Blasrohre, aber aus wirklichem Rohr und ohne Lanzenspitzen führen, wickeln um das untere Ende nur ein wenig rohe Baumwolle. Solche Pfeile fliegen 60 bis 80 Schritt weit und dringen tief in das Fleisch ein. Außerdem führen sie aber auch Bogen und Pfeile, und die Bewohner, besonders von Sumatra wie von Borneo, sind ein sehr kriegerisches und tapferes Volk, das sich nicht so leicht wird von den Weißen unterwerfen lassen."

„Sagtest Du nicht, Papa, die Bewohner von Sumatra wären Menschenfresser?" fragte Fritz.

„Ich glaube nicht, daß ich das Wort gebrauchte," meinte der Vater, „denn unter Menschenfressern würde ich nur ein Volk verstehen, das eben Menschenfleisch verzehrt so gern wie jedes andere. Das ist aber bei allen diesen Völkern nicht der Fall und scheint meist nur zu einer Feierlichkeit zu gehören, bei der sie durch ein solches Mahl ihren Göttern glauben einen Dienst zu erweisen. Die Papua-Neger — die Bewohner Neu-Guineas, der Salomons-Inseln, der neuen Hebriden und Fidschi-Inseln sind ähnlich wie einige Negerstämme in Mittel-Afrika wirklich lüstern auf Menschenfleisch, obschon es ihnen sonst an Pflanzennahrung keineswegs fehlt. Doch mag auch der Mangel an Nahrung manche Horden dazu geführt haben, auf Menschenjagd auszugehen, um Menschenfleisch — wir sagen da nicht mehr essen, sondern — fressen zu können. Bei den wilden Dayaks auf der Insel Borneo gehört es überdies zu einem Ehrenpunkt, Menschenköpfe zu erbeuten. Feindesschädel gebrauchen sie als Hausgerät, tragen Feindeszähne als Halsschmuck und Feindeshaare als Wehrgehenk."

6*

Die Kinder gruselte es, als sie von dieser Menschenjagd hörten. Sie wurden ganz still.

„Aber von der Jagd wilder Tiere in Asien hast Du uns noch gar nichts erzählt, Papa," mahnte nun Fritz, „ich fürchtete schon, es gäbe dort gar keine wilden Tiere."

„Mehr wie in irgend einem andern Weltteil, mein Kind, Afrika vielleicht ausgenommen," sagte der Vater. „Erst müssen wir aber doch mit den Bewohnern des Landes fertig werden, denn Ihr werdet mir zugestehen, daß die Menschen den Tieren vorgehen müssen."

„Ja, Papa," rief Marie, „Du hast uns noch gar nichts von Rußland gesagt. Fritz will immer nur von der Jagd hören."

„Allerdings habe ich das nicht, und wir wollen eben dorthin," sagte der Vater, „welchen Weg müssen wir also wählen, um am bequemsten vom ostindischen Archipel aus dorthin zu gelangen?"

„Ei, gerade durch China durch," sagte Fritz.

„Du vergißt," lautete die Antwort, „daß die Chinesen keinen Fremden durch ihr Land lassen, und sie jetzt gegen die Russen auf ihrer Hut sind, auch andere europäische Reisende leicht für Spione ansehen. Da werden wir also doch einen andern Weg einschlagen müssen."

„Gut," sagte Fritz, „dann gehen wir zu Wasser gleich oben um das Amurland oder die Mandschurei, wie auf der Karte steht, herum."

„Und wohin kommen wir da?"

„Nun, nach Rußland."

„Ja, aber in welches Meer?"

„In den großen Ocean."

„Allerdings, aber Du siehst, daß hier ein Teil dieses

Oceans von Inseln fast abgeschlossen ist und einen andern Namen bekommen hat."

„Ja so — das ist das — oh, Papa, das ist ein böser Name — das O—chots—kische Meer!"

„Ja, mein Kind, die russischen Namen sind für unsere Zunge meist alle schwer auszusprechen, aber noch schwerer die chinesischen, und es kommen da Namen vor, die Ihr nicht einmal nachsprechen, viel weniger behalten könntet. Ehe wir aber selbst das Ochotskische Meer erreichen, segeln wir an jener langen Inselreihe vorüber, die eben das japanische Reich oder Japan bildet, und wovon die größte Insel Nipon, mit der Hauptstadt Jeddo (Tokio), heißt.

„Die Japanesen sind ein den Chinesen ganz ähnliches Volk, mit ganz ähnlicher Tracht, mit ähnlicher Lebensweise, mit ähnlichen Sitten und Gebräuchen, mit ähnlichen Erzeugnissen in ihrem Lande, das ja auch von China kaum durch mehr als einen Seearm getrennt ist. Auch sie schlossen sich früher vor den Fremden sehr ab und sind erst in den allerletzten Jahre darauf eingegangen, einen Handelsvertrag mit den Amerikanern, Holländern, Engländern und Russen, und auch mit dem Deutschen Reich abzuschließen. Nun machen sie schnelle Fortschritte in europäischer Bildung. Sie haben einen Kaiser und eine ähnliche Religion wie die chinesische, indem sie verschiedene Götter anbeten.

„Japan liegt noch in einem sehr gemäßigten Klima, das allerdings Schnee im Winter, aber einen heißen Sommer hat, dagegen ragt das Land, das wir jetzt betreten, bis hoch über den Polarkreis, also in die eigentliche Eiszone hinauf, und wir finden dort zum großen Teil Nomadenvölker.

„Das asiatische Rußland ist nämlich von ungeheuren Flächen durchzogen, die wir schon in Amerika gefunden haben, und die man dort Llanos und Pampas, im Norden aber Tundra oder Moossteppen nennt. Prairie bedeutet wörtlich eine Wiese, und den sanften Namen verdienen allerdings diese wüsten und öden Flächen nicht, die sich oft Hunderte von Meilen über das Land ausdehnen, und die man am richtigsten Steppen nennt.

„Eine Wüste in den heißen Ländern ist wohl für den Reisenden gefährlich, wenn die Sonne sengend niederbrennt, kein Wasser auf viele Meilen zu finden ist und der feine Sand als Staub durch die Luft wirbelt. Aber mit diesen nordischen Steppen ist auch gerade nicht zu spaßen, wenn der grimmige Nordwind darüber hintobt und ganze Wolken von dünnem Staubschnee durch die Luft peitscht. Zu Schlitten oder zu Pferd sind die Reisenden dort gar nicht selten der größten Lebensgefahr ausgesetzt.

„Natürlich aber können diese Steppen nur von Nomadenvölkern bewohnt werden, denn zu solcher Zeit und in den strengen Wintern dürfte sich kein Stamm mit seinen Herden dort halten. Dann ziehen die Hirtenvölker in die südlicher gelegenen Hochebenen und kehren nicht eher wieder in die Steppen zurück, bis nicht im Mai oder Juni der Schnee verschwunden ist und das junge Gras herauskeimt."

„Aber so machen es die nordamerikanischen Indianer auch," sagte Fritz, „die mit den wilden Büffeln von Norden nach Süden und wieder zurückziehen."

„Das thun sie auch, mein Kind," sagte der Vater, „doch diese Nomadenvölker, die man in Horden einteilt,

wie man bei den nordamerikanischen Eingeborenen von Stämmen spricht, haben eigene Viehherden und sind freilich um wenig oder gar nichts besser als Indianer. Allerdings tragen sie Kleider, aber auch nur des kalten Klimas wegen, sonst aber leben sie von der Jagd und dem, was sie von ihren Herden ziehen, und sind wilde, rastlose Menschen, die oft nur dem Namen nach unter russischer Oberherrschaft stehen.

„Dahin gehören: die Kirgisen, Baschkiren mit den verschiedenen Kosakenhorden im Süden und den Samojeden, Ostjaken, Tungusen, Tschuktschen, Jakuten und anderen derartigen Völkern im höchsten Norden.

„Zu diesem eigentlich wilden Land, das nur in den südlichen Distrikten fruchtbare und auch milde Landstriche aufweisen kann, hat sich jetzt Rußland auch noch einen großen Teil der Mandschurei von China abtreten lassen. Was China dafür bekommen, weiß man nicht so recht, und der Kaiser von China hat auch gesagt, er wüßte gar nichts davon. Einer seiner Minister müsse das hinter seinem Rücken gethan und sich haben bestechen lassen, und ein solcher Vertrag könne nichts gelten. Rußland hat aber indessen die Mandschurei oder das Land um den schönen Amurstrom schon in Besitz genommen und ist nicht gewohnt, etwas wieder herauszugeben. Außerdem haben die Chinesen auch schon in allen Verträgen mit den Europäern bewiesen, daß sie versprechen, was man von ihnen haben will, um einen augenblicklichen Vorteil zu erlangen, nachher aber gar nicht daran denken, das Versprochene zu halten. Wenn man sie dann beim Wort nehmen will, stellen sie sich ganz erstaunt und machen allerlei Ausflüchte.“

„Und jetzt gehört die ganze Mandschurei den Russen?" fragte Fritz.

„Die südlichen Grenzen sind, soviel ich weiß, noch nicht genau festgestellt, und das ist eigentlich der Fall mit der ganzen südlichen Grenze des asiatischen Rußland. Überall liegen die Russen deshalb auch mit ihren Nachbarländern in Hader, weil sie zur Ausgleichung der Grenze von ihrem Land nie etwas hergeben, sondern von anderen noch immer etwas dazu haben wollen. Genau diese Grenze anzugeben, ist deshalb auch gar nicht möglich, und was Ihr da auf der Karte seht, nur die ungefähre Scheidelinie zwischen Rußland und den südlich daran gelegenen Provinzen, die wenigstens für die nächste Zeit angenommen ist.

„Rußland besitzt aber auch jene Landesteile, die als der Stammsitz der kaukasischen Rasse angenommen werden, und zwar den Kaukasus mit Georgien, in welchem Lande, nach unseren Begriffen von Schönheit, die schönsten Menschen wohnen."

„Da hat es denn von allen Arten," lachte Fritz, „denn die Tschuktschen oben im Norden und die Samojeden sollen ja so häßlich sein."

„Allerdings vereinigt der Zar von Rußland die verschiedensten Menschenarten unter seinem Scepter: Kaukasier, Tartaren, Mongolen, Chinesen und jene von Thran und Fischen lebende Horden der Nordküste.

„Die Georgier sind Christen, die Kirgisen, Baschkiren, Tartaren mit ihren Nachbarvölkern Mohammedaner, die Mongolen, Kalmücken und Mandschuresen Buddhaisten, die dem Stifter ihrer Religion, Buddha, göttliche Verehrung zollen, und die äußersten Nordländer Fetischanbeter, d. h. Leute, die sich einen Gott selber aus

irgend einem Material, aus Holz oder Knochen machen und im Glauben an dessen geheime Kraft ihn anbeten. Dazu kommen noch eine große Anzahl Israeliten, und Ihr könnt Euch etwa denken, was das für eine wunderliche, gemischte Versammlung geben würde, wenn der Kaiser von Rußland einmal eine Familie aus jedem Volksstamm nach seiner Hauptstadt Petersburg kommen ließe. Im ganzen zählt man im russischen Reich gegen 100 Nationen oder Volksstämme, mit wenigstens 40 verschiedenen Sprachen.

„Damit haben wir aber so ziemlich alle asiatischen Völker durchgenommen, damit Ihr wenigstens einen Begriff von ihnen bekommt. Betrachte Dir aber indes die Karte genau, denn morgen —"

„Erzählst Du uns von den Tieren und der Jagd in Asien, nicht wahr, Papa?" unterbrach ihn Fritz.

„Das vielleicht auch," lächelte der Vater, „aber morgen sollst Du mir auf der Karte auch mit Bleistift anzeichnen, welche Strecke ungefähr die Mohammedaner bewohnen, und welche die Buddhaisten und so weiter."

„Aber, Papa, das weiß ich doch nicht so genau," sagte Fritz.

„Genau ist es auch gar nicht nötig," sagte der Vater, „ließe sich sogar nicht einmal genau bestimmen. Nur ungefähr sollst Du es mir angeben, damit ich sehe, ob Du Dir das Erzählte ein wenig gemerkt hast."

Siebentes Kapitel.

Die Tierwelt Asiens.

Fritz wollte dem Vater am nächsten Tage beweisen, daß er vortrefflich aufgepaßt, und gab sich die größte Mühe, auf der Karte die verlangten Grenzen aufzuzeichnen. Mit den Mohammedanern ging das auch noch am besten, denn daß Klein-Asien, Arabien und Persien mit der kleinen Tartarei und dem südwestlichen Teil von Rußland dazu gehöre, hatte er sich schon gemerkt. — Auch die Brahma-Anbeter konnte er leicht angeben, da ihm der Vater gesagt, daß diese vorzugsweise Vorder-Indien bewohnen. Aber mit den Buddhaisten wurde er irr. Eine lange Weile zerbrach er sich wohl den Kopf darüber, aber er bekam es doch nicht heraus, bis der Vater kam und ihm lächelnd zusah. —

„Du darfst es nicht so genau nehmen," sagte er endlich. — „Schneide nach oben etwa ein Dritteil von Sibirien ab, das von den Fetisch-Anbetern bewohnt wird, rechne im Archipel einige Inseln ab, auf denen Mohammedaner wohnen, so kannst Du das ganze übrige Asien zu Anhängern des Buddhaismus oder doch ähnlicher Religionen zählen."

„Aber was für eine Religion haben die Malayen?" fragte Fritz.

„Gar keine bestimmte, mein Kind," erwiderte der Vater „und das schon beweist uns auch mit, daß sie kein eigentlicher, selbständiger Volksstamm sind, denn wo sie sich niedergelassen, haben sie meist die dort

herrschende Landes-Religion angenommen. So sind sie auf Java Mohammedaner, und gleich auf der Nachbarinsel beten sie die Götter Schiwa, Wischnu und Brahma an. Doch wollte ich eigentlich heute mit Euch über etwas Anderes sprechen."

„Ach ja, Papa, die Tierwelt Asiens," riefen die Kinder.

„Allerdings," sagte der Vater, „und wir finden da ein außerordentlich reichhaltiges Feld. Schon der äußerste Norden beherbergt sehr kostbare Pelztiere in ziemlich bedeutender Menge, und es wird ihnen denn auch außerordentlich nachgestellt. Wir haben da den Zobel und Hermelin, welches letztere Tier nur eine kleine Wieselart mit schwarzer Schwanzspitze ist, dann Füchse und Wölfe in ungeheurer Menge; in den Gewässern des Nordens Walfische, Robben, Walrosse und andere derartige Tiere mit Eisbären, und in den weiten Steppen des inneren Landes ganze Schwärme von verwilderten Pferden."

„Die sind ja wohl in Rußland heimisch, Papa, wie Du uns einmal erzählt hast," meinte Fritz.

„In Rußland nicht gerade," sagte der Vater, „sondern in Asien überhaupt. Vorzüglich behaupten die Araber, daß das Pferd für *ihre* Heimat geschaffen sei, und insofern haben sie recht, da Arabien die schönsten und edelsten Pferde hervorgebracht hat. An Schnelligkeit können sich mit ihnen vielleicht auf eine *sehr* kurze Strecke die englischen Pferde messen, aber diese halten dagegen wieder gar keine Anstrengung aus, während ein arabisches Pferd stundenlang mit der gleichen Schnelle dahin fliegt.

„Merkwürdigerweise haben die Pferde dieser Steppen

ordentlich Gesetze untereinander, denen sie sich fügen und nachleben. Die Not hat sie auch wahrscheinlich dazu gezwungen, denn ein einzelnes Pferd, das sich nicht bei der Herde halten wollte, würde bald von Wölfen überfallen und niedergerissen werden. Deshalb leben diese klugen Tiere stets in großen Trupps beisammen, deren Führung jedesmal der stärkste und wahrscheinlich auch der älteste Hengst hat. Beim Marsch zieht er voran, und auf der Flucht ist er gewöhnlich der letzte, um der Gefahr immer am nächsten zu sein. Überfällt eine Schar Wölfe einen solchen Pferdetrupp, und geschieht das zu einer Zeit, wo sie Fohlen haben, also nicht so rasch fliehen können, ohne gerade die jüngsten der Herde der größten Gefahr auszusetzen, so halten sie stand, nehmen die Fohlen, die sich noch nicht verteidigen können, in die Mitte und stellen sich alle mit den Köpfen nach innen um diese her. Die Wölfe mögen sich dann aber in acht nehmen, daß sie den Hinterbeinen dieser wilden Renner nicht zu nahe kommen, denn werden sie getroffen, so sind sie verloren, und diese wilden Rosse wissen ihre Hufe außerordentlich geschickt zu gebrauchen.

„So hat Gott jedes Tier gelehrt, sich in Gefahr am besten und zweckmäßigsten zu schützen, und wie die Pferde den Wölfen die Rückseite zukehren, weil sie in den Hinterbeinen die stärkste Waffe haben, so schließen die wilden Rinderherden in gleicher Gefahr einen Kreis, aber die Köpfe nach außen und die Hörner gesenkt, und wehe dem Wolfe, der in den Bereich dieser Hörner käme.

„Die wirklich wilden Pferde werden übrigens hauptsächlich nur noch in der Mongolei und einigen anderen

Teilen des asiatischen Hochlandes angetroffen, obgleich die in den russischen Steppen umherschwärmenden Trupps eben so wild und unbändig sind und ebenso wie jene mit der Schlinge erst einzeln gefangen werden müssen, wenn man sie haben will, da bei ihnen kein Gedanke an Treiben ist. Jene Trupps wilder Pferde in Rußland werden aber schon nicht mehr als wild betrachtet, sondern haben alle einen Eigentümer, wenigstens dem Namen nach. Entweder beansprucht sie einer jener Hordenführer, die durch das Revier, wo sie sich aufhalten, ihre Weidestriche nehmen, oder der Kaiser von Rußland hat sie selber als sein Eigentum erklärt, und dann darf natürlich niemand weiter Hand daran legen als die Leute, die er ausschickt, sie einzufangen.

„So notwendig dem Araber aber das edle Pferd in seinen weiten Sand- und Felswüsten ist, so notwendig braucht er noch ein anderes Tier, das wir seinem vollen Wert nach aber erst in Afrika werden kennen lernen, ich meine das Kamel. Es giebt zwei Arten: das eine mit zwei Höckern, das wirkliche Kamel, kommt eigentlich nur in Asien vor, das einhöckrige dagegen oder das Dromedar hauptsächlich in Afrika, wo ich Euch denn auch ein weiteres darüber erzählen werde.

„Ein äußerst wichtiges Tier dagegen für Asien ist der Elefant, der besonders in Vorder- und Hinter-Indien wie auf Ceylon und Sumatra vorkommt.

„Der Elefant ist eins jener Überbleibsel aus einer früheren riesigen Tierwelt, welche diese Erde belebte. Noch jetzt werden in den verschiedenen Ländern und zwar in allen Weltteilen hie und da Knochen gefunden, die ganz riesigen Geschöpfen angehört haben müssen. So das sogenannte Mastodon, das ein Tier von 18—20

Fuß Höhe gewesen sein muß. Ebenso hat man Überbleibsel von riesigen Drachen und Eidechsen gefunden und auf der Insel Neuseeland bei Australien auch die Überbleibsel eines ganz fabelhaften Vogels ausgegraben. Diese riesige Tierwelt ist fast gänzlich untergegangen, denn neben solchen Bestien hätten die Menschen auch nicht bestehen können. Einige von ihnen sind aber doch noch übrig geblieben und zwar die kleinsten jener Gattung, und da haben wir im Meer den Walfisch, in den Flüssen Afrikas und Asiens das Krokodil und Flußpferd und auf dem Lande den Elefanten, das Nashorn, die Giraffe und den Vogel Strauß."

„Aber von all den Tieren mußt Du uns erzählen, Papa," rief Fritz.

„Die meisten von ihnen werden wir in Afrika finden," erwiderte der Vater, „wo es überhaupt Scharen von Wild und wilden Tieren giebt. Asien ist aber besonders das Land der Elefanten, da der asiatische Elefant auch viel gelehriger ist als der afrikanische und deshalb leichter und besser gezähmt und abgerichtet werden kann."

„Aber wie kann man die großen und doch gewiß sehr starken Tiere nur fangen?" fragte Marie.

„Gewöhnlich," sagte der Vater, „geschieht das mit Hilfe von anderen schon zahmgemachten Elefanten. Man lockt da nicht selten ganze Trupps von 40—50 Stück in schon lange vorher zubereitete Pallisaden hinein, wo sie aus einer Umzäunung von Pfählen in eine andere getrieben werden, bis sie endlich in einem kleinen Raum fest zusammen gedrängt sind und hier trotz aller Wut nicht mehr ausbrechen können. Es läßt sich freilich denken, daß solche Umzäunungen, in denen man eine Elefantenherde halten will, nicht so schwach sein dürfen

als solche, in denen man eingefangene Hirsche oder Rehe hält, und gewöhnlich werden sie auch von gefällten Baumstämmen zusammengelegt, die selbst ein so riesiges Tier nicht von der Stelle rücken kann. Nachher bleibt es freilich immer noch eine sehr schwierige Arbeit, die einzelnen Tiere heraus zu bekommen und abzurichten. Man weiß sie aber in besonders abgeschiedene, schmale Gänge zu locken, in denen sie nun ihr künftiger Wärter teils mit Hunger und Durst, teils mit freundlichen Worten und gereichten Nahrungsmitteln zwingt, seinem Befehl und Willen zu gehorchen. Wollen sie nicht folgen, so erhalten sie von den gezähmten Elefanten tüchtige Schläge mit dem Rüssel.

„Übrigens begreift das kluge Tier schnell, was man von ihm will. In Indien besonders wird der Elefant nicht allein zum Lasttragen, sondern auch zum Ziehen und Pflügen, ganz vorzüglich aber zum Reiten und zur Jagd benutzt, von seinem Rücken aus die dichten Wälder jener Gegenden abzusuchen und den gefährlichen Tiger mit größerer Sicherheit zu erlegen.

„So hoch auf dem Rücken eines Elefanten, auf dem dann ordentliche bequeme Sitze mit Sonnendächern angebracht werden, hat der Jäger doppelten Vorteil: erstens kann er von seiner Höhe aus das niedere, sehr dicht wachsende Gebüsch oder die Schilfbrüche, die Dschungles genannt werden, weit besser übersehen und einen darin hinschleichenden Tiger erreichen, und dann wird ihm ein angeschossener oder sonst verwundeter Tiger nie so gefährlich, da er nicht leicht bis zu ihm hinaufspringen kann."

„Das soll er auch wohl so bleiben lassen," lachte

Fritz, „denn ein Tiger ist nicht so groß, daß er mit einem Elefanten anbinden könnte."

„Das glaube aber doch nicht, mein Kind," sagte der Vater, „denn die Größe thut es in dem Falle nicht allein. Sieh einmal bei uns solch ein winzig kleines Wiesel an, das springt dem wohl zehnmal größeren Hasen auf den Nacken und beißt ihm die Halsadern durch, ehe er es abschütteln kann."

„Aber ein Hase und ein Elefant," lachte Fritz.

„Nun ja, der Unterschied ist schon groß," sagte der Vater, „aber nimm dafür auch einmal einen Tiger und ein Wiesel. Der Elefant schüttelt sich den Tiger allerdings sehr häufig ab, und wenn er ihm auf den Rücken springt, wirft er sich rasch auf den Boden und sucht ihn tot zu drücken. Gelingt es dem Tiger aber, den Elefanten beim Rüssel zu packen, dann ist der Elefant gewöhnlich verloren, und daher geschieht es auch manchmal, daß ein Tiger einen Elefanten bewältigen kann."

„So eine Jagd auf einem Elefanten möchte ich einmal mitmachen," sagte Fritz, „ich wollte den Tiger schon hinunter bringen, wenn er meinem Elefanten auf den Rücken spränge."

„Die Gefahr ist in dem Falle weniger von dem Tiger, als von dem Elefanten selbst zu fürchten," sagte der Vater, „denn dieser denkt in dem Augenblick selten an die Menschen, die er auf dem Rücken trägt. Gewöhnlich drückt er den Tiger gegen einen Baumstamm, wenn dieser nahe ist. Oder aber, er wirft sich, so schnell er kann, auf den Boden, um den Tiger abzuschütteln und zu erdrücken, und wenn die Menschen dann nicht sehr behende sind und beiseite springen, so werden sie

der nämlichen Gefahr ausgesetzt wie der Tiger selber. Wird indes der Elefant wütend, und kann er seinen Feind mit dem Rüssel fassen, so schleudert er ihn mit furchtbarer Gewalt zu Boden und zerstampft ihn dort entweder mit seinen plumpen Füßen und dem furchtbaren Gewicht seines Körpers, oder er rennt ihm auch seine langen und spitzen Stoßzähne in den Leib.

„Ein Verwandter des Elefanten, was wenigstens seine plumpe Gestalt betrifft, ist das nicht viel kleinere Nashorn, das sowohl in Asien wie in Afrika gefunden wird, in Afrika aber mit zwei Hörnern, in Asien mit nur einem Horn, gerad aufstehend auf der Nase."

„Ja, ich weiß, Papa," rief Marie, „davon haben wir einmal eine Abbildung gesehen."

„Und kann das auch zahm gemacht werden?" fragte Fritz.

„Bis jetzt wenigstens ist es noch nicht gelungen," sagte der Vater, „denn das Nashorn ist ein wildes, böses, ja boshaftes Tier, das den Menschen sogar manchmal anfällt, ohne von ihm gereizt oder verwundet zu sein. Von riesiger Körperkraft und einigen tausend Pfund Gewicht, tritt es dabei alles unter die Füße, was sich ihm in den Weg stellt, und es soll manchmal sogar Kämpfe mit dem doch sonst größeren und stärkeren Elefanten bestehen. Nashorn sowohl wie Elefant leben aber nur von Pflanzenstoffen, Reis und Früchten, und was für eine Verwüstung eine Herde von einigen vierzig Stück Elefanten anrichten kann, wenn sie einmal in ein Reisfeld gerät, könnt Ihr Euch etwa denken.

„Das Nashorn ist übrigens auch kein so geselliges Tier wie der Elefant und geht stets allein, höchstens zu zweien, verwundet oder gereizt aber wird es dem

Jäger oft gefährlich, denn in blinder Wut dreht es sich gegen ihn, und er ist verloren, wenn es ihn erreicht.

„Das Nashorn hat eine dunkelbraune, der Elefant eine dunkelgraue Färbung, doch giebt es auf der Insel Ceylon auch als Seltenheit eine weiße Art von Elefanten, die aber sehr spärlich vorkommt, und — wenn eingefangen — außerordentlich teuer bezahlt wird. Weiße Rhinocerosse giebt es in Afrika sehr viel."

„Da hat der Elefant doch noch eine Ähnlichkeit mit dem Hasen vorhin," lachte Fritz, „denn es giebt auch weiße Hasen."

„Siehst Du wohl?" sagte der Vater, „wenn auch nur in der äußeren Erscheinung. Das Nashorn ist übrigens dem Menschen ein vollkommen nutzloses Geschöpf, denn sein Fleisch schmeckt nicht besonders, und nur die Haut wäre vielleicht zu gerben, hat aber keinesfalls so großen Wert, eine so beschwerliche und auch gefährliche Jagd lohnend zu machen. Der Elefant ist da freilich schlimmer dran, denn seine Stoßzähne liefern das ganz vortreffliche und teuer bezahlte Elfenbein, wegen dessen ihm die Menschen sehr nachstellen.

„Asien ist, außer diesen riesigen Geschöpfen, auch noch das Vaterland mehrerer Tiere, die Ihr hier nur im zahmen Zustand kennt. Aus Mittelasien stammt vor allen Dingen der Esel, der dort in großen Herden wild vorkommt und da keineswegs das harmlose, gemütliche Tier ist, das wir hier in ihm kennen. Der wilde Esel ist wirklich ein wilder, trotziger Gesell, und wenn er eingefangen wird, boshaft und störrisch, bissig dabei und mit den Hinterbeinen außerordentlich gelenkig, indem er nach jedem ausschlägt, der sich ihm nähert. In der Gefangenschaft nimmt er aber doch Vernunft

an, und überhaupt ist der Esel eigentlich gar nicht so dumm, wie er gewöhnlich gemacht wird, und wie er sich manchmal stellt. Er ist gelehrig, dabei fleißig und in seinen Ansprüchen an das Leben sehr genügsam, indem er mit der härtesten und spärlichsten Nahrung fürlieb nimmt. Nur zu oft wird er aber von seinen Herren, die ihm immer mehr aufbürden wollen, als er wirklich tragen kann, auch noch gemißhandelt.

„Der Esel ist indessen nicht allein von Asien zu uns herüber gekommen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach, wie ich Euch auch früher schon einmal gesagt, stammt unser Rindvieh ebenfalls von dort her, wo eine ganz dem unseren ähnliche, wilde Art, noch bis auf den heutigen Tag angetroffen wird. Die Malayen nennen sie banting, und sie sind eine sehr verschiedene Gattung von der Büffelart, die Karbo oder Karbau genannt wird, und die jene Völker aufziehn und zu ihren Feldarbeiten verwenden. Die bantings dagegen mit sehr keck gebogenen und spitzen Hörnern leben frei und ungebändigt in den Wäldern.“

„Dann werde ich von jetzt an unsere Kühe und Esel mit weit größerer Achtung betrachten,“ sagte Fritz, „weil sie so weit herkommen.“

„Daran würdest Du sehr unrecht thun, mein Kind,“ erwiderte der Vater, „aber doch auch nur in denselben Fehler fallen, den die meisten Menschen begehen: Alles das nämlich zu bevorzugen, was aus der Fremde oder „recht weit her“ kommt. Ist etwas recht tüchtig und brauchbar, so dürfen wir ihm auch unsere Achtung nicht versagen, wenn es aus unserer Mitte stammt und bei uns daheim ist, selbst wenn es ein Esel wäre. Nur dadurch, daß jemand den Platz ausfüllt, den er einnimmt, und

tüchtig darin ist, verdient er Anerkennung, nicht deshalb, weil er vielleicht eine weite Reise hat machen müssen, um zu uns zu kommen. Wenn er sonst nichts taugt, hätte er eben so gut wegbleiben können.

„Übrigens sind um uns her noch mehrere andere Tiere, die sich aber bei uns so eingebürgert haben, daß wir ihre ferne Abstammung gar nicht mehr vermuten würden, während wir sie jetzt zu unseren allgewöhnlichsten Hausgenossen zählen. Vor allen anderen das Huhn, das noch jetzt in Indien wild lebt und von dort zu uns gebracht wurde. Gewöhnlich gedeihen auch die Tiere, die an ein sehr heißes Klima gewöhnt waren, nicht so gut bei uns und müssen wenigstens oft durch andere ersetzt werden. Das Huhn hat sich aber bei uns vollkommen heimisch gemacht, und während sein nächster Verwandter in Indien, der Bankivahahn, noch allmorgendlich in den dichten Schilfbrüchen oder Dschungles sein lautes Kikeriki hören läßt, antwortet unser Hahn hier, Tausende von Meilen entfernt, von einem bequemen und mit einer Treppe versehenen Hühnerstall, in dem er die Nacht sehr angenehm geschlafen hat."

„Wie unseren Hühnern wohl zu Mute sein würde, wenn sie da einmal wieder hinaus in die Wildnis kämen?" fragte Fritz.

„Gewiß schlecht," meinte Marie, „und sie würden sich wieder zurück auf ihren bequemen Hof sehnen, wo sie jeden Morgen ihr gutes Futter gestreut bekamen."

„Du hast wohl recht, mein Kind, daß unsere zahmen Haustiere, so auf einmal in die Wildnis hinausgestoßen, längere Zeit nötig hätten, um sich wieder an die Freiheit zu gewöhnen. Doch die Freiheit ist ein gar hohes und herrliches Gut, und wer sie noch nie gekostet

wie so ein armes Huhn, der lebt seinen ruhigen und gleichmäßigen Gang auch ruhig fort, bis ihn der Tod einst abruft. Wem sie aber geboten wird, der fühlt erst, wie wohl und glücklich er darin lebt, und, wenn er doch in sein Gefängnis zurückkehren sollte nur eben, weil ihm draußen kein regelmäßiges Futter gestreut wird, nun dann verdient er auch eben weiter nichts, als daß er ein Gefangener bleibt sein lebelang."

„Doch das sind noch nicht einmal alle Tiere, die wir von dort haben, denn der Pfau stammt ebenfalls aus Indien wie der Gold- und Silber-Fasan aus China. In Indien, besonders auf einer Insel des ostindischen Archipels, auf Bali, gleich östlich von Java, giebt es auch eine wunderschöne Abart der Pfauen, die vollkommen weiß ist, und die Augen auf den Federn nur durch eine atlasartige Schattierung, ebenfalls weiß, angegeben hat.

„China ist außerdem das Vaterland der kleinen allerliebsten Goldfische, die sich übrigens auch in Indien finden, dort bedeutend größer werden und delikat fast wie Karpfen schmecken."

„Dort essen sie Goldfische?" rief Marie erstaunt.

„Allerdings," sagte der Vater, „und deshalb, weil sie dort etwas ganz Alltägliches und Gewöhnliches sind. Wir achten sie auch nur, weil sie bei uns selten und schwer zu bekommen sind, oder wenigstens teuer bezahlt werden müssen; unsere Forelle z. B., mit den kleinen, allerliebsten, roten Flecken und den wunderherrlichen Farben, ist gewiß eben so schön wie der Goldfisch. Da wir sie aber fast in allen Berggewässern haben, bekümmern wir uns nicht weiter um sie, als daß wir sie uns gut schmecken lassen.

„Sämtliche Tiere Euch aufzuführen, die in Asien vorkommen, wäre ich nicht einmal im stande; ich müßte sonst, mit wenigen Ausnahmen, Euch die ganze Naturgeschichte erzählen. Nur die merkwürdigsten will ich Euch noch nennen und zwar solche, die in keinem anderen Lande gefunden werden, und dahin gehört besonders der dem Menschen so ähnliche Orang-utang,*) den auch deshalb die Malayen den „Waldmenschen" nennen. Orang bedeutet nämlich in ihrer Sprache Mensch und Utang Wald.

Von allen Tieren der Welt sieht der Orang-utang, so häßlich er auch sein mag, dem Menschen am ähnlichsten, indem er sogar nicht selten aufrecht wie dieser einherschreitet und klug und gelehrig ist. Aber was hilft es ihm, daß er ähnliche Gliedmaßen hat wie wir; die Sprache fehlt ihm doch und der Geist des Menschen, und er wird deshalb ewig nur ein Tier bleiben. Allerdings hat man einige Orang-utangs, die übrigens unser Klima hier gar nicht vertragen können und sehr rasch sterben, abgerichtet alle möglichen Arbeiten und menschliche Beschäftigungen zu verrichten. Aber es beweist das eben so wenig, daß ihr ganzes Geschlecht unserem Stamm angehört, wie viele Menschen, die sich durch Brantweintrinken, Unreinlichkeit und Faulheit selbst unter das Tier stellen, auch nicht damit beweisen können, daß wir alle nicht höher stünden als die Tiere. Es sind das immer nur einzelne Ausnahmen von der Regel.

„Ein anderes merkwüdiges Tier, besonders im ostindischen Archipel oder wenigstens auf einigen Inseln

*) Die Holländer schreiben den Namen Orang-oetang, die Franzosen outang — die Malayische Aussprache ist nach unserer Schreibart utang.

desselben heimisch, ist der indische Kasuar, ein Vogel in der Form des Straußes, wenn auch bedeutend kleiner, und etwa vier bis fünf Fuß hoch, der keine Federn, sondern Borsten hat."

„Ein Vogel mit Borsten!" rief Fritz lachend.

„Ja, mein Kind," sagte der Vater, „eigentlich paßte der auch nach Australien, wo so manches Verkehrte in der Pflanzen- und Tierwelt vorkommt. Der Vogel gehört aber zum Geschlecht der Strauße, die überhaupt nicht fliegen können, und hat in der That auf dem ganzen Körper einen förmlichen Borstenpelz, der ihn wahrscheinlich ganz vortrefflich in den außerordentlich dichten und verwachsenen Wäldern gegen Dornen und Stacheln schützt.

„Auch die Boa Constrictor oder die große Abgottsschlange, auch Riesenschlange genannt, die ebenfalls ein Überbleibsel der früheren Tierwelt zu sein scheint, ist in Asien heimisch. So entsetzliche Geschichten aber von ihr gewöhnlich erzählt werden, so vollständig harmlos ist sie für den Menschen, vor dem sie sich stets scheu zurückzieht. Tiere aber fällt sie allerdings an und ist dann im stande, ein Tier von der Größe eines Schafes oder Kalbes mit Leichtigkeit ganz zu verschlucken.

„Bei den Raubtieren, zu denen wir diese Schlange wohl rechnen dürfen, fällt mir noch der indische schwarze Panther ein, ein wundervolles Tier, rabenschwarz mit etwas lichteren, dunkelbraunen Ringen auf der Haut."

„Aber nicht wahr, schwarze Tiger giebt es dort auch, Papa?" fragte Fritz.

„Nein," sagte der Vater. „Das ist nur ein Märchen, das Du vielleicht hie und da in einer Erzählung findest. Mit jenem schwarzen Tiger kann weiter nichts gemeint

sein als dieser Panther, der übrigens auch von der Größe eines tüchtigen Fleischerhundes und recht gut im stande ist, einen starken Hirsch nieder zu reißen. Asien besitzt sehr große, aber auch sehr kleine Hirsche. Ich erwähne nur, daß es im Himalaya-Gebirge eine Rehart giebt, grau mit kurzen Hörnern, die uns den Moschus liefert und so stark duftet, daß man sie schon von weitem riechen kann.

„Es ist der sogenannte Moschushirsch, und den stark riechenden Stoff trägt es in einer Drüse. Viel kleiner ist der Zwerghirsch, der erreicht nur Kaninchengröße. Ihr mögt Euch denken, wie allerliebst so ein kleines, munteres Tier aussieht. Dieses niedliche Tier lebt aber nicht im rauhen Hochgebirge, sondern auf den warmen ostindischen Inseln. Nun aber hab' ich Euch, wie ich denke, die merkwürdigsten asiatischen Tiere genannt. Außerdem ist es spät geworden, und was ich Euch sonst noch über Asien sagen möchte, wollen wir lieber auf morgen verschieben."

„Aber vom Kamel hast Du uns noch gar nichts erzählt, Papa," sagte Marie.

„Weil das Kamel eigentlich in Afrika eine weit größere Rolle spielt," erwiderte der Vater, „und wir dort dessen nähere Bekanntschaft schon machen werden."

„Und willst Du uns jetzt etwas von Afrika erzählen?" rief Fritz rasch.

„Heute doch nicht mehr," lachte der Vater, „und überdies sind wir noch nicht einmal mit Asien fertig, das wir morgen erst von allen Seiten wieder betrachten müssen."

„Aber dann erzählst Du uns von Afrika, nicht wahr?"

„Dann recht gern," sagte der Vater, „denn Afrika ist ja nun der einzige Weltteil, den wir noch nicht durchgenommen haben."

Achtes Kapitel.

Ein Rückblick auf Asien.

Am nächsten Abend wäre es den Kindern freilich am liebsten gewesen, wenn der Vater gleich von Afrika erzählt hätte. Statt der erhofften Karte dieses Landes legte er aber noch einmal die von Asien auf den Tisch und sagte dabei:

„Heute Abend, liebe Kinder, bleibt mir nicht viel Zeit, mich mit Euch zu beschäftigen, da ich in der Stadt einige Besorgungen habe. Die Zeit, die ich aber erübrigen kann, möchte ich gern dazu benutzen, mit Euch den Weltteil Asien noch einmal durchzugehen. Hast Du Dir also die Grenzen gemerkt, Fritz?"

„Gewiß, Papa," sagte der Knabe. Im Osten den Stillen, im Süden den Indischen Ocean. Im Westen das Rote Meer, Afrika, das Mittelländische und Schwarze Meer und Europa und im Norden das Polarmeer."

„Sehr gut geantwortet, und ich sehe, Du hast die Karte tüchtig durchstudiert. Das sind aber immer nur die Grenzen im allgemeinen, und wenn wir das Land näher betrachten, finden wir, daß es eigentlich, wie die kleinen Inseln in der Südsee ein Korallenriff, so hier

noch eine eigentliche Schale oder einen Kranz von Insel habe, der dadurch wieder eine ganze Reihe von abgeschlossenen Binnenwassern oder Meeren bildet. Wenn Ihr also die Karte genauer betrachtet, so seht Ihr gleich ganz oben das Meer von Kamschatka, so dicht an Amerika, daß es durch eine zu diesem Weltteil gehörige Inselgruppe gebildet wird. Gleich darunter liegt das Ochotskische Meer, das die von Kamschatka niederlaufenden Inseln bis Japan einschließen; dann kommt das Japanische Meer, und unter diesem das Chinesische Meer, das wieder in das Gelbe, Ostchinesische und Südchinesische eingeteilt ist.

„In Hinter-Indien kommen wir dann zum Golf von Siam, aus dem, um die Halbinsel Malakka herum, die von Schiffen unablässig befahrene Straße von Malakka hinläuft und in den Bengalischen Meerbusen mündet. Von da an kommen wir in das Arabische Meer und durch das Rote Meer nachher bis an die Landenge von Suez, haben also eine Tour um die ganze Ost- und Südküste gemacht, ohne ein einziges Mal das offene Stille und Indische Meer zu berühren.

„Daran seht Ihr, wie eingeschnitten und buchtenwie inselreich das asiatische Festland ist. Überall bildet es geschützte Küsten und sichere Häfen oder doch wenigstens Ankerplätze, von denen die Produkte des einen Landes mit Leichtigkeit zu dem eines anderen geschafft werden können. Es giebt dabei, ich möchte sagen, kein Produkt auf der Welt, das Asien nicht in größter Vollkommenheit erzieht oder doch, von Lage und Klima begünstigt, ziehen könnte, und wo nicht die weiten und öden Steppen ein engeres Zusammenleben unmöglich machen, ist auch in der That kein Weltteil so bevölkert wie die gemäßigte

und heiße Zone von Asien, oder könnte kein Land der Welt mehr Menschen auf einem so engen Raum ernähren.

„Asien wird dabei von uns als die Wiege des Menschengeschlechts betrachtet, d. h. als der Punkt, von dem alle anderen Menschen ausgingen. Wenn das wirklich der Fall war, so läßt sich aber kaum mit Gewißheit bestimmen, wie lange das eigentlich her sei, da die Zeitrechnung unserer Vorväter mit der unsrigen nicht übereinstimmt, und die Leute in damaligen Jahren noch keine Kalender machten. Jedenfalls sind darüber schon viele Jahrtausende vergangen; wenn wir aber jene Menschen der alten Zeit in neuerer Zeit in Kunst und Wissenschaft überflügelt haben, so sind sie doch im Anfang unsere Lehrer gewesen, denn in Indien besonders gehörten seit vielen Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden, die Priester zu den Männern, die sich ihr lebenlang mit gelehrten Forschungen beschäftigten und, was sie dann festgestellt, in Büchern mit mühsamem Fleiß aufzeichneten.

„Die Gegensätze berühren sich aber auch wieder nirgends schroffer wie gerade in Asien, d. h. wir finden wohl kaum in einem anderen Lande der Welt tiefe Gelehrsamkeit und vollkommen wildes Naturleben so dicht bei einander wie hier, denn die Bewohner der Steppen und Wüsten leben nur dem Augenblick und ihren Bedürfnissen und haben sich noch nie viel mit Denken und Überlegen abgegeben. Ganz ähnlich dem südamerikanischen Gaucho hängen sie den ganzen Tag bis spät in die Nacht im Sattel, und doch auch sind sie wieder von diesem durch ihre wandernde Lebensart verschieden, die der eigentliche Gaucho nicht kennt. Nur

die fast noch wilderen Indianer der Pampas ziehen, wie Ihr Euch erinnern werdet, von Ort zu Ort.

„Eins aber steht fest, Handel und Verkehr blühen in Asien und wachsen von Jahr zu Jahr, je mehr die Europäer sich die ihnen bis jetzt größtenteils verschlossenen Häfen der reichsten Länder China und Japan öffnen. Alle civilisierte Nationen wetteifern dabei, ihre Produkte nicht allein dorthin zu Markt zu bringen, sondern uns auch die Erzeugnisse jener fernen Länder zuzuführen, und während das unseren Handelsstand selber anregt, muß es auch unseren Handel vergrößern und ausbreiten.

„Dadurch werden wir aber auch mit jenen fernen Ländern, von welchen wir bis jetzt oft nur die Küsten kennen, immer mehr und mehr bekannt; wir lernen neue Völkerstämme, neue Tiere, neue Pflanzen kennen, und während wir uns durch den Vorteil, den wir aus den fremden Produkten ziehen, selber bereichern, bereichern wir auch zugleich die Wissenschaft.

„Außerdem haben sich auch in jenem fernen Weltteil, obgleich wir Deutsche dort keine Kolonien besitzen, viele deutsche Kaufleute niedergelassen; wie denn der thätige Deutsche über die ganze Erde zerstreut ist. Hier in Asien haben sie besonders auf Java, dann auch auf den Philippinen, wie auf vielen anderen Inseln des Archipels ihre Geschäfte gegründet. Ebenso besitzen sie große Handelshäuser in den chinesischen Häfen, die bis jetzt von der chinesischen Regierung freigegeben wurden. Auch in den westlichen Staaten Asiens sind sie überall vertreten, und seit der Amurstrom von den Russen beansprucht wurde, also von den Chinesen nicht mehr konnte verschlossen gehalten werden, haben sie sich sogar

schon dort niedergelassen, um von da aus nicht allein einen Handel mit dem Binnenland, sondern auch mit dem indischen Archipel und der Westküste Amerikas zu eröffnen."

„Aber am Eismeer sind keine Deutsche, nicht wahr, Papa?" fragte Fritz.

„Keine, von denen ich wenigstens wüßte," sagte der Vater. „Wir Bewohner eines gemäßigten Klimas sind allerdings darin von der Natur bevorzugt, daß wir unsern Körper fast eben so leicht einem wärmeren wie kälteren Klima anpassen können; aber wenn wir auch unter dem Äquator und in den heißesten und ungesundesten Gegenden leben können, so sorgfältig weichen wir doch, mit wenigen Ausnahmen, dem Polarkreis aus.

„Deutsche Schiffe befahren allerdings jeden Sommer das Polarmeer, um in der Nähe von Grönland besonders Walfische zu fangen und Robben zu schlagen; aber bleibende Wohnsitze haben sich nur selten Deutsche dort oben gesucht. Der deutsche Auswanderer ist auch meist Ackerbauer, der natürlich im hohen Norden sein Geschäft nicht betreiben kann. Darum siedeln sich auch keine Deutsche gern zwischen Völkern an, die nur Viehzucht treiben. Überall, wo sich unsere Landsleute niedergelassen, in Amerika wie Australien und selbst am Kap der Guten Hoffnung gelten sie für die besten und ausdauerndsten Kolonisten und wissen den meisten Vorteil aus dem Land zu ziehn, weil sie es eben am fleißigsten und sorgfältigsten bearbeiten.

„Doch da kommen wir auf etwas ganz anderes zu sprechen, als was ich Euch erzählen wollte."

„Von Afrika, Papa?" fragten die Kinder.

„Ja, allerdings, doch heute nicht mehr. Mit einem

neuen Weltteil muß auch ein neuer Abend begonnen werden."

„Und von Asien brauchen wir nicht zu Schiff zu gehn, um nach Afrika zu kommen," sagte Fritz.

„Nein," sagte der Vater, „da besteigen wir ein Kamel, und das läuft mit uns wie der Wind durch den Sand über die Landenge von Suez geraden Weges nach Ägypten hinein."



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Inhaltsverzeichnis.

Asien.

Friedrich Gerstäckers

Welt im Kleinen

für die

Kleine Welt.

Unterhaltende Belehrungen über das Interessanteste und Wissenswürdigste aus der Völker- und Länderkunde zum Gebrauch für Schule und Haus.

Unter Berücksichtigung der neueren Forschungen

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Mit 10 Karten in Buntdruck.

Siebentes Bändchen:

Afrika.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

AFRIKA



Friedrich Gerstäckers

unterhaltende Belehrungen

über

Afrika.

Neu bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Mit einer Karte in Buntdruck.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Erstes Kapitel.

Der Weltteil Afrika.

Der Vater hatte den Kindern versprochen, an diesem Abend von Afrika zu erzählen, und ihnen auch schon vorher eine Karte gegeben, damit sie sich mit derselben ein wenig vertraut machen könnten. Fritz war denn auch gleich daran gegangen, sie auszumessen, um Marie zu zeigen, wie er schon recht gut verstände, die Größe eines Landes zu berechnen.

Zu seinem Erstaunen fand er aber, daß Afrika ein sehr großes und ausgedehntes Land sein müsse, denn seiner Berechnung nach hatte es in der größten Länge von Norden nach Süden 1095 geographische Meilen und von Westen nach Osten nicht viel weniger. — Wie hatte er das gemacht? —

Der Vater kam dazu, als sich die Kinder eben überlegten, wie lange sie wohl marschieren müßten, um hindurch zu kommen, wenn sie jeden Tag eine Stunde spazieren gingen. Sie fanden freilich, daß das eine sehr, sehr lange Zeit sei und auf den Tag sechs volle Jahre dauern würde, und Marie erklärte, sie ginge unter keiner Bedingung mit.

Der Vater war in die Stube gekommen, ohne daß

sie ihn bemerkt hatten; so eifrig überlegten sie sich die weite Reise, und er sagte jetzt lächelnd zu dem kleinen Mädchen:

„Du hast ganz recht, mein Kind, das ist auch keine Reise für Dich, und so groß Afrika sein mag, so wüst und öde ist es auf weiten, ungeheueren Strecken im Innern des Landes. Wenn Ihr also Euere Stunde marschiert wäret, und wolltet dann etwas zu essen und zu trinken haben und Euch ausruhen, so würdet Ihr weder das eine noch das andere, ja nicht einmal einen Platz finden, auf dem Ihr Euch niederlegen könntet, ausgenommen in den heißen, brennenden Sand. Da reist lieber mit mir, und ich will sehen, ob ich Euch die Sache nicht etwas bequemer machen kann. Jedenfalls wird die Mutter heute Abend unsern Thee und unser Butterbrot zu schaffen wissen, und wenn wir auch mitten in der großen Wüste Sahara steckten.“

„Und kommen wir da heut noch hin, Papa?“ fragte Fritz.

„Schwerlich,“ lächelte der Vater, „bei einer solchen Reise springt man nicht gleich mit beiden Füßen mitten in das fremde Land hinein, sondern sieht es sich erst einmal vorsichtig von außen ein wenig näher an, und wenn wir das thun, finden wir, daß Afrika eigentlich von allen übrigen Weltteilen die meiste Ähnlichkeit mit Australien hat. Hier haben wir die nämliche, fest zusammengedrängte Ländermasse, nur natürlich in ungleich größerem Maßstabe, von der auch nur wenig Inseln losgetrennt liegen, und wo sich im Innern weite, große Sandwüsten ausdehnen. Auch die Farbe der Ureinwohner ist sich ziemlich gleich: schwarz, wenn auch die Nordküsten Afrikas jetzt ein anderes Volk inne hat.

„Davon aber später; jetzt wollen wir uns das ungeheuere Land erst einmal von außen näher betrachten, und wir finden da, wie Ihr es Euch auch vorher schon ganz richtig ausgerechnet habt, daß es an der breitesten Stelle, also von West nach Ost, 70 Längengrade, und von Nord nach Süd 73 Breitengrade hat.

„Nur in Nordwesten und Südosten sehen wir mehrere ziemlich starke Inselgruppen, von denen die nördlichste, die der Azoren, aber fast eher zu Europa gezählt werden muß als zu Afrika.

„Der ganze Weltteil ist übrigens, wie Ihr auch auf der Karte seht, vollständig von seiner natürlichen Grenze, dem Ocean, umgeben, in dem er wie eine ungeheure Insel liegt. Nur an einer einzigen, sehr schmalen Stelle verbindet ihn die sogenannte Landenge von Suez mit dem gerade an dieser Stelle sehr steinigen und wüsten Arabien. Die ganze Landenge ist auch wenig mehr als eine flache Sandwüste, über die noch vor wenigen Jahren Züge von Kamelen oder Dromedaren allein ihren Weg fanden. Jetzt freilich hat sich jener Platz in sofern sehr verändert, als die europäischen Nationen ihre Handelsstraße hindurch verlegten, und die Engländer dort schon seit einigen Jahren eine Eisenbahn gebaut haben, die das Mittelländische Meer mit dem Roten Meer verbindet."

„Eine Eisenbahn in Afrika!" rief Fritz erstaunt aus.

„Und warum nicht?" sagte der Vater. „In Indien haben die Engländer schon lange Eisenbahnen angelegt und die Tiere der Wildnis dadurch nicht wenig in Erstaunen gesetzt, wenn plötzlich solch ein brausender Zug durch den Urwald donnerte. Man hat sogar den Plan überlegt, ob die ganze Landenge nicht am leichtesten

durchstochen und dort ein Kanal gegraben werden könne, durch welchen die Schiffe dann passieren würden. Das muß aber ungeheuere Summen kosten, und zugleich fürchten die Sachverständigen, daß der fliegende Sand der Wüste den Kanal wieder ausfüllen würde.*)

„Dieser schmale Streifen nun, der aber doch noch immer in gerader Linie etwa achtzehn bis zwanzig Meilen breit ist, verbindet, wie Ihr wißt, Asien und Afrika miteinander; südlich davon aber läuft der lange Meeresarm, das sogenannte Rote Meer in den Indischen Ocean, der mit dem Roten Meer die alleinige Ostgrenze Afrikas bildet.

„Nördlich wird der Weltteil vollständig von dem Mittelländischen Meere bespült, das allein zwischen ihm und Europa die Grenze zieht, und westlich liegt der Atlantische Ocean, zu dem wir durch die Meerenge von Gibraltar wieder zurückkehren."

„Aber südlich, Papa?" fragte Fritz, als der Vater schwieg.

„Südlich?" sagte dieser — „Ja so, Ihr wollt auch die Südgrenze wissen; die kann ich Euch aber wahrhaftig selbst nicht sagen, denn Afrika läuft unten in einer stumpfen Spitze aus, und der Indische und Atlantische Ocean kommen dort gerade zusammen. Wo? weiß man aber selbst nicht genau, man wird da auch nur etwa die Hälfte der afrikanischen Spitze oder des sogenannten

*) Diese Furcht hat sich nicht bestätigt; der Kanal ist im Jahre 1870 glücklich vollendet worden, und zahlreiche europäische Schiffe, die früher um ganz Afrika herum segeln mußten, um nach Ostindien zu kommen, fahren jetzt durchs Mittelmeer ins Rote Meer den allerkürzesten Weg.

Kaplandes annehmen müssen und im ganzen kommt auch nichts darauf an.

„Weiter finden wir, daß die Küste im allgemeinen sehr wenige Einschnitte und Buchten zeigt, gerade wie die australische und wie diese auch im ganzen sehr wenig sichere und gute Häfen hat; ferner bemerken wir im Süd-Osten des Weltteils einen Archipel oder eine Inselgruppe, in der sich verschiedene kleine Gruppen um eine sehr große Insel scharen. Die große ist Madagaskar, eine Insel, so groß, daß man sie fast einen Kontinent nennen könnte, denn sie enthält, wenn auch nur etwa 75 Meilen durchschnittlich in der Breite, doch an 225 deutsche Meilen in der Länge. Man würde also, um hindurch zu marschieren, etwa so weit gehen müssen wie von Hamburg nach der Insel Sicilien hinunter, die dicht an der afrikanischen Küste liegt.

„Dann können wir aber nach Westen zu fast um ganz Afrika herum schiffen, ohne wieder eine Insel anzutreffen, einzelne, ganz kleine Eilande vielleicht ausgenommen. Höher im Nord-Westen von Afrika kommen wir aber zu den Inseln des grünen Vorgebirges, so genannt, weil sie dem Grünen Vorgebirge gerade gegenüber liegen; dann treffen wir weiter nach Norden die Kanariden oder Kanarischen Inseln, und noch weiter nördlich die Azoren, die zu Portugal gehören und von einigen zu Europa, von anderen mit zu Afrika gerechnet werden.

„Wie Ihr außerdem auf der Karte seht, durchschneidet der Äquator den ganzen Weltteil ziemlich in der Mitte, und Afrika allein gehört deshalb fast ausschließlich der heißen Zone an. Australien, wie Ihr Euch wohl noch erinnert, wird gerade vom südlichen Wendekreis durch-

schnitten, liegt also halb in der gemäßigten, halb in der heißen Zone; Europa liegt ganz in der gemäßigten; Amerika geht im Norden wie fast auch im Süden durch alle drei Zonen, Asien nur nördlich vom Äquator, und Afrika umfaßt die ganze heiße Zone, während es im Norden wie im Süden etwa 12 bis 14 Breitengrade in die gemäßigte Zone hinein reicht. Afrika kann deshalb als das wärmste Land der Erde betrachtet werden, und seine Wüsten im Norden machen es dort sogar zum heißesten."

„Aber was ist eigentlich eine Wüste, Papa?" fragte Marie.

„Ein wüster, dürrer Landstrich, mein Kind," sagte der Vater, „der meist immer nur aus Sand, oft aber auch aus Fels und Steinen, mit Sand und Gestrüpp vermischt, besteht. Die afrikanischen Wüsten sind fast lauter nackte Felsen und ungeheuere Sandflächen, in denen der leichtere oder sogenannte Flugsand oft von Wind und Sturm in förmlichen Wolken über den Boden dahin geführt wird und ordentliche Berge anhäuft, wo er die geringste Erhöhung trifft.

„Die Wüsten dehnen sich besonders im Norden von Afrika aus, und eigentlich ist dort das ganze Land auch nur ein einziger ungeheurer Sandstrich, gelagert auf Kalk-, Kies- und Salzboden, dessen westliche Ufer der Atlantische Ocean bespült, ja der noch selbst weit in das Meer hinein riesige Sandbänke bildet, während er im Osten erst von dem fruchtbaren Land Ägypten und von dem Nilstrom begrenzt wird.

„Diese furchtbare Einöde heißt die Sahara, die solcher Art eine Breite von etwa 600 deutschen Meilen einnimmt. Denkt Euch eine Strecke von 600 Meilen

Felsboden und Sand auf einem Flächenraum von etwa 100,000 □Meilen, also weit über die Hälfte von ganz Europa, und das alles mit wenigen Ausnahmen eine Wüste."

„Und wohnen dort gar keine Menschen?" fragte Marie.

„In der eigentlichen Wüste," sagte der Vater, „kann kein lebendes Wesen existieren, denn dort ist eben nichts wie trockener Sand. Hie und da ziehen sich aber feuchtere Landstrecken hindurch, die Quellen hervorbringen, und wo sich nur Wasser zeigt, da entwickelt sich auch augenblicklich ein reiches Pflanzenleben: d. h. da wachsen Bäume und Sträucher lustig in die Höhe und beschatten die segensreiche Quelle.

„Solche Orte nennt man Oasen, und sie liegen, von herrlichen Baumgruppen beschattet und von klaren Bächen durchströmt, oft so mitten in der Wüste wie Inseln im Ocean. Auf der Karte findet Ihr sie auch hellgrün in der gelb gemalten Wüste angegeben.

„Nur diese Oasen, die oft einen ziemlich großen Flächenraum einnehmen und Städte und Dörfer tragen, oft aber auch so klein sind, daß kaum ein Nomadenstamm oder eine Karavane auf der Durchfahrt Wasser bekommt, sind auch allein bewohnt. Auch auf dem noch zu der Sahara gehörenden Rand wohnen Nomadenvölker, aber Ihr könnt Euch einen ungefähren Begriff davon machen, wie wenig dicht die Bevölkerung in der Wüste sein mag, wenn im ganzen auf etwa 100,000 □Meilen $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner kommen; das sind also im Durchschnitt 15 Menschen auf die Quadratmeile."

„Und sind das nicht viel, Papa?" fragte Marie.

„Immer noch mehr, als man glauben sollte," sagte der Vater; in Deutschland rechnen wir aber 3645 Menschen auf die Quadratmeile, und das ist noch immer nicht das bevölkertste Land, — denn in dem eigentlichen China, glaube ich fast, kann man sechs- bis achttausend auf diesen Flächenraum rechnen."

„Da kennen die Leute in Afrika aber auch wohl gar keinen Schnee und kein Eis," sagte Fritz, „wenn es bei ihnen so erschrecklich heiß und so flach ist."

„Ei, mein Kind," meinte der Vater, „Du darfst ja nicht glauben, daß Afrika im ganzen eine Ebene wäre. Im Gegenteil hat es, selbst in dem uns bekannten Lande, gar tüchtige Gebirge. Auf einigen liegt selbst ewiger Schnee; sie müssen also in einem so heißen Lande schon sehr hoch in die Wolken hinaufragen.

„Als das höchste Gebirge in Afrika galt früher der Atlas, der sich in der nordwestlichsten Ecke Afrikas bis zu Höhen von 11,000 Fuß erhebt. Diese wie verschiedene andere Kuppen in der Nachbarschaft, selbst unter dem 33. Grad nördlicher Breite, sind mit immerwährendem Schnee bedeckt. Auch in Abyssinien, welches Land Ihr an der Ostseite Afrikas und am Roten Meer findet, sind Gebirge, die sich zum Teil bis 13,800 Fuß über die Meeresfläche erheben und, obgleich fast unter dem Äquator, nur selten vom Schnee befreit liegen. Die südlichen Eckpfeiler sind noch höher; der Kilima-Ndscharo soll sogar 18,000 Fuß (5850 Meter) erreichen und der Kenia gegen 20,000 Fuß (6400 Meter). Die Gipfel von solcher Höhe tragen ewigen Schnee auch in der Nähe des Äquators.

Ebenso finden sich in Guinea, an der Westküste,

noch eine Menge Gebirge, und in der Nordwestecke des Busens von Biafra soll das Camerungebirge, eine Gruppe erloschener Vulkane, bis nahe an 13,000 Fuß aufsteigen. Auffallend hoch sind auch einige der kleinen Inseln, die Ihr an der Nordwestküste seht. Von der Insel Madeira habt Ihr gewiß schon gehört; es wuchs dort ein ausgezeichneter, sehr starker Wein, der in großer Menge nach Europa und in alle anderen Weltteile verschifft ward, in den letzten Jahren durch die Traubenkrankheit aber sehr gelitten hat. In der Gruppe der Kanariden nun, südlich von Madeira, das ebenfalls 8400 Fuß hoch ist, liegt eine andere, gar nicht übermäßig große Insel, Teneriffa, die aus einem 11,200 Fuß hohen Berg besteht. Ihr könnt Euch denken, wie wundervoll das aussieht, denn andere Berge, z. B. unsere Alpen, liegen überhaupt schon auf hohem Land und sind von Nachbar-Bergen umgeben, wodurch scheinbar viel von ihrer Höhe verloren geht. Der Berg oder Pic von Teneriffa oder kurzweg der Pic, wie er gewöhnlich genannt wird, steigt aber gleich von der Meeresfläche so riesenhoch wie ein gewaltiger Kegel auf, und bei klarem Wetter kann man ihn viele, viele Meilen weit in die See hinein erkennen.

„So haben auch die Capverdischen Inseln einen sehr hohen, noch thätigen, feuerspeienden Berg, Fogo oder Fuego (Feuer) genannt, der auf der Insel gleichen Namens liegt und ebenfalls 7400 Fuß gerade vom Meeresspiegel aus in die Höhe steigt und noch zu Zeiten Flammen und Lava ausstößt.

„Auch auf den südöstlichen Inseln sind hohe Gebirge. Die Insel Bourbon hat über 10,000 hohe Kuppen, und Madagaskar, das von einem sehr hohen Gebirgs-

zug durchschnitten ist, zeigt eben so hoch aufsteigende Gipfel und Joche.

„Ein bis jetzt fabelhaftes Gebirge liegt nun noch nördlich vom Äquator, ist zwar auf den Karten wohl angegeben, aber noch nicht genau bezeichnet, weil eben noch nie ein Europäer es betreten. Man nennt es das Mondgebirge nach einem Namen der Eingeborenen. Überhaupt giebt es noch weite ausgedehnte Strecken in diesem Weltteile, liebe Kinder, die wild und unerforscht liegen und auch wohl noch lange Jahre so liegen bleiben werden, obgleich Afrika eines der Länder ist, welches in seinem Nordostteil mit die älteste Geschichte der Welt hat und Asiaten und Europäern schon seit Jahrtausenden bekannt war.

„Etwas ganz Ähnliches finden wir in Australien, wenn auch Australien mit Afrika im Betreff der Ausdehnung keinen Vergleich aushalten kann. Auch das Innere von Australien ist noch völlig unerforscht; aber wir wissen mit ziemlicher Zuversicht, daß es größtenteils, wenn nicht ganz, aus Sand- und Salzwüsten besteht, während wir im Gegenteil die feste Ueberzeugung, ja die Gewißheit haben, daß im Innern von Afrika noch herrliche, fruchtbare und gesunde, wie bevölkerte Landstriche liegen. Der Weltteil ist aber zu ungemein groß und auch nicht bewässert genug, Reisen im Innern zu erleichtern, und so kann immer noch manches Jahr vergehen, ehe wir im stande sind, die afrikanischen Karten genau auszufüllen."

„Aber ich denke, Afrika hat sehr große Flüsse, Papa," sagte Fritz, „Du meintest doch früher, wo ein sehr großes Land mit sehr hohen Gebirgen wäre, da müßten sich auch große Flüsse bilden."

„Es freut mich, daß Du so genau aufgepaßt hast, mein Bursch," nickte ihm der Vater zu; „gleichwohl wirst Du hier finden, daß es doch noch auf andere Verhältnisse ankommt, einen recht großen Strom hervorzubringen. Afrika hat nämlich im ganzen zu wenig Wald und im Innern zu weit ausgedehnte, oft sehr sandige Flächen und Wüsten, die natürlich der Entstehung eines sehr großen Stromes nicht günstig sind.

„Trotzdem aber finden wir, wie wir es in einem so ausgedehnten Land auch gar nicht anders erwarten dürfen, recht tüchtige Ströme dort, deren Quellen freilich noch meistens unentdeckt sind."

„Die müssen aber doch leicht zu finden sein," sagte Fritz, „man braucht ja nur einfach an dem Strom hinauf zu gehen, bis man zu der Quelle kommt."

„Wenn ein recht bequemer Weg daran hinauf führte, hättest Du wohl recht," sagte der Vater, „aber diese Ströme in einem so wilden Lande führen durch Wüsten, Sümpfe, Bergschluchten und Seeen, während die Eingeborenen, die an ihren Ufern leben, den Europäern ebenfalls feindlich gesinnt sind. Da ist es denn wohl mit mehr Gefahren und Schwierigkeiten verbunden, wie Ihr Euch wohl denken könnt, und das umsomehr, da diese afrikanischen Wasser meist alle einen sehr langen Lauf haben, und Reisende durch oft sehr ungesunde Gegenden Monate lang angestrengt wandern müssen.

„Doch ehe wir zu den afrikanischen Strömen übergehen, möchte ich Euch noch vor allen Dingen ein paar Worte über den ganzen Weltteil sagen, die für das Verständnis seiner Lage und Bevölkerung nötig sind.

„Daß der Norden und Osten von Afrika nicht viele Jahrhunderte hindurch unbekannt bleiben konnte, seht

Ihr den Augenblick auf der Karte. Nicht allein, daß das Mittelmeer und das Rote Meer nur schmale Binnenmeere sind, die der nach und nach verbesserten Bauart der Fahrzeuge kein Hindernis mehr in den Weg legen konnten, so hängt der ganze Weltteil auch mit einem meist von Nomadenvölkern bewohnten Land zusammen, und diese allein haben ihn wohl schon vor vielen tausend Jahren betreten und an seinen Nordostgrenzen, in Ägypten, bevölkert oder die Eingeborenen, die sie dort fanden, zurückgedrängt. Nun seht Euch aber einmal die hier ausgebreitete Karte recht genau an, damit Ihr das, was ich Euch sagen will, besser begreifet. Erinnerst Du Dich vielleicht, Fritz, wie die kleine Insel heißt, von der aus wir unsere Längengrade messen?"

„Gewiß, Papa, — Ferro. Der Name steht ja fast auf jeder Karte."

„Und weißt Du wohl, wo sie liegt?"

„Ferro? — hm," sagte Fritz, sich rasch besinnend, — „die muß ja gleich da oben zwischen Europa und Afrika liegen, die Insel kann man ja auch leicht finden, denn sie steht auf Null Grad."

„Halt, ehe Du sie suchst, erinnerst Du Dich noch, zu welcher Inselgruppe sie gehört?"

„Das weiß ich, Papa," rief Marie, „das sind die Inseln, wo die Kanarienvögel herkommen."

„Sehr gut," lachte der Vater, „daran hast Du es gewiß behalten: also die Kanarischen Inseln oder die Kanariden, zu deren nördlichster Gruppe Madeira, zu deren südlicher Ferro gehört, waren unseren Vorfahren schon seit langen, langen Jahren bekannt, ja sie gehören seit dem 15. Jahrhundert schon zu Spanien.

„Die Kanarischen Inseln nun, von denen Ferro die

westlichste ist, galten in früheren Jahrhunderten, als zuerst die Einteilung des Erdballs nach Graden statt fand, nicht allein für das westlichste Land, sondern nach dieser Richtung hin auch für das Ende der Welt, da weiter in das unbekannte, wilde Meer hinaus kein anderes Land vermutet wurde. Nach Osten zu waren die kühnen Phönizier, die an der Syrischen Küste wohnten und für damalige Zeiten außerordentliche Seefahrten machten, schon bis Indien vorgedrungen und fanden dort noch überall die Küste weiter vorgestreckt, also noch nicht das Ende des Landes; dort konnte man also auch nicht mit Zählen der Grade beginnen, weil man eben keinen bestimmten Punkt zum Anfangen hatte. Deshalb wurde die Insel Ferro, als damals westlichster Landesteil, zum Beginn genommen."

„Da war Columbus doch gescheiter," sagte Fritz, — „der glaubte nicht, daß die Welt mit der Insel Ferro aufhöre."

„Columbus wohl nicht allein, mein liebes Kind," sagte der Vater. „Es gab in der Zeit, in welcher er lebte, vielleicht schon viele Menschen, die mit ihm einer Meinung waren, aber der Mut und die Ausdauer fehlte ihnen, es auszuführen. Columbus hatte dabei auch den Vorteil, daß ihm Portugal und Spanien schon tüchtige Vorbilder und zwar kühne, unternehmende Seefahrer geliefert. Die Portugiesen waren besonders in jenen Jahrhunderten die keckten Seeleute und wagten mit ihren verhältnismäßig schlechten Schiffen das Außerordentlichste. So waren sie es auch, die immer weiter und weiter nach Süden hinab, die höchst gefährliche und tückische, westafrikanische Küste untersuchten, um diesen Weltteil zu umschiffen und dadurch den Seeweg nach

Indien zu finden, — denn bis dahin mußten sie immer noch über die Landenge von Suez hinüber, um wenigstens zu Wasser vom Roten Meere aus weiter zu fahren.

„Die Entdeckung dieses Seewegs nach Indien, also die Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung fiel etwa in dieselbe Zeit der Entdeckung Amerikas, um etwa sechs Jahre später, obgleich schon in den vorangegangenen Jahren mehrfache Versuche gemacht waren, um Afrika herum zu kommen. Die verschiedenen Schiffer hatten aber nie den Mut oder wurden durch Stürme oder sonstige Unglücksfälle abgehalten, das wirkliche Kap zu umsegeln. Im Jahre 1472 waren die Portugiesen schon an der afrikanischen Küste hinunter gefahren und bis zum Meerbusen von Guinea gekommen, wo sie jetzt schon sicher glaubten, sie hätten den südlichsten Teil des Weltteils erreicht und könnten nun direkt nach Osten bis Indien steuern. Wenn Ihr Euch die Landkarte anseht, liebe Kinder, werdet Ihr das auch erklärlich finden, denn erst senkt sich das Land eine Strecke nach Süden und Südosten, und dann läuft die Küste gerad' von West nach Ost, ja eine kurze Strecke sogar wieder ein wenig nordöstlich herauf."

„Die mögen sich schön geärgert haben," sagte Fritz, „als sie plötzlich wieder wie vor einer Mauer standen."

„Damals gaben sie es auch auf, die Umfahrt zu entdecken," fuhr der Vater fort, „und erst im Jahre 1486, also 14 Jahr später, schickte der König von Portugal aufs neue Schiffe aus, die soweit südlich fahren sollten, wie sie irgend kommen konnten. Der kühne Mann, der endlich die Südspitze Afrikas erreichte, war Bartholomäus Diaz, und er nannte das Kap capo tormentoso oder das stürmische Kap, weil er dort

mit furchtbaren Orkanen zu kämpfen hatte und auch richtig wieder umkehren mußte, ohne die Ostseite Afrikas erreicht zu haben."

„Aber, Papa," sagte Fritz, „da wo der Name Kap der Guten Hoffnung auf der Karte steht, ist ja noch eigentlich gar nicht die Südspitze Afrikas."

„Nein, mein Kind," sagte der Vater, „deshalb aber wurde das Kap jetzt gerade das Kap der Guten Hoffnung genannt, weil man, als man dies erreichte, Hoffnung hatte, Afrika völlig umschiffen zu können. Wirklich umschiffte es auch endlich der portugiesische Seefahrer Vasco de Gama aber erst im Jahr 1497; erinnert Ihr Euch noch, wann Amerika entdeckt wurde?"

„Ei, gewiß, Papa," sagte Fritz, „1492."

„Gut, also fünf Jahr später segelte dieser kühne Seefahrer mit einer kleinen Flotte von vier Schiffen um die Südspitze Afrikas, fuhr an dessen Ostküste eine weite Strecke hinauf und erreichte endlich im Mai 1498 den damaligen Hafen von Calicut an der Westküste Vorder-Indiens."

„Ach!" rief Fritz, „das ist gewiß die jetzige Stadt Calcutta, die an den Gangesmündungen liegt."

„Mit der darfst Du sie nicht verwechseln," erwiderte der Vater, denn ich habe Euch gesagt, daß Calicut an dem *Westufer* Vorder-Indiens liege, und Calcutta liegt *ganz oben* im Meerbusen von Bengalen an der *Ostküste*. Das also war das erstemal, daß Indien von europäischen Schiffen auf dem Seeweg besucht wurde, und von jener Zeit an besetzten die Portugiesen auch verschiedene Punkte an der afrikanischen Küste und im ostindischen Archipel, den sie dann ebenfalls befuhren. Von den angelegten Kolonieen haben sie nur noch sehr

wenige behalten, und wir finden überall auf der ganzen Welt, daß Holländer, Spanier und Portugiesen fast überall die ersten Entdeckungen gemacht haben und dann von den Franzosen verdrängt wurden, während diesen später die Engländer wieder das meiste abgenommen und für sich behalten haben.

„Eine Insel liegt aber noch bei Afrika, die, so klein und unbedeutend sie sonst ist, für uns Europäer aber doch große Bedeutung hat, denn auf ihr wurde der frühere Kaiser der Franzosen: Napoleon I. bis zu seinem Tod gefangen gehalten. Könnt Ihr mir wohl sagen, wie sie heißt?"

„St. Helena!" rief Fritz schnell.

„St. Helena, gewiß," sagte der Vater; „und suche sie mir jetzt etwa unter dem 16. Grad Süder-Breite und dem 13. Grad östl. Länge von Ferro. Dort seht Ihr einen Punkt auf der Karte, der die Stelle bezeichnet. Auch St. Helena wurde zuerst von den Portugiesen entdeckt und zwar erst 1502, später eine Zeit lang von den Holländern besetzt gehalten und von 1651 an von den Engländern in Besitz genommen, die eine sehr starke, uneinnehmbare Festung daraus gemacht haben. Die ganze Insel ist auch schon fast eine natürliche Festung, da sie überall mit steilen Felsen aus dem Meer emporragt und nur eine einzige Stelle hat, wo man landen kann."

„Aber, Papa," sagte Fritz, der sich dafür besonders interessierte, „wenn nun die Feinde gerade an dieser einen Stelle landen."

„Dafür sind an der Stelle besonders tüchtige Festungswälle und Mauern, mit großen Kanonen darin, aufgeworfen," sagte der Vater, „und wenn ein Schiff

denen in die Nähe kommen wollte, würde es gewiß bös empfangen werden.

„Doch damit glaube ich Euch einen ziemlichen Überblick über den ganzen Weltteil gegeben zu haben, dessen einzelne Länder wir aber in den nächsten Abenden noch näher kennen lernen wollen. Afrika ist nämlich ein höchst interessantes Land, das nicht allein in seinen verschiedenen Volksstämmen, sondern auch in seiner reichen Pflanzen-, und besonders Tierwelt, sehr viel des Neuen bietet. Hier darfst Du Dich auch darauf gefaßt machen, Fritz, daß wir wieder einmal zusammen auf die Jagd gehen, denn in Asien hatten wir dazu keine Zeit."

„Ei, das ist herrlich," rief der Knabe, „und da schießen wir große Tiere."

„Wenn Dir Elefant und Rhinoceros und das riesige Flußpferd und das bis 20 Fuß lange Krokodil groß genug sind," lachte der Vater.

„Solche furchtbare Tiere giebt es dort?" rief erschrocken Marie.

„Gewiß giebt es die," sagte der Vater, „aber damit wollen wir doch heute Abend nicht mehr anfangen, denn erst gehört es sich, daß wir uns mit den Menschen beschäftigen, also mit den dortigen Bewohnern und Eingeborenen, und nachher werden uns auch schon einige von den wilden Tieren begegnen, von denen es in Afrika noch ungeheure Rudel oder Herden giebt. — Doch für heute ist es genug, und wenn ich morgen Abend Zeit habe, wollen wir mit Ägypten beginnen, das Ihr da oben in der nordöstlichen Ecke Afrikas finden könnt."

Zweites Kapitel.

Die Bevölkerung Afrikas.

Am nächsten Tage war wunderschönes, wenn auch etwas kaltes Wetter, und der Vater überraschte die beiden Kleinen am Nachmittag mit dem Vorschlag, sie und die Mutter auf einem Spaziergang nach dem Fluß zu begleiten. Fritz wurde dabei ermahnt, seine Schlittschuhe nicht zu vergessen, und Marie wußte, daß das eine prächtige Stuhlschlittenfahrt für sie geben würde. Die Kinder sprangen denn auch fröhlich den Eltern voraus und zwar einer Stelle dicht an der Stadt zu, wo Fritz im letzten Sommer eine Menge Backsteine und Ziegel hatte abladen sehen.

Damals wunderte er sich wohl, daß jemand an dieser wüsten Stelle, wohin bis jetzt nur aus der ganzen Stadt der Schutt gefahren war, ein Haus bauen wolle. Früher führte auch nicht einmal ein betretener Weg hierher, wo der kleine Fluß gerade ab von der Hauptstraße eine große Biegung machte und in der Biegung so versandet war, daß kaum ein Kahn darüber hin konnte.

Hier fanden die Kinder zu ihrem Erstaunen ein ziemlich großes Gebäude errichtet, das allerdings noch nicht ganz ausgebaut war, denn der Winter hatte die Arbeiten unterbrochen. Der vordere Teil aber stand vollendet, mit ein paar allerliebst eingerichteten und warm geheizten Zimmern und prachtvollen Tapeten, die

eine brasilianische Landschaft mit Tigern und Indianern vorstellten.

Das sah ganz eigen aus, wie drin in den warmen Zimmern die sonnige Landschaft an den Wänden gegen das glitzernde Eis draußen und den knirschenden Schnee abstach; aber Fritz war auch so überrascht durch die herrlichen Tigerjagden und die Kämpfe mit den Eingeborenen, die hier abgebildet standen, daß er alles andere, ja selbst das Schlittschuhlaufen darüber vergaß. Hier fanden sie auch eine Menge Kokuspalmen, so hoch fast wie die ganze Wand abgebildet und viele andere Pflanzen, die ihnen der Vater nennen und erklären mußte. Dann erst ging es hinaus auf den hartgefrorenen Fluß, wo sich schon viele Schulkameraden von Fritz versammelt hatten, und die Kinder erfreuten sich herzlich an der lustigen Fahrt.

Erst gegen Abend traten sie, nachdem sie tüchtig durchgefroren waren, unter den brasilianischen Palmen Kaffee getrunken und sich wieder erwärmt hatten, den Heimweg an und konnten nicht satt werden, von den neuen und nie gesehenen, herrlichen Tapeten zu erzählen. Selbst noch Abends beim Thee unterhielten sie sich davon, und Fritz sagte:

„Es ist doch merkwürdig, Papa, wie verändert der sonst so wüste Platz da draußen ist. Sonst lag nur Schutt und wildes Gerümpel dort, und alte krumme Weiden wuchsen an den Stellen, die der Fluß ausgewaschen, und jetzt steht das prächtige Haus da mit den gar so herrlichen, bunten Tapeten. Wer hat das nur gebaut?"

„Ein Mann," sagte der Vater, „der lange in Amerika war und jetzt nach Deutschland zurückgekehrt

ist, um sich bei uns für immer nieder zu lassen. Unsere Gegend hat ihm sehr gut gefallen, und da er jenen Bauplatz billig kaufen konnte, auch sonst einen natürlichen Scharfblick hat, mit dem er einsah, was er aus dem Platz mit der Zeit machen könne, so ließ er sich da nieder. Jetzt ist die Stelle erhöht und geebnet, fruchtbare Erde wurde darauf gefahren und ein Garten angelegt. — Die alten Erlen, die früher dort in einer Wildnis standen, werden jetzt nach einigen Jahren dazu dienen müssen, den dorthin kommenden Gästen Schatten zu geben, bis eben die eingepflanzten Bäume herangewachsen sind; dann haut man sie wahrscheinlich weg, und an dem jetzt zugänglich gemachten Platz siedeln sich später gewiß noch eine Zahl anderer Bürger an; wenigstens ist der Grundbesitz dort schon seit den letzten Monaten bedeutend gestiegen."

„Dann bekommen wir draußen vielleicht noch eine Vorstadt," sagte Fritz.

„Oder eine Kolonie," erwiderte lächelnd der Vater. „Seht, Kinder," fuhr er dann fort, „hier habt Ihr gleich ein Beispiel, wie sich in alten Zeiten, ja, wie sich sogar jetzt noch Kolonieen in fremden Ländern bilden. Stellen, die bis dahin keiner der im Lande Heimischen benutzen konnte oder wollte, und deren Vorteile er nicht einsah, werden plötzlich von Fremden, die Laune oder Zufall dorthin geführt, in Besitz genommen, und der Eingeborene sieht zu seinem Erstaunen, wie sich jene mehr und mehr ausbreiten, mehr und mehr Platz einnehmen und immer wieder neue Kräfte um sich sammeln."

„Aber wir sind doch keine Eingeborene oder Indianer, Papa," lachte Marie.

„Indianer wohl nicht,“ sagte der Vater, „aber Eingeborene gewiß, denn wir, die wir hier im Lande geboren sind, können nichts anderes sein wie eben Eingeborene. Aber seht, Kinder, so geschah es auch in alten Zeiten in anderen Ländern. Afrika war damals allein von der äthiopischen oder schwarzen Rasse bewohnt, die allerdings verschiedene Stämme oder Nationen hatte. Da kamen die Phönicier, die in Asien an der syrischen Küste wohnten und die berühmtesten Kaufleute und Seefahrer des Altertums waren, und machten Entdeckungsreisen das Mittelländische Meer gen Westen hinab. Sie fanden dort herrliche Küstenländer und zwar nicht allein am afrikanischen, sondern auch am europäischen Ufer, und nachdem sie im Norden Afrikas mehrere Kolonieen, unter anderen die später so berühmte Stadt Karthago, im jetzigen Staat Tunis, gegründet hatten, siedelten sie sich in Frankreich und Spanien an, ja kamen selbst bis zur südlichen britischen Küste hinauf.

„Hier haben wir es aber nur mit Afrika zu thun, und da verdankte dieser Weltteil allerdings seine nordische Bevölkerung jenen ersten Phöniciern und späteren Einwanderern aus Arabien, die über die Wüste der Landenge kamen und hier ganz unerwartet in Ägypten eines der fruchtbarsten Länder der Welt fanden.

„Die Araber sind, wie Ihr ja auch wißt, meistens Nomadenvölker, die unablässig mit ihren Herden umherzogen, passende Weideplätze zu finden. Da diese Herden aber nur aus Kamelen und vielleicht einigen Eseln und ihren vortrefflichen Pferden bestanden, bot ihnen selbst eine Wüste kein Hindernis, sie zu durchschneiden, und Ägypten bevölkerte sich von diesen kühnen, abgehärteten

Scharen, die dessen schwarze Bevölkerung bald immer weiter und weiter in das Innere zurückdrängten.

„Seit wie vielen Jahrtausenden das geschehen ist, weiß man nicht einmal ganz genau, denn die in Ägypten aufgefundenen Bauwerke sind außerordentlich alt und geben dabei Zeugnis, daß schon selbst zu damaliger Zeit eine so vorgeschrittene Kultur bei jenen Völkern herrschte, daß sie dieselbe nicht in ein paar Jahrhunderten erlangt haben konnten."

„Ägypten ist ja auch das Land, wo die Pyramiden stehen," sagte Fritz.

„Allerdings, mein Kind," erwiderte der Vater, „und gerade diese Pyramiden gehören mit zu jenen alten, wunderbaren Bauwerken, bei denen man staunen muß, wie nicht allein jene ungeheueren Steinblöcke, aus denen sie bestehen, zur Stelle gebracht, sondern wie sie auch bis zu der Höhe emporgehoben wurden, auf der sie jetzt noch liegen und wohl noch Tausende von Jahren liegen werden.

„In diesen Gegenden aber, die, wie Ihr auch auf der Karte sehen könnt, schon durch die große Fruchtbarkeit des Bodens den Einwanderungen von neuen Kolonisten wie den Angriffen von beutegierigen Eroberern am meisten ausgesetzt waren, hat sich natürlich keine Spur der alten Bevölkerung erhalten. Die kaukasische Rasse drückte von Norden und Osten herein, und während die eigentlichen Ureinwohner wahrscheinlich vollkommen ausgerottet oder vertrieben wurden, zeigen die Völker, die jetzt als die Ureinwohner des Landes gelten, deutlich die Abstammung der gemischten Rasse, indem sie eine braun- oder schwarzgelbe Haut und aufgeworfene Lippen haben. Erst weiter den Nil hinauf — jenen

großen und weltberühmten Strom, der Ägypten durchläuft, findet man wieder vollkommen schwarze Eingeborene, die sich aber ganz abgeschieden von ihren Nachbarn halten.

„Ein ähnliches Verhältnis findet Ihr auf der ganzen Nordküste von Afrika, wo sich meist Araber und andere asiatische Stämme niederließen und die Ureinwohner aus ihrer alten Heimat vertrieben. Das südliche Ufer des Mittelländischen Meeres, also die Nordküste von Afrika, ebenso wie sämtliche Oasen in der Wüste Sahara sind von ihnen bewohnt, und erst weiter im Innern und an der Westküste Afrikas findet sich noch die reine und unverfälschte Bevölkerung jenes Weltteils."

„Und an der Ostküste nicht, Papa?" fragte Fritz.

„Erinnerst Du Dich noch, was ich Euch früher vom Roten Meer gesagt habe?" erwiderte der Vater.

— „Nun," meinte der Knabe zögernd, „daß es — Afrika von Asien trennt."

„Allerdings thut es das, aber es war auch schon in früheren Jahrhunderten die Verbindungsstraße zwischen Europa und Indien, und wo so manches Schiff voll kühner Abenteurer dort in dem schmalen Meere hinab segelte, könnt Ihr Euch denken, daß sich immer einzelne fanden, die jenes Land zu ihrer Heimat machten, wären nicht selbst von der arabischen Küste Einwanderer herüber gekommen.

„Unter Ägypten oder südlich davon seht Ihr auf der Karte Nubien und Abyssinien angegeben. Beide Länder wurden im Laufe der Jahrhunderte von eingewanderten Arabern erobert und größtenteils bevölkert. Unsere Gelehrten haben die einzelnen Stämme genauer unterschieden, die noch von den alten Römern unter dem

Namen Äthiopier begriffen wurden, weil sie unter diesem Namen alles verstanden, was eine schwarze oder braune Haut hatte. Sie haben wohl eine dunkle Hautfarbe, aber edle, ausdrucksvolle Gesichtszüge und trefflich geformte Gestalten.

„Auf dem vorspringenden Osthorn Afrikas wohnen die Somalis, hohe Gestalten mit länglichen magern Gesichtern, bartlosem Kinn und stechenden Augen. Sie mögen wohl aus einer Mischung von Neger- und arabischem Blut entstanden sein. Weiter südlich beginnen nicht allein im Innern, sondern an der ganzen Küste hinab, die eigentlichen Negerstämme, deren Hauptkennzeichen die folgenden sind: Kurzes, schwarzes, wolliges Haar; dunkle, vom Aschgrau und dunkelbraun bis zur Ebenholzschwärze sich abstufende samtweiche Haut, aufgeworfene Lippen, hervortretende Kiefer, in welchen die Schneidezähne nicht wie bei uns senkrecht auf einander stehen, sondern schräg; meist platt gedrückte Nase."

„Schöne Menschen," lachte Marie, „die müssen hübsch aussehen."

„Und doch halten sie ihre Rasse für weit schöner als die kaukasische," sagte der Vater, „und das zwar aus ganz natürlichen Gründen, wie Euch ich schon früher einmal auseinander gesetzt habe. Woran der Mensch gewöhnt ist, das liebt er, das erscheint ihm schön, und das, meine lieben Kinder, ist eine gar vortreffliche, wenn auch vollkommen unfreiwillige Tugend des Menschengeschlechts."

„Aber weshalb, Papa?" sagte Fritz. „Es wäre doch viel besser, wenn alle Menschen nur das für schön hielten, was wirklich schön ist."

„So? — meinst Du?“ sagte der Vater, „es ist nur ein Glück, daß Du kein Weltensystem einzurichten hast, mein kleiner Bursche, Du möchtest sonst gar bald finden, daß das, was Du für gut hieltest, sehr häufig für das Allgemeine zum größten Nachteil und Unglück ausschlüge.“

„Was könnte aber daraus für Unglück entstehen?“ fragte Fritz bestürzt.

„Das sollst Du gleich hören,“ erwiderte der Vater, „wäre in dem Fall nicht ein wirklich häßlicher Mensch, er möchte so brav und tüchtig sein wie er wollte, rettungslos verloren? Was die Welt auch von unserer Schönheit oder Häßlichkeit halten mag, da draußen im Leben kommt die nur in seltenen Fällen in betracht, und unser eigenes Wirken und Schaffen, unser Fleiß, unsere Kenntnisse müssen uns vorwärts bringen; aber in unseren Familien daheim sind wir alle schön, weil eben die Unseren sich an unsere Züge gewöhnt und sie lieb gewonnen haben. Das häßlichste Kind wird den Eltern gleich lieb sein wie das schönste und nicht allein, weil sie blos darauf sehen, daß es gut und brav ist, sondern weil sie seine Häßlichkeit auch wirklich nicht so bemerken, wie es Fremde thun. Ein recht häßlicher Mensch würde deshalb selten einen wahren Freund bekommen, und nur die schönen Menschen würde man lieb haben und alles thun, ihnen Freude zu machen; aber wie ungerecht würde das sein?

„Denke Dir auch, wie unglücklich sich die Neger fühlen müßten, wenn sie glauben sollten, daß sie alle so häßlich wären. Wie ich Euch aber auch schon gesagt habe, stört sie das nicht im geringsten; sie halten sich untereinander für bildschön und bedauern nur uns Weiße, daß wir so häßlich sind.“ —

„Aber, Papa, das ist doch nicht möglich," sagte Fritz.

„Ich will Euch eine Anekdote erzählen," erwiderte der Vater, „die das, was ich Euch eben gesagt, vollkommen bestätigt. In einigen Teilen von Deutschland, besonders in Steiermark, in Österreich, giebt es eine große Zahl von Menschen, die einen Kropf haben, und ein Kropf ist, wie Ihr wohl wißt, ein sehr häßlicher Auswuchs am Halse, der oft die Größe einer Kegelkugel erreicht, also gewiß nichts Hübsches. Nun erzählt man, daß dort, hoch in den Bergen, eine Ortschaft gelegen sei, in der jeder Bewohner einen solchen Kropf gehabt; da wäre einmal ein Fremder in das Thal gekommen und durch das Dorf gegangen. Der Mann aber, der aus einer ganz anderen Gegend kam, hatte einen vollkommen gut und gesund gewachsenen Hals, und wie er durch das Dorf ging, und die Straßenjugend ihn sah, liefen die Jungen und Mädchen ganz erstaunt hinter ihm her und riefen in einem fort: Seht den an, seht den an, der hat gar keinen Kropf!"

Die Kinder lachten, und der Vater fuhr fort.

„Ländlich, sittlich! wir lachen über manches, was draußen geschieht und uns ungewohnt vorkommt, und andere Völker finden wieder das, was bei uns alltäglich ist, so komisch, daß sie sich vor Lachen ausschütten wollen."

„Doch da sind wir schon wieder daheim, und ich möchte Euch noch so manches von Afrika erzählen. Auf unserem Wege also nach der Südspitze des großen Weltteils haben wir jetzt von Abyssinien aus eine große Küstenstrecke zu passieren, wo wir weiter nichts treffen, als eingeborene Neger oder Schwarze, die oft mit Stämmen von einer tief dunkelbraunen Hautfarbe wechseln.

„Den unteren oder spitzen Teil Afrikas seht Ihr auf der Karte wieder rot angegeben, und hier haben die Engländer eine sehr bedeutende Kolonie errichtet. Dies Land mußten sie aber nicht erst den allerdings kriegerischen Eingeborenen abgewinnen, die dort an der Ostküste Afrikas wohnen und Kaffern heißen, während an der Westküste die Hottentotten ihr Heimatland haben, sondern es war schon im Besitz von Weißen und zwar von holländischen Kolonisten."

„Und wie konnten es die Engländer da für sich nehmen?" fragte Fritz.

„Im Kriege geht alles, mein Kind," erwiderte der Vater, „und im Kriege wurde es ihnen nämlich weggenommen. Ihr wißt, daß die Südspitze Afrikas schon im Jahr 1498 umsegelt wurde, damals war es aber den Seefahrern viel mehr darum zu thun, den wirklichen Seeweg nach Indien als passende Plätze für Kolonieen zu finden, und so kam es denn, daß man in jener Zeit diese wichtigste Stelle für den Handel mit Indien von Europa aus gar nicht beachtete. Erst im Jahr 1652 siedelten sich dort die Holländer an, bekriegten und vertrieben oder unterjochten die Eingeborenen, die sich ihnen im Anfang gar nicht gutwillig fügen wollten und behaupteten das Land bis zum Jahr 1795. In der ganzen langen Zeit hatten sie aber wenig daran gedacht, das herrliche Land zu einer wirklichen Kolonie heranzubilden, was auch in der That erst seit sehr kurzer Zeit geschehen ist. Man betrachtete das Kap der Guten Hoffnung eben nur als einen bequemen Landungsplatz für die Ostindienfahrer — d. h. für die nach Ostindien fahrenden Schiffe.

„Die Kriege in Europa gaben damals den Engländern Gelegenheit, Holland zur See anzugreifen, und sie besetzten das Kap wie noch viele andere von den Holländern gehaltene Kolonieen. Allerdings gaben sie es beim Friedensschluß wieder heraus; als aber der Kampf von neuem begann, denn Napoleon der Erste stand damals in voller Kraft und schien nicht übel Lust zu haben, sich ganz Europa zu unterwerfen, da schickten die Engländer, — es war im Jahr 1806, — geschwind wieder eine Menge Militär nach der Kap-Kolonie, sich den Platz wieder zu erobern. Sie hatten nämlich bis dahin eingesehen, wie wichtig er ihnen für ihren Handel mit den indes angelegten ostindischen Besitzungen sein müsse.

„Am Fuße eines hohen Berges, der dicht bei der Kap-Stadt liegt, begegneten sich die holländischen und englischen Truppen, und die Engländer trieben die bisherigen Eigentümer des Bodens weiter nach Norden und zwar an die Ostküste in das Kafferland hinein, wo sie sich wieder an der Stelle, die Ihr auf der Karte mit Port Natal bezeichnet findet, festsetzten. Aber später mußten sie auch diesen Platz wieder räumen, wenn auch nicht ohne tapfere Gegenwehr, und jetzt haben sich diese holländischen Ansiedler, die Boers (Buhrs — unser deutsches Bauer) genannt werden, noch weiter in das Innere und auf die Hochebene zurückgezogen, wo sie Ackerbau und Viehzucht treiben, und viele von ihnen die Oberherrschaft der Engländer bis auf den heutigen Tag noch nicht anerkannt haben.*)

*) In den beiden letzten Jahren 1880 und 1881 haben die Boers abermals mit den Engländern, die über ihre zwei Freistaaten auch die Oberherrschaft führen wollten, tapfer gekämpft.

„Indessen sind die Engländer emsig bemüht gewesen, ihre Macht dort nicht allein zu befestigen, sondern auch das Land zu kultivieren und eine große Zahl tüchtiger und zugleich waffenfähiger Kolonisten hinüber zu ziehen. Allerdings haben sie sich schon verschiedene Male ihrer Haut gegen die Kaffern wehren müssen, denn das sind wilde, kriegerische Stämme, die sich sogar Schießwaffen und Pferde zu verschaffen wußten, und mit einer merkwürdigen Todesverachtung in den Kampf gehen. Das geordnete Zusammenwirken bei den europäischen Soldaten aber, was man Disziplin nennt, hat bis jetzt noch immer den Sieg über sie davon getragen.

„Gehen wir nun von der Kap-Kolonie nördlich und zwar an der Westküste hinauf, so kommen wir zuerst zu den Hottentotten und Buschmännern, denen die weiße Einwanderung kein Glück gebracht. Aus ihren alten Jagdgründen vertrieben, durch den Einfluß verdorben, den die Kultur und böse Nachbarschaft auf sie ausgeübt, durch den Trunk ruiniert, durch ewige Kämpfe mit ihren Nachbarn niedergedrückt und aufgerieben, sind sie zu der niedrigsten Stufe menschlicher Gesittung herabgesunken und werden nie im stande sein, sich wieder empor zu raffen.

„Nördlich von ihnen leben aber noch die echten, kräftigen Negerstämme, die Eingeborenen Guineas, unter ihnen die Kongo-Neger und weiter oben die Aschantis an der Gold- und Elfenbeinküste. Noch weiter nördlich von diesen wohnen die kräftigen und gewandten Fulahs, deren Land bis an die Wüste Sahara stößt.

„Diese letzten Strecken nun, von den Kongo-Negern an bis zu den Fulahs, waren bis vor wenigen Jahrzehnten die Hauptplätze für den leidigen und nichts-

würdigen Sklavenhandel, und von hier aus wurden alljährlich Tausende dieser Unglücklichen nach fernen Ländern in Amerika geschafft, auf den dortigen Märkten wie Vieh verkauft, um von ihren Herren auf Lebenszeit zu harter Arbeit gezwungen zu werden."

„Aber werden denn jetzt noch Schwarze als Sklaven verkauft, Papa?" fragte Fritz.

„Leider Gottes ja, mein Kind," sagte der Vater, „wenn auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Sklaverei aufgehoben haben, und die Engländer auf alle Sklavenschiffe Jagd machen. Aber davon erzähle ich Euch lieber morgen, denn das ist ein Kapitel, worüber wir nicht mit ein paar Worten fertig werden."

Drittes Kapitel.

Die Bevölkerung Afrikas.

(Fortsetzung.)

Dem Fritz war an dem Tag die Sache mit der Sklaverei und dem Menschenverkauf gewaltig im Kopf herumgegangen, denn er begriff eigentlich nicht recht, daß sich das die Schwarzen so ruhig gefallen ließen. Das Land, hatte ihnen der Vater gesagt, würde doch dort von jenen Völkerstämmen, die noch dazu kräftig und kriegerisch sein sollten, bewohnt, und wenn das ganze Volk es nicht leiden wollte, was konnten die Weißen dann mit ihren Schiffen machen? Das mußte

ihm auch der Vater erst erklären, und wie er den Abend zu ihnen kam, fragte er ihn darum.

„Ja, mein lieber Sohn," antwortete ihm da der Vater, „darin hast Du ganz recht. Wenn jene Völker den Weißen nicht selber darin beiständen, würden sie wohl nur wenig ausrichten und die meiste Zeit mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden, was ihnen ganz recht geschähe."

„Aber die Schwarzen helfen ihnen doch nicht etwa selber, sie zu Sklaven zu machen?" rief Fritz erstaunt.

„Und doch thun sie es;" nickte der Vater. „Ihr seht dort wieder, liebe Kinder, den Fluch der Uneinigkeit und Zwietracht, der nicht allein einzelne Familien, sondern ganze Völker unglücklich macht. Es ist schon schlimm und häßlich, wenn sich Geschwister untereinander zanken, wenn sie auf einander neidisch und gehässig sind; das aber kann immer noch von den Eltern geschlichtet werden, und wachsen sie heran, so sehen sie gewöhnlich selber ein, daß sie unrecht gehabt. Wenn aber Völkerstämme und Völker, die zu einer großen Nation gehören, auf einander neidisch und gehässig sind, dann ist es ein großes Unglück für sie, denn sie geben dadurch den Feinden ihres Vaterlandes Gelegenheit, über sie einzeln herzufallen, und sie alle nacheinander zu vernichten oder ihnen doch großen Schaden zuzufügen.

„Dabei merkt Euch stets die Fabel von den Pfeilen; das ganze Bündel zusammen kann kein Mensch zerbrechen, einzeln sind sie im Nu zerstückelt, und genau so geht es jenen schwarzen Völkerstämmen an der Westküste Afrikas, die in einem reichen und gesegneten Lande leben und glücklich und zufrieden sein könnten, wenn nicht eben Haß und Zwietracht zwischen den einzelnen

Stämmen herrschte. Das Land selber hat eine Menge von kleinen Fürsten und Königen, die alle einen sehr großen Hofstaat halten und vornehm leben wollen. Nun ist das Land dort allerdings außerordentlich fruchtbar, und wenn es gehörig angebaut würde, könnten diese kleinen Tyrannen auch recht gut in jedem nur erdenklichen Überfluß leben. Durch die weißen Männer aber, die an ihre Küste kamen, wurde ihnen ein anderer und für sie bequemerer Erwerbszweig eröffnet und zwar der, daß sie ihre eigenen Unterthanen an die weißen Fremden als Sklaven verkauften."

„Und durften sie denn das?" riefen die Kinder erstaunt.

„Wer wollte es ihnen verwehren?" sagte achselzuckend der Vater, „sie riefen ihre Soldaten zusammen, die sie angeblich zum Schutz des Landes unterhielten und zwangen die Unglücklichen, zu gehorchen. Im Anfang wurden allerdings nur Kriegsgefangene verkauft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß irgend eine gewonnene Schlacht die erste Ursache zum Sklavenhandel gegeben hat. Man bekam eine Anzahl Gefangene, mit denen man nicht gleich wußte, wohin. Die Gelegenheit, sie auf die Schiffe der Fremden zu schaffen und noch dazu allerlei kostbare Dinge, wie bunte Tücher, Waffen, Branntwein dafür zu bekommen, war dann viel zu erwünscht, sie so unbenutzt vorüber zu lassen."

„Wie man nun keine Kriegsgefangenen mehr hatte, und die fremden Weißen noch immer frische Sklaven haben wollten, noch immer solche prächtige Spielereien zum Tauschhandel brachten, mußte irgend ein Vorwand herhalten, einen neuen Krieg zu beginnen. Die Stämme

überfielen sich gegenseitig, nur in der einen Absicht, Gefangene zu machen, und dieser furchtbare Handel dehnte sich immer mehr aus. Spanier, Portugiesen und Franzosen, denen sich dann noch die Amerikaner zugesellten, waren es besonders, die ihre Schiffe für diesen Handel aussandten, und die Engländer, die sich früher wohl auch dabei beteiligt, sahen endlich zuerst ein, daß es ein unmenschliches sowohl wie unchristliches Beginnen sei, Mitmenschen, wenn sie auch eine andere Hautfarbe hatten, aus ihrem Vaterlande zu schleppen und aus ihren Familien zu reißen, um sie wie Schlachtvieh auf dem Markte zu verkaufen.

„Sie fingen damit an, in sämtlichen englischen Kolonieen ihre eigenen Sklaven freizugeben, und begnügten sich nicht allein damit, ihren eigenen Schiffen auf das strengste zu verbieten, Sklaven von Afrika einzuführen, sondern ließen ihre Kriegsschiffe sogar an der afrikanischen Küste auf und ab fahren, was man kreuzen nennt, alle solche Schiffe aufzugreifen, die unglückliche, schwarze Menschen an Bord hatten.“

„Das war brav von den Engländern,“ rief Fritz, „dann schadet's wohl auch nichts, wenn sie recht viel Kolonieen erobern.“

„Wenigstens den Negern nicht,“ lächelte der Vater, „den armen Eingeborenen, denen sie aber in den verschiedenen Ländern dann zur Last fallen, ist damit noch immer nicht geholfen. Doch wie dem auch sei; es war immer eine menschliche und gute Handlung, und viele Tausende von Negern sind dadurch vor Sklaverei bewahrt geblieben. Spanier, Portugiesen und besonders Amerikaner haben sich aber trotzdem nicht abhalten lassen, noch immer heimliche Versuche zu machen, Sklaven zu

bekommen. Dadurch nämlich, daß jetzt der Sklavenhandel verboten ist, und keine Neger mehr nach Brasilien, Havanna und dem Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika offen eingeführt werden dürfen, ist natürlich auch der Preis gestiegen, den man für einen solchen, trotzdem heimlich gebrachten Neger zahlt, und gewissenlose Menschen giebt es leider immer und wird es immer geben, die auch die schlechteste Handlung begehen, wenn sie nur recht viel Geld damit verdienen können."

„Und giebt es denn gar kein Mittel," meinte Fritz, „solchen schlechten Menschen das Handwerk zu legen?"

„Wenn man sie erwischt," sagte der Vater, „so geht es ihnen allerdings schlecht, denn das Schiff wird ihnen weggenommen, die Neger werden freigelassen, und der Kapitän des Schiffes bekommt gewöhnlich noch eine harte Strafe; aber viele kommen trotzdem durch und landen ihre Menschenfracht dann heimlich an der brasilianischen oder nordamerikanischen Küste. Ein Mittel gäbe es aber freilich, diesem Sklavenhandel ein Ende zu machen, und ich glaube auch, daß man das jetzt in Anwendung zu bringen sucht; nämlich die schwarzen Völker dazu anzuhalten, daß sie ihr Land ordentlich bebauen, um die Produkte desselben dann an die Weißen zu verkaufen. Wenn jene kleinen Fürsten von der Guineaküste erst einmal einsehen, daß sie aus ihren Unterthanen mehr Vorteil dadurch gewinnen, daß sie dieselben im eigenen Lande arbeiten lassen, anstatt sie einfach zu verkaufen, so läßt der Sklavenhandel von selber nach. Der Wert einer Arbeitskraft steigt dann nämlich, wie Ihr wohl einsehen werdet, im Preis, und sie fordern nachher so viel Geld für ihre Unterthanen,

daß die Sklavenhändler nichts mehr an ihnen verdienen können. Bis das freilich an der ganzen Küste ins Werk gesetzt ist, wird wohl noch eine lange, lange Zeit vergehen."

„Du lieber Himmel," sagte Fritz, „bis die ganze afrikanische Küste bebaut ist."

„Nun, darauf hätten wir allerdings nicht zu warten," meinte der Vater, „denn der Sklavenhandel beschränkt sich hauptsächlich auf die Westküste Afrikas und zwar etwa auf 20 Grad südlich und nördlich vom Äquator. Weiter nördlich lebt schon ein lichteres, von Arabern abstammendes Volk, und südlicher kommen wir zu den Stämmen der Hottentotten, die sich nicht besonders für schwere Feldarbeit eignen. Auch die Eingeborenen an der Ostküste stammen, wie Ihr wißt, größenteils von fremden Einwanderern ab, und nur die Westküste liefert deshalb diese Unglücklichen, die aber auch wohl aus dem Innern häufig geraubt werden, damit man sie hier einschiffen kann."

„Weiter nun an der Westküste hinaufwandernd, kommen wir wieder zu der großen Wüste Sahara und finden hier ein kühnes, raublustiges Nomadenvolk, das frank und frei mit seinen Kamelen und Pferden die weite Wüste durchstreift und die Küste nur manchmal besucht, um zu sehen, ob nicht irgend ein armes, unglückliches Schiff an den weit in das Meer hinausragenden Sandbänken gescheitert ist."

„Und da helfen sie ihnen, nicht wahr?" fragte Marie.

„Allerdings helfen sie ihnen ans Land," meinte der Vater, „wenn sie noch etwa auf dem Schiff sitzen

sollten, aber nur deshalb allein, um sie nachher als Sklaven mit sich fortzuführen."

„Weiße Menschen?" rief Fritz erstaunt.

„Allerdings weiße," erwiderte der Vater, „und mancher Sklavenhändler, der mit einem Schiff an die Küste kam, um unglückliche Schwarze abzuholen, ist hier vielleicht schon ganz nach Verdienst von diesen wilden Stämmen bestraft worden, indem sie ihn selber zu dem Los brachten, das er anderen bereiten wollte."

„Wer anderen eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein," sagte Fritz.

„Wohl hast Du recht," erwiderte der Vater, „und in diesem Falle wollen wir es jenen schlechten Menschen von Herzen gönnen, wenn ihnen die Strafe so auf dem Fuße folgt. Dadurch werden jene Raubhorden aber trotzdem nicht entschuldigt, die eben so erbarmungslos und gierig über das Eigentum irgend eines armen Kauffahrers herfallen, den sein bös Geschick auf die gefährlichen Sandbänke dieser Küste getrieben. Was sie vom Schiff herunterbringen können, was nur immer möglicherweise ans Land zu schaffen ist, das nehmen sie gewiß mit, laden es auf ihre Kamele oder zwingen auch noch die gefangene Schiffsmannschaft, so viel davon aufzupacken, wie die armen Menschen fortbringen können, und ziehen sich mit ihrer Beute wieder in die nur ihnen bekannten Verstecke der Wüste zurück.

„In früheren Jahren — und noch gar nicht vor so langer Zeit, denn ich selber kann mich recht gut darauf besinnen, waren diese nordafrikanischen Völker aber, die Ihr da oben an der Nordküste angegeben seht, noch eben so kühne Piraten, wie es jetzt Strandräuber sind. Oben an der Nordküste von Afrika, zwischen den Ka-

narischen Inseln und Ägypten, findet Ihr nämlich lauter wegen Ihrer Seeräuberei berüchtigte Ländernamen, deren Seeleute in ihrer Frechheit sehr häufig so weit gingen, an den italienischen und französischen Küsten zu landen und dort sowohl die Häuser zu plündern, als auch Menschen in die Sklaverei zu schleppen. Die Namen dieser Länder, die auch im ganzen die Berberei genannt werden, sind von West nach Ost: Marokko, Algier, Tunis und Tripolis, lauter in früheren Jahren gefürchtete Seeräuberstaaten, deren Übermut zuletzt mit Gewalt gebrochen werden mußte.

„Den Franzosen waren damals besonders viele Schiffe geplündert oder weggenommen worden, und eine Menge von Christensklaven schmachtete dort in der Gefangenschaft. Da rüstete denn der König von Frankreich eine Anzahl Kriegsschiffe aus, und ehe es sich der Fürst oder Dey von Algier, wie er genannt wurde, versah, fingen sie an, seine Hauptstadt zu bombardieren. Im Anfang wollte sich der Dey freilich wehren; gegen die großen Kanonen und Schiffe der Franzosen konnte er aber doch nichts ausrichten und diese nahmen von der Zeit an das Land zur Strafe in Besitz.

„Mit besserem Grund ist auch in der That noch nie ein Land erobert worden, denn, wenn solche Räuber nicht hören wollen, so müssen sie fühlen. Die Strafe traf allerdings vor der Hand nur das eine Land Algier, weil dessen Schiffe gerade am frechsten gewesen waren. Die anderen Raubstaaten nahmen sich aber ein Beispiel daran und gingen jetzt gern Verträge ein, nach denen sie sich bereit erklärten, keine Seeräuber- oder Piraten-Fahrzeuge mehr an ihren Küsten zu dulden. Seit jener Zeit hat das Unwesen aufgehört, und Europa,

wie die europäischen Schiffe haben jetzt wenigstens Frieden."

„Sage einmal, Papa," fragte da Fritz, „der sich besonders für diese Seeräuber interessierte. — „Wo wohnen denn eigentlich die Barbaren? Das sind wohl sehr schlechte Menschen?"

„Im gewöhnlichen Leben, mein Kind," erwiderte der Vater, „versteht man allerdings unter Barbar einen grausamen, also auch bösen Menschen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Wort jenen Völkern seinen Ursprung zu verdanken hat. Die Berberei heißt oder hieß nämlich früher auch Barbarei oder die Barbareskenstaaten, und da eben die Bewohner jener Länder den Seeraub für ein vollkommen gesetzliches und ehrliches Gewerbe hielten, so läßt es sich leicht erklären, daß sie eben keinen guten Ruf in Europa hatten. Wenn man also einen andern Menschen einen Barbaren oder Berber nannte, so war das ungefähr so gut wie geschimpft.

„Algier behielten seit jener Zeit — es war im Jahre 1830 — die Franzosen in Besitz und verlegten eine ziemlich bedeutende Kolonie mit starken Militärkräften dorthin. Das Militär hatten sie aber auch nötig, denn die Beduinen und Kabylen, Nomadenvölker, die auf den herrlichsten Pferden beritten sind und die Gegner durch ewige Angriffe ermüden, machten ihnen im Anfang viel zu schaffen, und sie machen ihnen den Besitz des Landes oft noch streitig. Die Franzosen haben sich in letzter Zeit allerdings wieder in Respekt zu setzen gewußt und von diesen unruhigen Völkern besiegt, was sich ihnen widersetzte, oder was nicht stand hielt, in die Wüste gejagt; aber einen ganz sichern

Frieden bekommen sie deshalb doch noch nicht mit ihnen, denn sie sind **nie** sicher, daß sie ihnen nicht einmal wieder über Nacht ausbrechen.

„Diese Völker sind überhaupt außerordentlich kriegerisch und mutig, und wie sie sich von Arabien aus über die ganze Nordküste Afrikas verbreiteten und die dort wohnenden Völker unterjochten oder vertrieben, so schifften sie auch keck und kühn sogar nach Spanien hinüber und eroberten damals die ganze iberische Halbinsel bis zu den asturischen Bergen. In diesen setzten sich die Spanier nämlich fest und verteidigten sich lange, lange Jahre hindurch, gegen diese muhammedanischen Eroberer, die Mauren genannt wurden — oder auch Mohren."

„Sind denn die Mauren ganz schwarz?" fragte Marie.

„Nein," sagte der Vater, „Ihr wißt ja, daß sie von den Arabern abstammen. Unser deutsches Wort **Mohr**, unter dem wir einen Neger verstehen, ist deshalb auch in diesem Sinn nicht richtig. Doch um wieder auf die Mauren zurück zu kommen, so gewannen diese schon im Jahre 711 festen Boden in Spanien, und erinnerst Du Dich wohl, Fritz, in welchem Jahre sie wieder daraus vertrieben wurden?"

„Nein, Papa," sagte Fritz, „das hast Du uns noch nicht erzählt."

„Und ich denke doch," lächelte der Vater, „wenn Du nur einmal genau zurückdenken wolltest, welchem glücklichen Erfolg es ein sehr berühmter Mann verdankte, daß er Schiffe vom damaligen König von Spanien ausgerüstet bekam?"

„Ach ja, Papa," rief Fritz schnell, „jetzt weiß ich es, — Columbus."

„Allerdings, — nun weiter."

„Die Spanier hatten damals gerade die Mauren besiegt."

„Ja, und über das Mittelländische Meer zurück gejagt, nachdem sie den größten Teil von Spanien viele hundert Jahre im Besitz gehabt. So fielen damals für die Spanier die zwei wichtigsten Momente in ein Jahr zusammen, die Wiedereroberung ihres Vaterlandes und die Entdeckung von Amerika, — und in welchem Jahr war das?"

„Im Jahr 1492," lautete die rasche Antwort.

„Ganz richtig," sagte der Vater, „Ihr werdet Euch das nun wohl leicht merken können. Nach ihrer Vertreibung aus Spanien blieb ihnen also nichts weiter übrig, als wieder nach Afrika zurückzukehren, und dort gründeten sie nun jene verschiedenen Reiche, von denen ich Euch schon vorhin gesagt.

„Die meisten dieser Reiche, die alle der muhammedanischen Religion angehören, erkennen auch den Sultan der Türkei wenigstens als ihr geistliches Oberhaupt an, sind jedoch in ihrem Festhalten an der Lehre Muhammeds noch hitziger als die Türken. Die Bande aber, die sie halten, sind außerordentlich locker, und der Sultan hat in ihren Ländern wenig oder gar nichts zu befehlen. Marokko, das westlichste Reich, in dem der hohe Gebirgszug des Atlas liegt, wird sogar von einem ganz eigenen unabhängigen Sultan regiert, der aber seine wilden Unterthanen nicht im Zaum halten kann oder will; — wenigstens fangen sie alle Augenblicke Streit mit ihren Nachbarn an, belästigen noch, wo das irgend geht, die Schiffahrt, und haben erst in letzter Zeit mit drei Nationen wieder aufs neue angebunden: mit einem

preußischen Schiff, das ihnen eine derbe Lektion gab, mit den Franzosen, in deren Gebiet sie einbrachen, und von denen sie dafür gezüchtigt wurden, und zuletzt noch mit den Spaniern, die in ihrem Gebiet einige Festungen oder feste Plätze haben, und die nun mit einer Armee in ihr Land einfielen, dem Kaiser von Marokko zu lehren, daß die alten Zeiten vorbei sind, wo ein Sultan von Morokko sich für den Herrn von Afrika halten konnte.

„Das wären nun etwa alle die Stämme der Küstenländer um ganz Afrika herum, von denen ich Euch erzählen könnte, und da bleibt freilich noch ein weiter Raum offen, der das ganze Innere des ungeheuern Landes umfaßt. Bis noch vor wenigen Jahren kannte man auch nur sehr wenig davon, und die abenteuerlichsten Gerüchte verbreiteten sich nicht selten, was man dort für fabelhafte Tiere und Menschen gefunden haben wollte. In neueren Jahren ist es aber einigen kühnen Männern gelungen, weiter und weiter in das Innere Afrikas vorzudringen, und wenn auch noch nicht das ganze Land durchforscht ist, so hat man doch schon so ziemlich einen Begriff, wie das Innere dieses Weltteils überhaupt aussieht.

„Überall nämlich zerstreut, wohnen bald kleine, bald größere Negerstämme unter irgend einem erblichen Fürsten, d. h. also unter einer Fürstenfamilie, in welcher immer wieder der älteste Sohn des Hauses die Regentschaft übernimmt. Diese Stämme treiben aber nicht allein Viehzucht, sondern auch Ackerbau und ziehen besonders viel Baumwolle, aus der sie ihre eigenen Kleider vortrefflich zu weben verstehen. Außerdem scheinen sie ziemlich friedlich nebeneinander zu leben, und während besonders an der Westküste ein ewiges Blutvergießen

herrscht, und fast kein Stamm sicher ist, nicht räuberisch von dem Nachbarstamme überfallen zu werden, weiß man im Innern Afrikas wenig von Kriegen oder Feindseligkeiten. Leider können wir uns nicht verhehlen, daß die Weißen allein die Schuld dieser Streitigkeiten an der Küste tragen. Da, wo die Neger keine Gelegenheit haben, ihre Gefangenen zu verkaufen, leben sie friedlich mit einander; wo das aber der Fall ist, feinden sie einander an, werden gegenseitig mißtrauisch und gehen zuletzt zu offenen Kämpfen über.

„Die Portugiesen, die an der Westküste Afrikas mehrfache Besitzungen haben, sind dabei die ärgsten und durchtriebensten Sklavenhändler, denn von der Küste rüsten sie sogar Karavanen in das Innere des Landes aus, in denen sie Glasperlen, Spiegel und allerlei Spielereien mit bunten Zeugen und Schmucksachen zu den Nationen des inneren Landes führen, von diesen am liebsten Sklaven dafür einzutauschen. Außerdem nehmen sie aber auch alle anderen Handelsartikel, die sie bekommen können, z. B. Elfenbein, Gold, Gummi, Tierhäute, Baumwolle und viele andere Dinge, auf die wir noch später werden zu sprechen kommen.

„Tausende und aber Tausende von Menschen giebt es aber in dem großen und weiten Weltteil, die wahrscheinlich noch nie einen Weißen gesehen, noch nie den Knall eines Gewehres gehört haben und in dem Glauben leben, daß die weite Wüste oder Wildnis, die ihr Reich umschließt, zugleich das Ende der Welt ist."

„Die werden nicht schlecht staunen," lachte Fritz, „wenn die Weißen einmal plötzlich zu ihnen kommen."

„Staunen allerdings," sagte der Vater, „ob sie sich aber auch darüber freuen werden, ist ungewiß, denn bis

jetzt brachten die Europäer oder überhaupt die Abkömmlinge der kaukasischen Rasse noch keinem fremden Volke, das sie heimgesucht, Glück. Alles Fremde betrachten sie als Feind, der sie angreifen und vernichten will. Das mußte neuerdings auch der kühne Reisende Stanley (Stänli) erfahren, der aus dem Gebiet der Nilquellen in das Quellgebiet des mächtigen Kongostroms vordrang, auf einem Boote fast den ganzen Strom bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ocean hinabfuhr und so durch Länder kam, deren Bewohner noch keinen Weißen gesehen hatten. Sie stürzten sich mit wilder Kampfslust auf Stanley und dessen Gefährten. Da aber diese gut mit Feuergewehren bewaffnet waren, trieben sie die Angreifer mit blutigen Köpfen zurück. Am Ende werden sie ihr Land doch den weißen Männern öffnen müssen und ihrer Macht sich beugen. Das haben wir in Amerika, das haben wir in Australien und auf den Südseeinseln gesehen, und dasselbe finden wir wieder in Afrika aufs neue bestätigt. Das Land wird allerdings von der kaukasischen Rasse besser benutzt und angebaut, Handel und Gewerbe blühen, die Künste und Wissenschaften werden gepflegt, und unser Stamm zeigt seine Überlegenheit aller Orten, wohin er tritt; wohin er aber tritt, zermalmt er auch die Völkerstämme, die er findet, und wenn sie sich noch eine Zeit lang gegen ihn halten, so geschieht das nur in Ländern, wo der Boden selbst oder die Ausdehnung desselben den Weißen Schwierigkeiten in den Weg legt; wie z. B. eben in diesen Sandwüsten Australiens und Afrikas. Wo ihnen dagegen die Eingeborenen nicht ausweichen konnten, wurden sie eben vernichtet, wie wir die Beispiele da auf fast allen amerikanischen Inseln haben, wie wir sie

in nur zu trauriger Art auch auf den afrikanischen Inseln finden.

„Ihr erinnert Euch daran, was ich Euch schon von den Kanariden gesagt habe, nicht wahr? Nun gut, diese wurden von den Spaniern entdeckt und in Besitz genommen; natürlich fragte man die Eingeborenen nicht, ob sie damit einverstanden wären. Als diese sich aber widersetzten und das Christentum nicht gleich annehmen wollten, was sie doch vielleicht gethan hätten, wenn es ihnen durch bessere Menschen gebracht wäre, da wurde ein Vernichtungskrieg gegen sie geführt, der natürlich auf den kleinen Inseln sehr bald mit ihrer Ausrottung endigte.

„Jene früheren Stämme hießen die Guanchen (spr. Wanschen) und müssen ein schönes, kräftiges Volk gewesen sein, das aber keineswegs von Afrika stammte. Wahrscheinlich hatten sich auch hier einzelne jener kühnen Phönizierschiffe her verloren und die Inseln entweder erst bevölkert oder sich auch mit den Ureinwohnern vermischt; die Mumien, die man aber in einer Höhle auf diesen Inseln gefunden hat, zeigen, daß es keine Menschen mit schwarzer Haut und wolligem Haar, sondern von viel lichterer Farbe, mit langem und gelocktem Haar gewesen seien. Einige Gelehrte vermuthen sogar, es seien Vandalen gewesen, ein deutscher Stamm, der sich in Nordafrika ansiedelte."

„Aber was sind Mumien?" fragten die Kinder, die das Wort noch nie hatten erklären hören.

„Mumien, liebe Kinder," sagte der Vater, „nennt man die Leichen, die man besonders in ägyptischen Grabmälern aufgefunden hat, und die so künstlich und fest einbalsamiert oder getrocknet waren, daß sie sich

Tausende von Jahren in ihrer Gruft gehalten haben, ohne zu verwesen. Und solche Mumien hat man in großer Anzahl in einer Höhle auf einer der Kanarischen Inseln gefunden. Jedenfalls war diese Höhle der gewöhnliche Begräbnisort gewesen, wo die Gestorbenen aufgestellt wurden, und es hat sich dadurch jenes kräftige Geschlecht, das nur der Übermacht und dem Verrat der Spanier weichen mußte, wenigstens noch in seinen Überresten erhalten.

„Übrigens liegt auch die Vermutung nicht fern, daß die früheren Bewohner dieser Inseln aus Ägypten stammen, denn noch manche andere Überbleibsel außer diesen Mumien, wie z. B. pyramidenförmige Grabdenkmale, deuten darauf hin. Wie gesagt, sie konnten aber auf den kleinen Inseln den Eroberern nicht lange ausweichen, und auch der letzte von ihnen ist untergegangen.

„Jetzt gehören die Kanariden zu Spanien, ausgenommen die nördliche Gruppe derselben mit Madeira, welches ebenso wie die Kapverdischen Inseln mit den Azoren noch unter portugiesischer Herrschaft steht. — Die Azoren müssen wir aber eigentlich zu Europa rechnen, denn sie liegen nicht allein näher nach dem europäischen wie dem afrikanischen Kontinent, sondern auch in einer Breite mit dem ersteren.

„Ganz entschieden zu Afrika gehört aber noch die sehr große und bedeutende Insel Madagaskar, an der Südostküste Afrikas, und das Gebirge, das Ihr von Norden nach Süden die Insel durchschneidend darauf angegeben findet, teilt auch die Bevölkerung in zwei verschiedene Rassen.

„Auf der westlichen Hälfte gehören nämlich die Bewohner dem äthiopischen Stamm an, während sich auf

der östlichen Hälfte die Malayen augenscheinlich mit den früheren Eingeborenen vermischt haben. Sie eroberten eben diese Küste, wie sie alle übrigen Inseln des Archipels in Besitz nahmen. Die Bewohner der Ostküste Madagaskars sind deshalb auch viel lichter von Farbe, und ein weit rühriger und tüchtigerer Menschenschlag, so daß es den Europäern, trotz vielfacher Angriffe, noch immer nicht gelungen ist, dort festen Fuß zu fassen. Franzosen und Engländer haben schon mehrfach, einmal sogar gemeinschaftlich, versucht, die Insel zu erobern. Die Eingeborenen haben sie aber immer tapfer zurück gewiesen und bilden noch ein selbständiges, unabhängiges Reich, das gegenwärtig von einer Königin aus ihrem alten Fürstenstamme regiert wird.

„Die andere Gruppe östlich von Madagaskar gehört ihrer Lage nach allerdings auch noch zu Afrika, der sonstigen Vegetation und den Bewohnern nach aber schon mehr zum ostindischen Archipel, denn vorzüglich wird dort Zucker und Kaffee wie jede Gewürzart gebaut, die nur auf den Molukken, den berühmtesten Gewürzinseln, fortkommt. Entdeckt wurden diese Inseln schon im Jahre 1507 auch durch die Portugiesen, deren Seefahrer am thätigsten in diesen Meeren waren. Später gingen sie dann an die Holländer über, und im Jahre 1642 nahmen die Franzosen von den Maskarenen, wie die Gruppe genannt wird, Besitz."

„Aber eine der Inseln ist doch rot gemalt," sagte Fritz.

„Allerdings," erwiderte der Vater, „weil die Engländer in dem Krieg mit Napoleon I. eine Flotte hierher sandten, die östlichste Insel, welche die Franzosen **Isle de France** nannten, zu erobern. Nachdem Frieden

geschlossen war, behielten sie dieselbe auch und nannten sie wieder Mauritius, welchen Namen ihr früher die Holländer gegeben hatten. Maskarenen-Inseln sind sie nach ihrem ersten portugiesischen Entdecker Maskarenhas genannt."

„So, liebe Kinder, hätten wir uns jetzt den ganzen afrikanischen Weltteil nach allen Seiten hin betrachtet und seine Bewohner ein wenig kennen gelernt. Welche Wichtigkeit aber Afrika überhaupt für uns hat, werdet Ihr erst einsehen, wenn Ihr etwas Näheres über seine Produkte erfahrt."

„All unser Elfenbein bekommen wir daher, nicht wahr? Papa," fragte Marie.

„Einen sehr großen Teil wenigstens," erwiderte der Vater, „denn Asien liefert davon auch sehr viel. Übrigens wäre es mir interessant, zu hören, ob Ihr wohl wißt, was wir hier, die wir doch einen ganz einfachen Haushalt haben, von fremden Ländern gebrauchen."

„Nun," meinte Fritz, „das ist erstlich das Elfenbein." —

„Halt, nicht so rasch," unterbrach ihn aber der Vater, „überlegt Euch doch das besser und schreibt es Euch am liebsten ein wenig auf; morgen will ich dann sehen, ob Ihr auch ein Auge für die Dinge habt, die um Euch und in Euerer nächsten Nähe liegen."

„Und heute?" sagte Marie.

„Wollen wir zu Bett gehen," lautete die Antwort, „denn es ist heute später geworden, als ich gedacht, und das Kapitel über die afrikanischen Produkte viel zu reichhaltig, um es noch nebenbei mit abzumachen."

Viertes Kapitel.

Die Produkte Afrikas.

Am nächsten Abend konnten die Kinder kaum die Zeit erwarten, in welcher der Vater zu ihnen kommen würde, denn beide hatten sich zusammen die größte Mühe gegeben, alles Mögliche zusammenzufinden, was sie in ihrem Haushalt gebrauchten. Sie glaubten da auch schon sehr bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben und jubelten dem Vater entgegen, daß sie alles ganz genau wüßten.

„So?" sagte dieser, während die Mutter den Thee hereinbrachte und einschenkte, „so laßt denn einmal hören, was Ihr herausgefunden habt. Du fängst an, Fritz."

„Also das Elfenbein," sagte dieser, indem er den Finger an die Nase legte.

„Das ist aber keine neue Entdeckung," meinte der Vater, „denn das haben wir schon gestern Abend herausbekommen. Doch gut, wir wollen damit beginnen. Das Elfenbein, das bei uns so allgemein geworden ist, daß wir es sogar zu Messergriffen verwenden, kommt also aus Asien oder Afrika. — Hierbei muß ich Euch aber auch noch sagen, daß in Afrika ein Baum wächst, dessen Samenkapseln ein vegetabilisches Elfenbein, d. h. ein Elfenbein enthalten, das aus dem Pflanzenreich gewonnen wird, also auf dem Baum entsteht. Es ist ziemlich stark und fast so hart wie das vom Elefanten, aber doch nicht so dauerhaft. Aber was hast Du jetzt gefunden, Marie?"

„Der Zimt und die Vanille im Thee," rief Marie.

„Schön, wo kommt der Zimt und die Vanille her? — das müßt Ihr immer gleich dazu setzen."

„Der Zimt von den Gewürzinseln," sagte Marie, „und die Vanille — die Vanille auch."

„Nein," rief aber Fritz — „die Vanille von Süd-Amerika."

„Sehr gut," nickte der Vater — „und was weiter?"

„Pfeffer und Muskatnuß von den Gewürzinseln," sagte Fritz.

„Gut! Ihr hättet da im allgemeinen gleich Gewürze sagen können, denn es giebt deren noch mehr; aber damit sind wir noch nicht fertig."

„Der Thee kommt von China!" rief Marie.

„Und der Kaffee von Brasilien und Asien," rief Fritz.

„Sehr gut! und der Zucker? — denn wir verbrauchen hier keinen Runkelrübenzucker."

„Der kommt von Amerika, Asien und Afrika." —

„Sag' überhaupt aus den heißen Ländern," meinte der Vater, „denn Zucker wird fast überall, in jedem warmen Klima gebaut, da das Zuckerrohr sogar einen leichten Frost vertragen kann, wenigstens wenn es erst einmal reif ist. Aber damit sind wir noch lange nicht fertig."

„Und wo kommt der Reis her?" fragte die Mutter.

„Von Asien," rief Fritz schnell.

„Oder auch von Nord-Amerika," schaltete der Vater ein, „denn in den südlichen Staaten der Union wird außerordentlich viel und sehr guter Reis gebaut und verschickt."

„Und die Chokolade haben wir auch noch nicht erwähnt," sagte Marie, — „die wächst auch in Amerika oder in den heißen Ländern."

„Und weiter?"

„Ja, weiter weiß ich nichts mehr," sagte Fritz, „das andere wird doch wohl alles bei uns im Lande gemacht."

„Der Sago auch?" fragte die Mutter.

„Nein," rief Fritz rasch, „der kommt von der Sago-Palme aus Asien, weiter weiß ich aber nichts."

„So?" sagte der Vater, „und woher kommt das Licht, das hier vor uns auf dem Tische steht?"

„Ja so;" sagte Fritz, „das ist ein Spermacetilicht."

„Und der Spermaceti?"

„Kommt von dem Spermfisch oder, — nicht wahr, Papa, er hatte doch noch einen Namen?"

„Sogar zwei," sagte der Vater, „Cachelot oder Pottfisch, und das beste Spermaceti sitzt bei ihm im Kopfe in einem sehr großen Beutel, in dem es vollkommen flüssig ist und wie Öl aussieht. Sobald es aber erkaltet, wird es weiß und hart. Das Licht also, von denen Ihr wohl schon Hunderte in der Hand gehabt, ohne sie weiter zu beachten, ist uns hier etwas ganz Gewöhnliches geworden, weil wir es eben fortwährend im Gebrauch haben, und doch ist die Baumwolle dazu, aus welcher der Docht gemacht ist, erst von Amerika zu uns herüber geschafft, während der Spermfisch, der uns das Spermaceti dazu lieferte, indessen vielleicht noch bei Tahiti oder den Marquesas-Inseln herumschwamm. Das Öl, das jetzt fast allgemein in den Lampen verbrannt wird — Erdöl oder Petroleum ge-

nannt, weil es aus der Erde hervorquillt, beziehen wir aus Amerika, Asien und auch aus Europa." —

„Aber weiter wüßte ich nichts mehr," sagte Marie.

„In der That?" meinte der Vater, „dann schlag doch einmal das Klavier auf und sieh Dir das an."

„Ja, da sind die Elfenbeintasten," meinte Marie, „aber die haben wir schon."

„Gut, aber da ist noch mehr; die schwarzen Tasten sind von Ebenholz, einer herrlichen Holzart, die ebenfalls von Afrika kommt; das kleine Schild da drüben aber ist von Perlmutter, wahrscheinlich aus der Südsee, woher wir Massen von Perlmutterschalen bekommen, während das Holz von der Außenseite woher stammt?"

„Ach ja!" rief Fritz, „das ist Mahagoniholz und kommt von Mittel-Amerika oder von Süd-Amerika."

„Nun seht, liebe Kinder," sagte der Vater, „da braucht Ihr also nur dies Instrument zu nehmen, an dem Ihr alle Tage spielt. Trotzdem habt Ihr aber wohl noch nie daran gedacht, daß fünf Weltteile dazu beisteuern müssen, das Material oder die rohen Erzeugnisse dazu zu liefern."

„Fünf?" fragte Marie erstaunt.

„Allerdings fünf, wenn wir nämlich annehmen, daß das Elfenbein von Asien und das Perlmutter aus der Süd-See kommt, denn derlei Dingen kann man es eben nicht gut ansehen, woher sie stammen; das Ebenholz aber kommt von Afrika, das Mahagoniholz von Amerika und die Saiten und das übrige Holzwerk haben wir hier in Europa selber.

„Aber das ist noch lange nicht alles, was wir von fremden Produkten brauchen. Die Seide, die wir tragen, oder die zum Nähen und Sticken benutzt wird, kommt

aus dem südlichen Frankreich oder aus Italien, — das Leder, aus dem unsere Stiefel verfertigt werden, teils aus Amerika, teils aus Afrika, von wo eine Unmasse von Häuten verschickt werden. Eben daher bekommen wir auch das Horn zu unseren Kämmen und Hornarbeiten, da wir hier lange nicht so viel selber ziehen, als wir verbrauchen, und das Schildpatt, woraus unsere Kämme gemacht sind, hat vielleicht noch vor einigen Jahren eine alte Riesenschildkröte auf dem Rücken getragen. Der Gummi, womit die Briefmarken aufgeklebt werden, kommt entweder von Arabien, — sein Name ist Gummi arabicum, — oder noch häufiger von der Westküste Afrikas. — Fast jede Medicin, die wir brauchen, beziehen die Apotheker aus südlichen Ländern; alle Farben, mit denen wir färben, kommen aus verschiedenen Weltteilen, — die Farbehölzer meist aus Amerika, Indigo aus Asien, Afrika und Amerika, Cochenille aus Amerika und Asien, auch von den Kanarischen Inseln, die wir zu Afrika zählen wollen. Ja sogar das, was bei uns den unbedeutendsten Wert hat, die Korkstöpsel, beziehen wir von Italien, Spanien oder den Azoren, und sie müssen eine lange Reise machen, um zu uns zu gelangen.

„Seht, Kinder, so stehen wir mit fernen Weltteilen, ohne daß wir es oft selber wissen, fortwährend in genauer und steter Verbindung, die nur allein durch den Kaufmann unterhalten wird. Der Kaufmann ist daher auch das eigentliche Bindeglied in der Welt, das die Nationen einander näher hält, denn wenn z. B. Europa gar nichts von Amerika, Amerika aber auch eben so wenig von Europa brauchte, so würden sich die beiden Weltteile außerordentlich wenig um einander bekümmern

und zuletzt ganz fremd werden. Auf der Welt ist es aber nun einmal so eingerichtet, daß wir alle einander brauchen müssen, daß jeder Mensch, so unabhängig er anscheinend dasteht, so reich er sein mag, doch trotzdem den Nebenmenschen nicht entbehren kann und ohne ihn hilflos und verloren sein würde. Dadurch aber gerade, daß wir einander gebrauchen, lernen wir auch einander lieb gewinnen und fühlen uns verlassen, wenn wir allein sein müssen; dadurch gerade, daß wir unsere Besitztümer gegeneinander austauschen können, bleiben wir in einem lebendigen, gegenseitigen Verkehr und sind nie der Gefahr ausgesetzt, daß dieses rege Treiben einmal stocken könne."

„Wir tauschen aber doch keine Besitztümer gegeneinander aus, Papa," lachte Fritz, „das thun doch wohl nur noch die Indianerstämme."

„Zu den Indianern gehören wir dann ebenfalls, mein Kind," erwiderte der Vater, „denn wir treiben auch hier bei uns einen fortwährenden und ununterbrochenen Tauschhandel."

„Tauschhandel?" riefen die Kinder erstaunt, — „aber womit und mit wem?"

„Womit? mit allem was wir brauchen, und mit wem? mit den Kaufleuten."

„Aber wir bezahlen sie doch mit barem Gelde."

„Zugegeben, aber was ist Geld anders als ein gewöhnlicher Tauschartikel, der nur einen gesetzlich bestimmten und nicht wechselnden Wert hat, — ja das Papiergeld in manchen Ländern kann das nicht einmal von sich sagen, da es im Preise steigt und fällt, wie eine Anzahl Häute ihren Wert wechseln würde. Deshalb

tauschen wir ein Geldstück nur gegen die Waren ein, die wir brauchen."

„Aber ich dachte, Tauschhandel —"

„Du hast ganz recht," unterbrach ihn lächelnd der Vater," eigentlich verstehen wir unter Tauschhandel auch nur das gegenseitige Einwechseln verschiedener Waren, wobei man dem etwaigen Wert nahe zu kommen sucht. Genau genommen ist aber das Bezahlen mit Geld auch nichts weiter wie eben ein Tauschhandel, und in manchen Gegenden Afrikas zahlen sie z. B., als ob es Münzen wären, gewisse nach einer bestimmten Form gefertigte Glaskorallen oder auch kleine Muscheln, und im ostindischen Archipel in den Bergen den roten, sehr harten Kern einer Akazie. Selbst unsere Kaufleute in Deutschland treiben, wenn wir der Sache ganz genau nachgehen wollen, auch eigentlich nur Tauschhandel, denn sie geben nur Waren gegen Waren. Z. B. will sich der Tuchhändler ein Sopha kaufen; der Mann, der die Sophas verkauft, braucht aber in dem Augenblick kein Tuch, sondern irgend etwas anderes, vielleicht ein paar Stiefel, während der Schuhmacher kein Sopha nötig hat; da verkauft der Tuchhändler sein Tuch an jemand anderes, der es braucht, für Geld und giebt das Geld dann dem Mann, der die Sophas verkauft für sein Sopha, während dieser wieder dem Schuhmacher das Geld bringt, um Stiefel dafür zu bekommen, So dient das Geld, wie Ihr seht, als Vermittlung beim Tauschhandel und ist dadurch gewissermaßen selber zu einer Ware geworden, mit der man Handel treibt.

„Aber wir kommen ganz von dem ab, was ich Euch heute erzählen wollte: nämlich, welche Produkte in dem

großen Weltteil erbaut oder gewonnen und zum Handel mit den übrigen Nationen verwendet werden.

„Nun wißt Ihr schon aus den übrigen Weltteilen, daß ein noch wenig kultiviertes Land auch wenig mehr als Rohprodukte ausführen kann, während wir in Europa fast nur Rohprodukte einführen und die daraus gearbeitete Ware dann wieder versenden. So bekommen wir Baumwolle, Metalle, Seide, Horn, Elfenbein, Häute, Farbehölzer &c. &c. &c., unsere Handwerker verarbeiten diese Rohprodukte zu künstlichen Fabrikaten, und dann schicken wir das daraus Gefertigte wieder in die Welt hinaus.

„Afrika dagegen liefert fast nichts als Rohprodukte, und die hauptsächlichsten davon sind Gold, Elfenbein, Horn, Häute, Baumwolle, Straußfedern, Gummi, Ebenholz, Früchte und — Sklaven, leider Gottes einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Landes.

„In den nördlichen Staaten werden einige der Rohprodukte aber auch schon verarbeitet, und wir bekommen z. B. das feinste und schönste Leder, das wir Maroquin nennen, aus der Berberei, wo es so vortrefflich gegerbt und gefärbt wird. Schon der Name zeigt an, daß es vorzugsweise aus Marokko stammt.

„Marokko ist aber keineswegs der civilisierteste Staat Afrikas, sondern die beiden Länder, die auf diese Ehre den größten Anspruch machen können, sind jedenfalls Ägypten und die Kap-Kolonie, — wenigstens thut die letztere jetzt ihr Möglichstes, ein thätiges und industrielles Leben in der Südspitze Afrikas zu erwecken, was dann immer mehr Kolonisten hinziehen und das Reich vergrößern und stärken würde.

„Ägypten ist jedenfalls das glücklichst gelegene Land

in ganz Afrika, denn im rechten Mittelpunkt zwischen dem ganzen afrikanischen, asiatischen und europäischen Handel hat es einen außerordentlich fruchtbaren Boden und einen großen, schiffbaren Strom, den Nil, der das ganze Land von Süden nach Norden durchfließt. Ägypten erzieht auch Reis, Weizen und Baumwolle, nicht allein für den eigenen Bedarf, sondern auch noch für die Ausfuhr, und scheint bis jetzt das ältest bewohnte, wenigstens ältest kultivierte Land der ganzen bekannten Erde zu sein.

„Ägypten hat nicht allein durch die jährlichen Überschwemmungen des Nils ein außerordentlich fruchtbares Land, auf dem sich fast alles im reichsten Maße ziehen läßt, sondern auch eine sehr thätige Bevölkerung, die allerdings auf das bunteste gemischt ist. Das Land selber steht unter einem Vizekönig, denn der Sultan in Konstantinopel ist der eigentliche Herrscher oder Oberherr. Der vorige Vizekönig (Khedive genannt) that aber sehr viel zur Verbesserung der Industrie; eine Menge der verschiedenartigsten Fabriken sind angelegt, und Ägypten richtet sich in seinen Verbesserungen und natürlich sehr zu seinem Vorteil immer mehr nach dem benachbarten Europa. Von Kairo nach Suez geht sogar, wie ich Euch schon früher gesagt habe, eine Eisenbahn, um den Landweg durch die wüste Landenge rasch zurücklegen zu können und für die Schiffe ist ein Kanal gegraben, der das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindet.

„Ägypten ganz entgegengesetzt, nicht allein in seinen Breitegraden, sondern in seinen sämtlichen Verhältnissen, liegt unten an der Südspitze Afrikas die Kap-Kolonie, mit einem Klima, das dem südlichen Europa, Italien und Spanien am nächsten kommt, und wo das Haupt-

produkt ein ganz vortrefflicher, aber sehr starker Wein ist, — der Kapwein.

„Der Haupterwerbszweig jener Gegend ist aber immer noch, außer dem Weinbau, die Viehzucht und deshalb auch die Hauptausfuhr von Hörnern und Häuten, also solchen Produkten, die eben nur das Tierreich liefert. Übrigens geben schon die Namen der verschiedenen Küsten einen ganz guten Überblick über das, was Afrika ausführt oder vielmehr, was fremde Schiffe an seine Ufer lockt. So finden wir an der Westküste die Pfeffer-Küste, die Elfenbein- oder Zahn-Küste, die Gold-Küste, die Sklaven-Küste.

„Natürlich haben sich dort auch die meisten Europäer angesiedelt, trotzdem daß das Klima gerade an der Westküste außerordentlich ungesund und für den Europäer oft tötlich ist. Engländer, Holländer, Spanier, Franzosen uud Portugiesen ließen sich in jenen Distrikten nieder, um hauptsächlich Handelsstationen zu unterhalten und die Produkte des Innern von den Negern für andere, ihnen gebrachte Waren einzutauschen.

„Dabei haben bis jetzt besonders Engländer und Deutsche versucht, in das Innere vorzudringen, denn an der Küste wohnen schon viel Europäer, und weiter im Lande ließe sich Gold, Elfenbein und manches andere afrikanische Produkt gewiß viel billiger kaufen. Man hat auch in neuerer Zeit mehrere nicht unbedeutende Ströme aufgefunden und andere, die man schon kannte, höher hinauf befahren, und dadurch ist mit vielen, bis dahin unbekannten Völkern eine Handelsverbindung angeknüpft worden. Aber überall durch das Innere ist man doch noch nicht gekommen, und es wird schon noch einige

Jahrzehnte dauern, bis man ein genaues Kartenbild zeichnen kann.

„Nun seht Euch einmal die Karte von Afrika an. Da fließt ein großer Strom nach Norden und wieder einer und noch einer nach Westen. Wie heißen diese?"

Fritz antwortete rasch: „der Nil, der Kongo und Niger."

Und der Vater fuhr fort: „Von diesen drei Hauptströmen Afrikas, dem Nil, dem Kongo und Niger hat man die Quellen erforscht und kennt nun fast das ganze Flußgebiet derselben.

„Gerade die großen Ströme sind aber in einem so ausgedehnten Lande ungeheuer wichtig, da auf ihnen am leichtesten die Produkte des Innern nach der Küste geschafft werden können. Wo man sie nicht hat, muß natürlich alles per Achse, das heißt auf Wagen, fortgefahren und da das wegen der Wälder und Sümpfe nicht möglich ist, auf den Schultern der Träger fortgeschafft werden. Es läßt sich denken, um wie viel das die Güter verteuert. Dazu sind die Wege natürlich auch nicht so hart und glatt, wie bei uns, sondern es geht Wochen lang durch Wüste und Steppe mitten hindurch, Berge hinauf und hinunter, durch Wälder und Sümpfe, wie man sich gerade die Bahn brechen kann.

„Gleiche Bedürfnisse verlangen dabei gleiche Aushülfen, und wie wir in Süd-Amerika gesehen haben, daß die Fuhrleute kleine, sehr hochräderige Karren haben, vor welche sie vier und fünf Paar Ochsen spannen, so haben die Fuhrleute in der Kap-Kolonie ebenfalls nicht übergroße Wagen, vor denen aber nicht selten zehn bis sechzehn, ja zwanzig Joch Ochsen ziehen.

„Da wir übrigens noch einmal zum Kap zurückgekommen sind, muß ich Euch doch auch von einer Sage

erzählen, welche die Schiffer seit langen, langen Jahren von jener Küste sich erzählen. Ist Euch schon jemals des Name des „Fliegenden Holländers“ genannt worden?“

„Ja, Papa,“ sagte Fritz, „das soll ein Gespensterschiff sein, nicht wahr?“

„Allerdings,“ nickte der Vater, „so meinen wenigstens die abergläubischen Leute, die auch bei uns immer gern Gespenster sehen möchten. Nun giebt es aber deren keine auf dem festen Lande, wie Ihr wißt, und so wird es auch wohl mit dem Gespensterschiff sein Bewenden haben müssen. Die Matrosen erzählen sich aber, daß dort, gerade an der Spitze von Afrika, also am Kap der Guten Hoffnung, wo gewöhnlich sehr heftige Stürme wehen, ein gespenstiges Schiff auf- und absegelt, ohne sich im geringsten an den Wind zu kehren. Sie meinen nämlich, es könne gerade so gut mit wie gegen den Wind anfahren, und wenn es erscheine, dann bringe es Unglück und oft den Tod.“

„Und sollen auch Menschen auf dem Schiff sein?“ fragte Fritz.

„O ja,“ sagte der Vater, „man behauptet, daß ein Kapitän Barend Focke mit seiner Mannschaft in dem Geisterschiff segele, weil er früher übernatürliche Kräfte benutzt habe, um mit seinem Schiff recht schnelle Reisen zu machen. Die Sache ist aber sehr natürlich erklärt. Der Barend Focke hat wirklich gelebt und war seiner Zeit ein sehr kühner Seemann, der sich nicht so ängstlich mit seinem Schiff zeigte, sondern auch bei heftigem Wind seine Segel stehen ließ, wie es die Schiffe jetzt überhaupt alle thun, und deshalb sehr rasche Reisen machte. Darüber waren die anderen Seeleute neidisch und sagten, der Teufel stehe ihm bei; solche Schwach-

köpfe schieben gewöhnlich bei allen Gelegenheiten den Teufel vor. Als Barend Focke später bei einer Reise um das Kap der Guten Hoffnung einmal spurlos verschwand, weil er wahrscheinlich zu keck geworden war und zu sehr auf seine Geschicklichkeit und sein Glück vertraute, da meinten sie wieder, der Teufel habe ihn jetzt geholt, und er müsse nun dort am Kap der Guten Hoffnung ewig herum kreuzen.

„Hier und da wollen auch wohl andere Schiffe diesen Fliegenden Holländer gesehen haben und erzählen sich davon gräßliche Geschichten; Ihr wißt aber, liebe Kinder, daß, wenn Jemand furchtsam ist, er im Dunkeln allerlei Sachen zu sehen glaubt, die gar nicht da sind, während der Beherzte, wenn er gerade auf so etwas, was ihm fremd scheint, zugeht, sehr leicht herausfindet, was es eigentlich ist. So hat sich schon mancher vor einem in einer dunklen Stube hängenden Handtuche gefürchtet, weil er glaubte, daß es eine weiße Gestalt sei. Lief er fort, so schwor er nachher, er hätte ein Gespenst gesehen, ging er aber gerade darauf zu, so fand er, daß es weiter nichts als ein Handtuch war.

„Doch wir kommen zu weit von unserer eigentlichen Erzählung ab, denn ich wollte Euch ja doch eigentlich nur die afrikanischen Produkte nennen, die übrigens gar nicht etwa so sehr mannigfaltig sind. Wäre das Land durchaus kultiviert, so könnte es freilich alles hervorbringen, was eben ein heißes und gemäßigtes Klima hervorbringen kann. Das wird aber immer noch Jahrhunderte dauern, bis der Ackerbau den Sklavenhandel verdrängt hat, und bis das nicht geschieht, müssen sich die Europäer mit dem begnügen, was ihnen die Natur dort bietet, und was auch reichhaltig genug ist.“

„Aber sage doch, Papa?“ fragte Fritz — „das Gummi, das wir aus Afrika bekommen — schwitzt denn das auch so aus Bäumen aus, wie das Gummi elasticum in Amerika?“

„Doch nicht, mein Kind,“ sagte der Vater — „das Gummi elasticum wird durch Anbohren des Baumes gewonnen, indem nachher ein milchiger Saft aus dem Stamme läuft und an der Luft zu einer zähen, elastischen Masse erhärtet. Dieses Gummi arabicum aber schwitzt von selber aus Sprüngen in der Rinde heraus, ähnlich etwa wie das Harz an unseren Kirschbäumen. Der eigentliche Gummibaum ist eine Akazienart, die besonders häufig an der Westküste Afrikas, aber weiter im Innern drin und in verschiedenen Oasen am Südrande der Sahara wächst. Jenes Gummi heißt deshalb, weil es auf solchen Stellen gedeiht, die von den Zuflüssen des Flusses Senegal bewässert werden, Senegal-Gummi. Die Akazienart, aus der es stammt, sieht rauh und verkrüppelt aus, die Zweige sind dornig und die Blätter von trockener, schmutzig grüner Farbe. Zu einer gewissen Zeit im Jahre nun springt die Rinde auf, und das Harz quillt in durchsichtigen, klaren Tropfen daraus hervor, um alsbald an der Luft zu erhärten. Die Gummiernte fällt in den Monat Dezember, und die benachbarten Maurenstämme eilen jetzt in diese Gummiwälder, wo schon jeder seinen festen und abgezeichneten Distrikt besitzt. Das Gewonnene wird nachher in lederne Säcke und auf die Kamele gepackt und ohne weiteres an die Küste geschafft und zwar nach einem Hafen Portendic, den die Franzosen dort oben in Besitz haben.

„Eine andere nicht unbedeutende Ausfuhr eines vollständigen Naturproduktes findet von den diesem Ort

ziemlich gegenüberliegenden Kapverdischen Inseln oder den Inseln des Grünen Vorgebirges statt. Die Inseln selbst bringen allerdings nicht viel hervor und müssen das Getreide sogar, das sie brauchen, teils von den Kanariden, teils von Brasilien beziehen. Den besten Ertrag liefern aber die kleinsten, die vollkommen dürr und fast strauchlos sind und auch nichts hervorbringen könnten, einen Menschen am Leben zu erhalten?"

„Aber was kann man von denen holen?" fragte Marie verwundert.

„Salz," erwiderte der Vater. „Durch ihre Lage werden sie begünstigt, das in dem Seewasser enthaltene Salz zu gewinnen. Sie sind nämlich flach am Ufer und kahl, und weite, flach ausgegrabene Watten oder Gruben, die man noch künstlich hergerichtet hat, ermöglichen es den sich damit beschäftigenden Leuten, das Seewasser bei hoher Flut darin aufzufangen, wo es in der Sonne nachher verdunstet und nur das Salz darin zurückläßt."

„Aber wohin bringen sie denn das mit ihren Schiffen, Papa?" fragte Fritz, „denn Seewasser mit Salz darin hat man doch überall in der Welt."

„Allerdings," sagte der Vater, „aber erstlich verdunstet das Wasser davon nur in einem heißen Lande so rasch, und dann hat man auch nicht überall Gelegenheit, das Seewasser in solche weite Behälter zu leiten, um das Wasser vom Salz abdunsten zu lassen. So geht z. B. das meiste auf diesen Inseln gewonnene Salz nach Buenos Ayres in den La Plata-Staaten in Südamerika, wo, wie Ihr Euch wohl noch erinnern werdet, starke Viehzucht getrieben wird. Allerdings fließt an der Küste der La Plata-Staaten ebenfalls das

Meer, aber erstlich ist es dort nicht so heiß, dann haben sie auch nicht die Gelegenheit, das Seewasser zu sammeln, und jedenfalls würde ihnen dort diese Arbeit so viele Kosten verursachen, daß sie es billiger von den Kapverdischen Inseln beziehen können. Damit salzen sie nachher das Fleisch ein, das sie getrocknet nach Brasilien und anderen Weltteilen verschicken, ja sogar die Häute, damit sie besser halten und nicht verderben.

„Aber ich sehe zu meinem Erstaunen, daß es heute schon sehr spät geworden ist, und doch glaubte ich gerade heute, bald damit fertig zu werden, Euch die Produkte Afrikas zu nennen, eben weil sie so wenig mannigfaltig sind. Manches Interessante und Neue haben wir aber trotzdem in jenem Weltteil gefunden, in den man jetzt von allen Seiten bemüht ist, einzudringen; und sind noch nicht einmal damit fertig. Während ich Euch also morgen die hervorragendsten Pflanzen und Bäume nennen werde, sehen wir uns dann auch vielleicht einmal genötigt, eine Jagdtour zu unternehmen, um mit den wilden Tieren dort ein wenig näher bekannt zu werden."

„Ei, das ist herrlich, Papa!" rief Fritz rasch; „und dann schießen wir einen Löwen und einen Elefanten."

„Ja," sagte der Vater, „und den letzteren lassen wir ausstopfen und stellen ihn auf Deine Kommode."

„Aber, Papa, der wäre doch zu groß," rief Fritz.

„Findest Du wirklich?" lachte der Vater, „nun gut, dann setzen wir ihn lieber in den Hof, oder überlassen sein Fleisch noch besser den Wüstengeiern und Hyänen und nehmen nur die großen, kostbaren Stoßzähne mit. Aber für heute ist's, wie gesagt, genug, und morgen wollen wir vor allen Dingen einen Baum kennen lernen, der, wenigstens für den Norden Afrikas, der Lebens-

baum ist und die Wüstenstämme mit seiner süßen, herrlichen Frucht erhält."

„Und wie heißt der Baum, Papa?" fragte Marie.

„Gedulde Dich bis morgen," sagte lächelnd der Vater, „und dann werde ich ihn Euch genau beschreiben. Ihr selber kennt ihn aber schon, habt wenigstens schon von seinen Früchten gegessen."

„Aus Afrika?" riefen die Kinder erstaunt.

„Allerdings aus Afrika," bestätigte der Vater; „also überlegt Euch die Sache ein wenig."

Fünftes Kapitel.

Pflanzen und Bäume.

„Nun?" sagte der Vater am nächsten Abend, „habt Ihr herausbekommen, was für einen Baum ich meinte?"

„O, gewiß, Papa!" rief Fritz rasch, „die Dattel."

„Gut! aber wie ist das Euch jetzt eingefallen, und warum wußtet Ihr es nicht schon gestern?"

„Oh — ich weiß nicht," sagte Fritz lachend, „aber — weil Du nach einem Baum aus Afrika fragtest, und ich bei der Dattel noch nie an Afrika gedacht hatte, so wurde ich ganz irr."

„Das laß Dir also eine Lehre sein," sagte der Vater, „künftighin nie irgend etwas gedankenlos zu betrachten, besonders nichts, dessen Ursprung Du nicht genau kennst. Eben so wenig, wie Ihr bei einem

unserer gewöhnlichen Spermacetilichter daran gedacht habt, aus welchen Stoffen sie bestehen, und wo diese herstammen, eben so wenig war es Euch auch bei der Dattel eingefallen. Deshalb, wenn Ihr irgend etwas Fremdartiges oder Neues seht, was Ihr noch nicht kennt, und von dem Ihr nicht wißt, woher es stammt, so erkundigt Euch darnach, und Ihr werdet oft durch solche Kleinigkeiten, wenn Ihr den Gegenstand vor Euch habt, aus ein paar kurzen Antworten mehr lernen, als ob Ihr lange Aufsätze darüber läset.

„Die Dattel nun, die Ihr also kennt, und deren Frucht getrocknet selbst bei uns so verbreitet ist, daß Ihr sie bei jedem Kaufmann finden könnt, hat ihre Heimat hauptsächlich im Norden von Afrika und in den benachbarten ostindischen Ländern, wird aber auch südlich vom Äquator und zwar wieder an der Grenze der Tropen, im Innern des Landes wild getroffen.

„Die Dattel wächst auf einer nicht übermäßig hohen, aber sehr schön geformten Palme, die auch Ähnlichkeit mit der Kokuspalme hat, nur daß ihre Blätter weniger kronen-, sondern mehr büschelartig stehen. Sie ist allerdings immer ein sehr schöner und besonders zierlicher Baum, hat aber nicht das Majestätische, welches gerade die Kokuspalme vor allen übrigen Bäumen der Welt auszeichnet. An Nützlichkeit kommt sie ihr aber fast gleich, nur in anderer Art, denn während die Kokuspalme mit ihren Früchten die Durstigen tränkt, nährt die Dattelpalme die Hungrigen mit den ihrigen.

„Die Dattelpalme ist jedenfalls der edelste Baum Afrikas, aber dort nicht überall zu Hause, da sie, obgleich entschieden zum Palmengeschlecht gehörig, doch nicht die heißen Tropen liebt und sich nur in ihrer

vollen Pracht an deren Grenzen zeigt. Für den Araber der Wüste ist aber die Dattelpalme genau das, was die Brotfrucht dem Südseeländer, was der Reis dem Indier, was die Kartoffel dem Europäer, was der Mais dem Amerikaner, was die Fische dem Bewohner der Polarländer, was das Fleisch seiner Herden dem Gaucho ist. Der Araber der Wüsten lebt zeitweilig fast allein von Kamelmilch und Datteln und befindet sich vollkommen wohl dabei.

„Die Dattel wächst übrigens nicht einzeln an Stielen, wie wir sie hier gewöhnlich im Handel sehen, sondern in großen, dichten und sehr schweren Trauben und ist, frisch und reif genossen, eine der herrlichsten Früchte, die man sich nur denken kann.

„Natürlich gedeihen in Afrika auch alle übrigen Palmen, von denen eben nur die Dattelpalme mehr die Nähe der gemäßigten Zone liebt. Die übrigen aber haben wir schon in den vorigen Weltteilen kennen gelernt, und ich möchte Euch deshalb nur noch mit einigen Pflanzen bekannt machen, die eben in Afrika besonders heimisch sind.

„Afrika ist ein Land, in dem die Natur, wie man fast glauben sollte, versucht hat, alles, was nur in der Welt vorkommt und dem Menschen nutzbar ist, auf Bäumen zu ziehen. So existiert dort der Seifen-, Butter- und Talgbaum, die Ölpalme, der Elfenbeinbaum und noch viele andere Gewächse, die auf das mannigfachste verwertet werden können. Vorzüglich nutzbar ist den Eingeborenen aber die Ölpalme, die von ihnen zu den verschiedenartigsten Zwecken benutzt wird. Diese Palme giebt nicht allein Öl, sondern durch Anzapfen auch Wein. Die Nüsse enthalten einen schmackhaften,

sehr öligen Kern; im Wipfel wächst ein delikater Kohl, und aus dem Bast der Palme werden außerdem noch Fischschnüre, Hüte und Körbe verfertigt.

„Kaffee wächst im Osten und Westen an sehr vielen Küsten wild, namentlich in den Landschaften südlich von Habesch (Abyssinien), wo man seine Heimat vermutet. Von da ist er nach der gegenüberliegenden Küste Arabiens gewandert, und der arabische Kaffee galt früher als der beste. Eben so heimisch sind die Baumwollen-, die Indigopflanze und das Zuckerrohr. — Der wichtigste Baum aber, den Westafrika hat, ist der sogenannte Affenbrotbaum oder Baobab, der seinen Namen von einer ziemlich umfangreichen, länglichen und samengefüllten Frucht erhielt. Sie schmeckt sehr angenehm säuerlich und hat etwas dem Pfefferkuchen Ähnliches. Die Eingeborenen essen diese Frucht sehr gern und behaupten sogar, daß sie sich damit gegen verschiedene Krankheiten schützen.

„Den Baobab hielt man, bis jene Riesenbäume in Kalifornien entdeckt wurden, für den größten Baum der Welt, wenigstens ist er der umfangreichste. Seine Höhe erscheint übrigens nicht so beträchtlich, denn er wird kaum höher als etwa 70 Fuß, während es Stämme geben soll, die 30 Fuß im Durchmesser, also 90 Fuß im Umfang haben. Das Holz ist aber wertlos und schwammig und fault sehr leicht.

„Desto fester und wertvoller ist dagegen das Ebenholz, das rabenschwarz und sehr fest und schwer und zu Tischler- und besonders Drechslerarbeiten geeignet ist. Afrika ist die eigentliche Heimat des Ebenholzbaumes, der bei uns überall im Handel ist.“

„Aber, Papa, wie ist denn das mit dem Butter-

baum," fragte Marie, „die Butter kann doch nicht gut auf einem Baume wachsen?"

„Eigentlich sollte man es nicht denken," lächelte der Vater, „aber die Natur oder der liebe Gott weiß manches möglich zu machen, was uns selber unmöglich scheint. Auf dem Butterbaum nun wächst z. B. eine Frucht, die eine Anzahl sehr ölhaltiger Bohnen trägt. Diese Bohnen werden ausgekocht, und das im Wasser aufsteigende Fett schmeckt, abgenommen und erkaltet, genau wie frische Butter.

„Ein anderer Baum wächst auch noch hauptsächlich in Afrika und den benachbarten westlichen Inseln und zwar der Drachenbaum, der einen brillant roten Saft, das sogenannte „Drachenblut", ausschwitzt, welches zu Farben verwendet und in dicken, erkalteten Stücken über die ganze Welt verschickt wird.

„Es versteht sich übrigens von selbst, daß Afrika auch je nach seinem Boden und Klima eine ganz verschiedene Vegetation hat, und Ihr dürft Euch nicht etwa denken, die Palmen wüchsen darin überall. In der wasserlosen Sand-Wüste z. B. wächst gar nichts, kein Strauch, kein Busch, kein Baum, nicht das dürftigste Pflänzchen, und alles ist Sand, roter, entsetzlicher Sand, so weit das Auge reicht. An den Ufern der Flüsse dagegen findet sich wieder das reichste Pflanzenleben, wie es die Sümpfe von Indien nicht üppiger und dichter aufweisen können. Palmen und Schlingpflanzen, Bambus, Schilfgras und Dornen reichen sich dort die Hand und bilden an manchen Stellen Dickichte, durch welche selbst das Wild nicht brechen kann; und wieder verändert sich der Anblick des Landes, wenn man weiter südlich, in die gemäßigte Zone kommt.

„Hier nimmt der Boden fast schon einen europäischen Charakter an, und Limonen, Orangen, Pfirsichen, Citronen, Kirschen, Melonen, Wein und viele andere europäische Pflanzen kommen dort fort. An den Bergen in der Nähe der Kapstadt wächst besonders ein gar nicht tropisch aussehender Baum, der den Stellen, auf denen er sich findet, ein ganz eigentümliches Ansehen verleiht. Es ist dies der sogenannte Silberbaum, der zwar nicht übermäßig groß wird, aber ganz wunderherrliche, lanzettförmige und silberglänzende Blätter trägt. Ein weicher, samtartiger Daun überzieht sie, der besonders in der Sonne blitzt und funkelt und einem solchen Dickicht einen unbeschreiblichen Glanz verleiht.

„Weiter im Innern sind dann wieder große Strecken mit dem Kameldorn, einer Akazienart, bewachsen, dessen Blätter besonders ein Lieblingsfutter verschiedener wilder Tiere bilden; doch von denen erzähle ich Euch später.

„Im ganzen hat eben Afrika, als durchaus tropisches Land, keine von den übrigen Weltteilen abweichende Vegetation. Nur einzelne Baumgattungen sind vorherrschend bald in diesem, bald in jenem Land zu finden, ohne daß wir einen rechten Grund einsehen können, weshalb sie nicht, unter gleicher Breite, überall auf der Welt gefunden werden.

„So kommt die Dattel und der Brotbaum in Amerika wie in Australien gar nicht vor, und letzterer steht selbst auf den Inseln des ostindischen Archipels, im Vergleich zu den nicht so fernen Südsee-Inseln, nur sehr dürftig. Dagegen fehlt in Afrika wieder die Tarowurzel, von der allein Tausende von Menschen in der Südsee leben, und doch würde es viele Stellen an afrikanischen Strömen geben, wo sie mit Vorteil ge-

zogen werden könnte. Doch Gott hat das sehr weise eingerichtet, liebe Kinder, daß jedes Land gerade das zieht, was den Bewohnern, des Klimas wie des Bodens wegen, auch am besten zusagt. Was deshalb bei einem ganzen Volk zur Lieblingsspeise oder Lieblingsgetränk geworden ist, das, darauf könnt Ihr Euch verlassen, ist auch für dasselbe das gesündeste und beste."

„Aber die Kartoffel ist doch nicht bei uns heimisch," sagte Fritz, „und davon leben doch so viele Leute."

„Du hast damit anscheinend ganz recht," sagte der Vater, „und doch beweist gerade die Kartoffel am besten, was ich eben gesagt. Die Kartoffel ist bei uns nicht heimisch, und es wäre vielleicht das beste, daß wir sie auch nie in Deutschland gesehen hätten. Manchen Gegenden mag sie allerdings eine Wohlthat sein, und als Beigericht will ich sie gern gelten lassen; wo sich aber die Menschen allein von ihr ernähren müssen, bleiben sie schwach und kränklich, und im ganzen hat sie schon, so wunderlich das klingen mag, fast eben so viel Schaden wie Gutes gestiftet. Unserem Boden heimisch sind Körner und Hülsenfrüchte, die auch weit mehr Nahrungsstoff enthalten, als die Kartoffel. Die Kartoffel sättigt, aber sie nährt nicht genug in einem Klima, wo eine kalte, gesunde Luft für den Menschen auch den gehörigen Nahrungsstoff verlangt, während sie vielleicht in Süd-Amerika vollkommen ausreichend ist. Außerdem ist sie einer sehr schlimmen Krankheit unterworfen, die sie für den Menschen, wenn sie nicht ganz durch den Krankheitsstoff zerstört wird, ungesund und schädlich macht.

„Doch das alles gehört nicht mehr nach Afrika, und

ich denke, es wird Euch lieber sein, ich erzähle Euch etwas von der afrikanischen Tierwelt."

„Ach ja, Papa," riefen die Kinder, „von den Elefanten und Kamelen und Tigern und Löwen."

„Nur langsam," lächelte der Vater, — „dazu muß ich erst frisch Atem holen, und dann fangen wir vor allen anderen mit dem Kamel, als dem Afrika eigentümlichen Tier, an."

Sechstes Kapitel.

Afrikanische Tierwelt.

„Kein Land der Welt," begann der Vater, „ist so mit wilden Tieren angefüllt wie Afrika; einige Teile von Indien und den indischen Archipel vielleicht ausgenommen. Selbst in diesen tritt aber die Tierwelt nicht so mannigfaltig auf, und vom größten bis zum kleinsten Raubtier hat Afrika seine Exemplare, ja einzelne, die ihm allein eigentümlich sind.

„Das wichtigste von allen ist aber für Afrika ein eben so großes und starkes als zahmes und geduldiges Tier — wie ich Euch schon vorher sagte, das Kamel, und die ungeheure Wüste Sahara würde z. B. gar nicht betreten werden können, wenn der Maure nicht dieses treffliche und unentbehrliche Tier hätte.

„Von Kamelen giebt es zwei Arten, die allerdings beide Kamele genannt werden, aber an sich verschieden

sind. Die eine Art, das eigentliche Kamel oder auch Trampeltier genannt, kommt hauptsächlich in Asien vor und die freie Tartarei oder Turkestan scheint seine besondere Heimat zu sein. Es unterscheidet sich von dem andern dadurch, daß es zwei Höcker hat, während das afrikanische oder das Dromedar nur einen Höcker trägt.

„Zu diesem nämlichen Geschlecht gehört auch das Lama oder Guanako, das wir in Süd-Amerika getroffen haben, und wird auch aus diesem Grund gar nicht unpassend oft die Kamelziege genannt.

„Das eigentliche Kamel wie das Dromedar scheinen aber ganz besonders für diese Gegenden geschaffen zu sein, wo die Natur weite, wasserlose Sandwüsten ausgebreitet hat, und der Mensch ohne dieses nützliche Tier nie im stande sein würde, sie zu durchziehen. Und für den Sand scheint es auch nur geeignet, da es keineswegs harte Hufe, sondern eine feste, schwielige Haut um die Zehen hat, ähnlich wie der Mensch, nur natürlich viel härter.

„Das Kamel oder Trampeltier hat, wie gesagt, zwei Höcker, einen auf den Schultern und einen auf dem Kreuz, und dazwischen kann ein Mensch ganz prächtig und bequem sitzen und reiten. Diese Gattung verträgt auch viel mehr Kälte als das Dromedar und wird ziemlich hoch nach Norden hinauf in den Wüsten der freien Tartarei, also schon vollkommen außerhalb der Wendekreise angetroffen, ja, man beabsichtigt sogar, sie jetzt nach Australien überzuführen, um mit ihrer Hilfe die ungeheure Wüstenstrecke zu durchforschen, aus der das Innere Australiens besteht.

„Das Dromedar liebt dagegen ein heißes Klima, und seine eigentliche Heimat ist Afrika. Es hat nur

einen Höcker, und es sitzt sich deshalb lange nicht so bequem auf ihm, doch wissen die Mauren schon eine Art von Sattel anzubringen und festzuschnallen, und dann läuft das Dromedar auch in einem langen, freilich arg stoßenden Trab blitzesschnell mit seinem Reiter davon. Wenn es sein muß, und es keine besonders schwere Last, vielleicht eben nur den Reiter zu tragen hat, läuft es in einem einzigen Tag bequem seine dreißig Stunden Wegs, also einen ganzen Breitengrad ab und begnügt sich dabei mit sehr dürftiger und mit wenig Nahrung, ja es kann den ganzen Tag aushalten, ohne ein einzigesmal Wasser zu trinken."

„Nicht wahr, Papa," sagte Fritz, „das Kamel ist das Tier, welches den Wasserschlauch im Körper hat?"

„Mein liebes Kind," sagte der Vater, „das ist auch eine von den vielen Sagen, die Ihr noch in alten Naturgeschichten findet, die aber eben nur auf einer Übertreibung beruhen wie viele andere. So soll die Klapperschlange mit ihrem Blick die kleinen Vögel bezaubern, so soll der Löwe dagegen wieder durch den Blick des Menschen besiegt werden und der Gemsjäger, wenn er über die Gletscher seiner Berge gehen will, sich die Fußsohlen aufschneiden, um sich mit dem Blute festzukleben. Ganz ähnlich geht es mit dem Kamel, von dem man sich früher erzählte, daß es zum Vorrat einen großen Schlauch von frischem, reinem Wasser in seinem Körper mittrüge, der viele Tage aushielte, und wenn die Reisenden nahe am Verschmachten wären, dann töteten sie das Kamel und erhielten sich durch diesen Wasservorrat.

„Wenn man sich die Sache ein klein wenig überlegt, kann man auch ohne wissenschaftliche Untersuchung herausbekommen, daß das ganze wenigstens auf einer

bedeutenden Übertreibung beruht. Die Reisenden würden nämlich gewiß nur in der äußersten Not mitten in einer Sandwüste gerade das Tier töten, das allein noch im stande wäre, sie heraus zu tragen, — also doch jedenfalls erst dann, wenn sie schon mehrere Tage gedurstet hätten. Länger wäre das Kamel aber auch nicht im stande, einen Vorrat für sich selber aufzubewahren, der dann natürlich schon vorher aufgebraucht und erschöpft wäre. Es ist auch nicht der Fall, daß diese Tiere reines und für den Menschen trinkbares Wasser in ihrem Magen aufbewahren, und nur das richtig, daß dieser Magen verschiedene Abteilungen hat, in denen sich allerdings das verschluckte Wasser, aber keineswegs rein, erhält, um sich nach und nach den verzehrten trockenen Speisen beizumischen. Nur dem Verschmachten nahe, wäre ein Mensch deshalb wohl auch im stande, das trübe, ekle Naß zu trinken, das er dort vorfände. Dadurch aber gerade, daß sich solche Feuchtigkeit so lange in dem Magen des Kamels und Dromedars erhält, sind diese Tiere im stande, so lange ohne Trinken auszuhalten, und zwei volle Tage sollen sie recht gut laufen können, ohne eines Trunkes zu bedürfen. Dann holen sie aber auch, wenn es irgend geht, das Versäumte wieder redlich nach und trinken so viel, wie sechs Ochsen kaum im stande wären, auf einmal zu sich zu nehmen.

„Dadurch nun, daß dieses Tier eben so trefflich geeignet ist, weite Strecken zurückzulegen und dazu mit magerer Kost und wenig Wasser auszukommen, eignet es sich vortrefflich für die Wüsten Afrikas, und der Araber, dessen bester Freund es ist, nennt es in seiner schönen, bilderreichen Sprache mit vollem Recht das „Schiff der Wüste“, mit dem er von einer der inselähnlich gelegenen

Oasen jenes ungeheuren Sandmeeres zur andern hinüber kann.

„Wie der Lappländer sein Renntier hat, und wie dieses fast alle seine Bedürfnisse befriedigt, genau so ist in der Wüste der Araber auf sein Kamel oder sein Dromedar angewiesen, und nach der Größe der Herden richtet sich der Reichtum des Mannes. Das Fleisch der Tiere wird gegessen; das der Jungen soll sogar ausgezeichnet schmecken; die Milch, obgleich sie einen etwas salzig bittern Beigeschmack hat, gilt als ein vortreffliches und gesundes Nahrungsmittel, ja es wird aus ihr auch noch Butter und eine Art Käse bereitet, und selbst der trockene Dünger des Tieres wird wieder in einem Land, wo es so an Bäumen, selbst an Sträuchern fehlt, als Feuerungsmaterial gebraucht und verbrannt. Aus den Haaren bereiten sie noch ein grobes, aber sehr festes Gewebe, und die Häute der Tiere müssen ihnen Bett und Zelte herstellen.

„Das Kamel ist wohl das einzige gezähmte Haustier, das sich nirgend mehr in der Welt wild findet, denn jene Herden, die noch in den Wüsten von Turkestan umherstreifen sollen, haben alle ihre Herren: die einzelnen Tiere werden nur eingefangen, wenn man sie gerade braucht.

„Wie aber nun im Norden das Kamel das eigentümliche Tier der Wüsten ist, so bewohnt den Süden ein höchst wunderlicher und entfernter Verwandter desselben, den sich die Menschen aber noch nicht haben nutzbar machen können, ausgenommen, daß sie sein Fleisch genießen, — ich meine nämlich die Giraffe, die, wenn auch nicht die größte, doch jedenfalls die höchste aller bekannten Tiergattungen ist. Eine ausgewachsene

Giraffe erreicht nämlich eine Höhe von achtzehn Fuß, von denen der Hals allein, mit dem außerordentlich zarten und zierlichen Kopf, wenigstens sieben Fuß beträgt. Ihr könnt Euch denken, daß ein vierfüßiges Tier mit einem so langen Hals gar wunderlich aussehen muß.

„Die Giraffe heißt in der Sprache der Gelehrten camelopardalis, weil sie viel Ähnliches in ihrem ganzen Wesen wie in ihrer Lebensart und Nahrung mit dem Kamel, durch die gefleckte Haut aber auch mit einem katzenartigen Raubtier, dem Leoparden, hat, — aber wirklich auch nur in der Haut, denn sonst ist sie ein vollkommen gutmütiges und harmloses Tier, das sich, wie gesagt, in dem Innern der südlichen Hälfte Afrikas aufhält und an der Grenze der Wüsten, in jenen weiten, steinigen Steppen, bis an die Grenze der Kap-Kolonie hinunter, familienweise angetroffen wird.

„Die Farbe der Giraffe ist gelblich, das Haar kurz und die Haut überall mit großen, grauen, braunen oder gelbroten, eckigen Flecken unregelmäßig besäet. Auf dem langen Nacken bildet sich eine ganz kurze, kammartige Mähne, und auf dem zierlichen Kopf, aus dem ein paar unendlich gutmütige, aber kluge Augen schauen, stehen zwei kurze, mit Haut überzogene gerade Hörner.

„Die Giraffe nährt sich bloß von Vegetabilien und weidet am liebsten die Zweigspitzen des sogenannten Kameldorns, eine Mimosen- oder Akazienart, ab, frißt aber auch die Blätter anderer Bäume, doch nur höchst ungern Gras. Übrigens sieht es aber sehr plump aus, wenn so ein Tier, das einen solchen Hals auf den Schultern trägt, recht schnell laufen will. Es wirft ihn dann herüber und hinüber und schwankt in einem

fort, als ob es umfallen wollte, rückt aber doch mit seinen langen Beinen ziemlich rasch von der Stelle. Noch mehr wird dies Hin- und Herschwanken aber dadurch befördert, daß diese Tiere im Paß laufen. Habt Ihr schon gehört, was man darunter versteht? — noch nicht? — dann kann ich es Euch mit wenigen Worten erklären, denn es giebt auch bei uns zuweilen Pferde, die den nämlichen Schritt annehmen, ja ich habe selbst Hunde schon auf diese Weise laufen sehen, wenn auch nur in sehr seltenen Fällen. Beim Pferd besonders unterscheidet man, ob es ein Paßgänger oder Traber ist. Beim Trab nämlich setzt das Tier, wie Ihr es jeden Tag hier beobachten könnt, die abwechselnden Füße zugleich auf den Boden, also den linken Vorderfuß und den rechten Hinterfuß, und umgekehrt. Beim Paß aber setzt es die beiden rechten und dann die beiden linken, wodurch es allerdings etwas mehr schwankt, aber doch in keine stoßende Bewegung kommt. Solche Pferde, die, wie man es nennt, Paß gehen, werden deshalb auch gewöhnlich zu Damenpferden benutzt, indem sie sehr rasch laufen können und sich doch sanft und gleichmäßig dabei fortbewegen.

„Nur bei dem übermäßig langen Hals der Giraffe sieht es wunderlich aus, und es giebt kaum einen komischeren Anblick, als ein kleines Rudel dieser Tiere oder eine kleine Herde in voller Flucht über die Ebene dahin brechen zu sehen. Übrigens sind sie sehr scheu, und da es ihnen der lange Hals ermöglicht, eine sehr weite Strecke auszuschauen, so ist ihnen in den offenen Steppen nur ungemein schwer beizukommen.

„Die Giraffe gehört neben Elefant, Rhinoceros, Flußpferd und Krokodil, Riesenschlange, Vogel Strauß

und Walfisch auch noch zu jenen Tieren einer früheren Zeit, welche größere Tierleben hervorbrachte, als die spätere, der Entwickelung des Menschen näher stehende. Es ist ordentlich, als ob sie im Verhältnis gar nicht zu dem Menschen passen, den wir uns doch immer als den Herrn der Schöpfung denken, der aber sehr klein und unansehnlich aussieht, wenn er neben solch einem riesigen Ungeheuer steht. Und doch bewältigt sie der Mensch alle, denn Verstand und Geist, mit dem er ausgerüstet ist, ließ ihn Waffen für seine sonst wehrlosen Hände erfinden. So kann er sich alle diese Tiere, wie sie auch heißen, wie stark und groß sie auch sein mögen, entweder dienstbar machen oder sie wenigstens töten, wenn sie ihm gefährlich werden sollten, oder wenn er ihr Fleisch gebraucht.

„Der Mensch ist aber auch gleich von Haus aus durch die Natur darauf hingewiesen worden, die ihm fehlende Wehr auf künstliche Weise zu ersetzen. Denn wenn wir ihn, wie er erschaffen wurde, selbst dem kleinsten Raubtiere gegenüber stellen, so könnte er keinen Kampf mit ihm wagen, ohne die schwersten Verletzungen davon zu tragen. Es giebt kaum ein hilfloseres Geschöpf als ein kleines Kind, das jahrelang der sorgsamsten Pflege bedarf, um nur am Leben zu bleiben. Der Mensch weiß sich aber durch seinen Verstand gegen das Klima sowohl, wie gegen ihm drohende Gefahren zu schützen, und während er sich, was das Tier nicht kann, Waffen aus Holz und Eisen fertigt und damit die wilden Bestien erlegt, müssen ihm ihre Haare, ihre Häute zu Kleidern, muß ihm ihr Fleisch zur Nahrung, ihre Kraft zur Hilfe dienen.

„Ja, er hat es sogar dahin gebracht, daß er sich

andere Tiere selbst für die Jagd dienstbar machte, und während er auf dem Rücken des Elefanten, Kamels oder Pferdes sitzt, das flüchtige Wild rascher verfolgen zu können, fangen andere Tiere noch für ihn die Beute. Hier in Europa hat er sich z. B. den Hund dazu abgerichtet, in China fangen die Chinesen mit Hilfe eines großen Wasservogels, des Cormoran, Fische. Daß man Falken in früheren Jahren abgerichtet hat, auf Reiher und andere Vögel zu stoßen, wißt Ihr ebenfalls, und in Afrika wird sogar eine Pantherart dazu benutzt, Antilopen, also eine Art von Reh, zu fangen.

„Afrika nämlich bietet, da es die größte Masse von Wild auf einem so weiten Raume zerstreut hat, auch naturgemäß die größte Mannigfaltigkeit von Raubtieren. Diese leben teils von dem Wild, teils von den Haustieren der Menschen, teils fallen sie sich gegenseitig an, denn in der Natur muß der Schwächere dem Stärkeren immer zur Nahrung dienen. Es scheint aber fast, als ob sich Löwe und Tiger, die beiden größten Raubtiere des Katzengeschlechts, auch in die beiden größten Weltteile Asien und Afrika geteilt hätten. Jedenfalls ist der Tiger in Asien der König der Wälder, während der Löwe die afrikanischen Steppen und Wälder als seinen Jagdgrund und das Wild dort als sein Eigentum betrachtet.

„Der Tiger ist dem Löwen jedenfalls an Gewandtheit überlegen, aber der Löwe scheint tapferer und hartnäckiger zu sein; jedenfalls sind es ein paar gefährliche Feinde, die auch nicht gut nebeneinander bestehen können, ohne sich selber in die Haare zu geraten.“

„Also, Papa, das ist nicht wahr,“ sagte Fritz, „daß der Löwe davonläuft, wenn man ihn ansieht?“

„Ich möchte den Versuch wenigstens nicht ohne Waffen in der Hand machen," sagte der Vater. „So viel ist sicher, daß jedes Tier, ohne Ausnahme, den Menschen scheut und ihn nur in höchst seltenen Fällen freiwillig und ungereizt angreift. Der Tiger läuft eben so gut, wenn er den Schritt eines Menschen hört, wie der Elefant, und diese Scheu, die wir den wilden Tieren einflößen, ist die einzige Schutzwaffe, die uns Gott gegen sie gegeben hat. Einmal aber gereizt oder verwundet oder im Hinterhalte vielleicht vom Hunger getrieben, springen Löwe, Tiger und Panther nicht allein auf den Menschen an, sondern das wilde Schwein, der Wolf, der Bär, ja selbst die wilde Katze machen es nicht besser und verteidigen ihr Leben bis zum letzten Blutstropfen.

„Neben dem Kamel oder Dromedar ist aber der Löwe das Afrika besonders eigentümliche Tier; man wird auch sehr selten eine wilde afrikanische Landschaft ohne Löwen und Kamel abgebildet finden. Sehr häufig trifft man ihn aber doch nicht an, und ein Reisender oder Jäger kann oft eine lange Strecke in die Wüste hinein marschieren, ohne einen Löwen zu sehen, ja ohne selbst sein Gebrüll zu hören.

„Löwe, Panther, Leopard und alle die anderen Tiere des Katzengeschlechts, die sich in Afrika finden, leben natürlich ausschließlich von Fleisch, also von anderem Wild, das sie eben niederreißen und erwürgen. Der Löwe ist da, wie Ihr Euch wohl denken könnt, besonders gefürchtet, und wenn er sich auch nicht leicht an einen Elefanten wagt, dessen Rüssel er scheut, springt er doch ohne Bedenken die viermal größere Giraffe an und beißt dem armen schönen Tiere die Halsadern durch.

Er springt in die umzäunten Herden der Dörfer und holt sich ein Rind, ein Schaf oder ein Füllen, mit dem er im Rachen davonläuft. Er würgt und verzehrt, wenn er sich einigermaßen sicher weiß, die Haustiere gleich an Ort und Stelle. Auch Hyänen und Schakale, der letztere eine Art Wolf, leben in ganzen Rudeln in diesen weiten Steppen, und vom Schakal besonders erzählt man, daß er sich gern zum Löwen hielte, für den er jage, und von dem er nachher einen Anteil an der Beute bekomme. Unmöglich ist das auch nicht, denn wie sich selbst in Europa schon die Aas- oder Kolkraben in den Bergen der Gegend zuziehen, wo ein Schuß gefallen ist, und wo sich Jäger aufhalten, so kann der Schakal recht gut aus Erfahrung gelernt haben, daß der Löwe in seinen Jagden kühn und erfolgreich ist und besonders größere Tiere, Giraffen, Antilopen, Gnus, und wie sie alle heißen, niederreißt und erwürgt. Aber selbst ein Löwe kann eine Antilope nicht auf einmal verzehren und muß etwas von seiner Beute übrig lassen, was dem in der Nähe lauernden Schakal nachher sehr zu statten kommt.

„Ein höchst merkwürdiges Tier ist das Gnu, das sich, ebenfalls wie die Giraffe, nur in Afrika findet und eigentlich seiner Sonderbarkeit wegen eher nach Australien als hierher gehörte. Das Gnu kann recht gut als Mittelding zwischen Ochse, Pferd und Hirsch betrachtet werden. Denn es hat von jedem dieser Tiere etwas, von dem Ochsen die Hörner und den wilden Blick, von dem Hirsch all die Bewegungen des Rotwildes, von dem Pferd die Farbe und Flüchtigkeit, denn die ganze Gestalt ist eine Mischung von Rind und Pferd. Dabei hat es eine struppige Mähne und noch

ein paar Haarbüschel an der Nase, was ihm ein außerordentlich wildes und trotziges Aussehen giebt.

„Auch das Zebra ist ein höchst merkwürdiges Tier, ein Mittelding zwischen Pferd und Esel und eigentlich eher wie ein gestreiftes kleines Pferd oder Pony, das sich aber nur sehr schwer zähmen läßt und seine wilde Natur kaum je ganz ablegt.

„Antilopen und Steinböcke giebt es außerdem in Afrika in ungeheurer Anzahl und von den verschiedensten Arten. Da findet man deren mit gebogenen, mit geraden und mit gewundenen Hörnern; solche, die mit ungeheuren Sätzen der Gefahr entfliehen und Sprungböcke genannt werden, andere wieder, die ihr durch Kriechen zu entgehen suchen. Zu diesen letzteren gehört besonders die sogenannte Kriech-Antilope, eins der furchtsamsten Tiere der Welt. Wenn diese einen Feind wittert, hebt sie sich erst in dem hohen Gras, in dem sie sich gewöhnlich aufhält, auf die Hinterläufe in die Höhe, gerade wie es bei uns die Hasen thun, wenn sie Männchen machen, um besser ausschauen zu können; dann aber, wenn sie etwas sieht, was ihr nicht gefällt, also etwa einen Jäger mit einer Büchse, dann duckt sie sich rasch und scheu wieder mit dem Bauch auf die Erde nieder, gleitet im Gras eine lange Strecke mit sehr großer Geschwindigkeit dahin und schaut dann wieder wie vorher in die Höhe, zu sehen, ob sie verfolgt wird."

„Sag einmal, Papa, giebt es denn wirklich kein Einhorn?" fragte da Fritz. „Ich habe doch einmal gehört, daß sie im Innern von Afrika vorkommen sollten."

„Möglich ist es schon," erwiderte der Vater, „denn das ganze Innere ist noch nicht entdeckt, und wo man an neue Stellen kommt, die früher noch nicht von

Europäern erforscht waren, findet man auch häufig neue Antilopenarten; unter diesen ist aber bis jetzt noch nie ein Einhorn gewesen, wie man es in Ägypten wohl auf alten Denkmälern abgebildet findet. Auch in dem Hochgebirge Tibets, also in der Mitte von Asien, soll eine Antilope mit einem großen Horn auf dem Kopfe leben; doch sind die Nachrichten noch zu wenig zuverlässig. In den Bibelstellen des Alten Testaments, wo des Einhorns Erwähnung geschieht, ist die Rede meist von einem trotzigen, unbändigen und gefährlichen Tier, das sich nicht vor den Pflug spannen lasse. Die Beisa-Antilope, auch Pasa genannt, die an den Küsten des Roten Meers, also nicht weit von Ägypten, aufgefunden wurde, mag vielleicht der wahre, auf ägyptischen Denkmälern abgebildete Oryx der Alten sein. Sie ist aschgrau, mit dunkelbrauner Zeichnung an den Oberschenkeln, auf dem Rücken und am Kopf, so daß es aussieht, als sei sie gezäumt.

„Diese Antilopenart mit zwei gerade vom Kopf in die Höhe stehenden Hörnern, die, von der Seite gesehen, wie eins aussehen, ist höchst merkwürdig, denn noch fast mehr wie das Gnu vereinigt sie die Eigentümlichkeiten verschiedener anderer Tiere in sich. So haben diese Tiere Mähne und Schwanz eines Pferdes, Kopf und Farbe eines Esels und „Läufe und Schalen" oder Beine und Füße der Rehe. Die Hörner sind etwa drei Fuß lang, zur Hälfte geringelt, ziemlich gerade und glänzend schwarz von Farbe.

„Übrigens giebt es bis jetzt etwa achtzehn bis zwanzig bekannte Antilopenarten, unter denen die sogenannte Elenantilope die größte ist und fünf bis sechs Fuß bis zu den Schulterblättern mißt.

„Äußerst merkwürdig ist aber, daß neben dieser ungeheuren Menge von wilden Tieren, die doch meist alle den Wiederkäuern angehören und sich von Pflanzen und Gräsern nähren, an manchen Stellen und in manchen Distrikten gar kein zahmes Vieh gehalten werden kann, weil dieses von einer ziemlich großen und sehr giftigen Fliege angefallen wird, die dagegen den Antilopen, Zebras, Gnus, und wie sie alle heißen, gar nichts schadet.

„Diese Fliege heißt im dortigen Dialekt die Tetse und ist keineswegs über ganz Süd-Afrika, sondern nur über einige Teile, besonders nordnordöstlich von der Kap-Kolonie, verbreitet. Wo sie sich aber findet, können weder Eingeborene noch Europäer Vieh halten, ja nicht einmal mit Pferden oder Ochsen das Land bereisen.

„Das aber eben ist das Sonderbare an dem Gift dieser Fliege, daß es in der That nur den Haustieren, also Pferden, Ochsen und selbst Hunden verderblich wird, wenn diese letzteren nämlich mit Milch aufgezogen wurden, während es ganz ähnlichen in der Wildnis, also dem Zebra, dem Büffel und Schakal, nicht das mindeste schadet, auch dem Menschen selber nie gefährlich wird.

„Viele Naturforscher haben sich schon die größte Mühe gegeben, die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung zu erforschen, bis jetzt aber noch ohne den geringsten Erfolg. Wie stark das Gift dieser Fliege aber sein muß, könnt Ihr daraus ersehen, daß vier oder fünf dieser Insekten schon hinreichen, einen Ochsen zu töten. Er stirbt allerdings nicht gleich auf dem Fleck, aber von dem Augenblick an erkrankt er, magert ab und ist nach einigen Wochen gewiß dem Tode verfallen.

„Die Tetsefliege ist übrigens nicht das einzige gif-

tige Tier in Afrika, denn in diesem rätselhaften Lande finden sich nicht allein viel giftige und dem Menschen gefährliche Schlangen, sondern auch sogar giftige Quellen und giftiger Honig."

„Und sterben die Bienen denn nicht selber, wenn sie giftigen Honig machen?" fragte Fritz.

„Das scheint doch nicht so," sagte der Vater, „und überdies wirkt Gift anders auf Menschen wie auf Tiere, besonders auf Insekten. So haben wir in der Medizin das Quassiaholz als sehr starkes Fliegen- und Insektengift, während der Mensch ungestraft von dem Holz Thee trinken könnte. Jedenfalls saugen die Bienen den Honigsaft aus solchen Blumen, die ihnen keinen Schaden zufügen, während sie dem Menschen gefährlich werden.

„Auch sehr giftige Schlangen giebt es, und einige afrikanische Gaukler oder Kunststückmacher haben eine große Geschicklichkeit darin erlangt, diese Schlangen zu zähmen und abzurichten. Auf ein Zeichen von ihnen kommen sie dann vor, ringeln sich an ihrem Herrn empor, legen sich ihm um Hals und Schultern und lassen alles mit sich machen.

„Der Mensch hat überhaupt eine große Gewalt über das Tier, und wir haben Beispiele, daß er fast alle, mit wenigen Ausnahmen, schon gezähmt und abgerichtet hat. Vom Elefanten nieder bis zum Floh, der in einer Glasröhre gehalten werden muß, um ihm das Springen abzugewöhnen, ist die Tierwelt dem Menschen unterthänig, und er weiß ihren freien Willen entweder zu bändigen, indem er sie zwingt, für ihn zu arbeiten, oder er hat ihr Leben in seiner Gewalt, es je nach seinen Bedürfnissen oder seiner Laune zu nehmen. Daß aber

dies nicht mutwillig geschieht, muß seine Sorge sein, und nur dann ist er berechtigt, von seiner geistigen Überlegenheit Gebrauch zu machen.

„Doch damit mag es für heute genug sein; mit der afrikanischen Tierwelt sind wir aber noch nicht fertig, und wenn ich Euch morgen noch einige der wichtigsten Tierarten genannt, erzähle ich Euch auch vielleicht etwas von den Jagden in Afrika, auf denen allerdings jährlich außerordentlich viel Wild erlegt wird."

Siebentes Kapitel.

Afrikanische Jagden.

„Die merkwürdigsten Säugetiere Afrikas," begann der Vater am nächsten Abend, „habe ich Euch, glaub' ich, schon genannt, wenigstens die, die auf dem Lande leben. Riesige Amphibien oder Tiere, die eben so gut auf dem Lande wie im Wasser leben können, giebt es aber noch in diesem an Tieren so überreichen Weltteil, und wir finden darunter höchst wunderliche kolossale Geschöpfe.

„Vorher möchte ich Euch aber noch ein Wort über die Vögel sagen, denn Afrika hat, wie das höchste vierfüßige Tier, die Giraffe, auch den größten Vogel, den Strauß, der bedeutend größer ist als seine entfernten Verwandten, die Kasuare in Australien, Amerika und Asien.

„Der ausgewachsene Strauß wird sieben bis acht Fuß hoch, ja es sollen einzelne starke Männchen, aber nur in seltenen Fällen, schon die Höhe von neun Fuß erreicht haben. Das Weibchen ist stets etwas kleiner und legt zwölf bis sechzehn Eier, die es aufrecht in den heißen Sand stellt. Es ist aber nicht wahr, daß es dieselben nur durch die Sonne ausbrüten läßt; es setzt sich selber darauf, wie es bei uns die Vögel machen, und geht nur mittags, in der heißesten Zeit herunter, um für sich selber Nahrung zu suchen und den Durst zu löschen. Die Eier schmecken delikat, das Fleisch des Vogels selber ist aber, besonders wenn er nicht mehr ganz jung ist, sehr hart und zähe. Das einzige Wertvolle an ihm sind die gekrausten Schwungfedern, die er anstatt der Flügel trägt, und die zu allerlei Schmuck und Zier verwandt werden. Merkwürdig ist der Ton, den der Strauß ausstößt, denn er klingt genau so wie das Gebrüll eines Löwen. Reisende haben auch versichert, daß sie es nur an einem Merkmal hätten unterscheiden können, von wem das Gebrüll herrührte, von einem Strauß oder Löwen, insofern sich der Strauß nur am Tage, der Löwe nur nachts hören läßt.

„Ein anderer afrikanischer Vogel, der sich dort in großen Völkern von zwei- und dreihundert Stück aufhält, ist auch bei uns heimisch geworden und scheint das kalte Klima ziemlich gut zu vertragen. Ich meine das Perlhuhn, das in manchen Gegenden bei uns sehr gern gehalten wird, weil es außerordentlich viel Eier legt. Auch nach Amerika und Australien ist es verpflanzt worden und kommt dort vortrefflich fort.

„Dann giebt es auch noch einen wunderlichen Vogel in Afrika, der, wie bei uns der Star, auf dem Rücken

der Büffel wie Rhinocerosse heimisch ist und diesen das Ungeziefer absucht. Zugleich dient er den Tieren als Wache, denn wenn er einen Jäger heranschleichen sieht, fliegt er in die Höhe und stößt ein ganz eigentümliches Geschrei aus. Das Wild weiß dann genau, was es zu bedeuten hat, und flieht, ohne sich selber weiter erst nach der drohenden Gefahr umzusehen. Wißt Ihr, welche Vögel es bei uns recht gern ebenso machen?"

„Die Raben, nicht wahr, Papa?"

„Die Raben wohl auch," sagte der Vater, „der Rabe ist wenigstens ein sehr vorsichtiger Vogel und stellt gern Wachen aus, aber auch der Nußheher, der im Wald den Jäger oft sehr ärgert und stört, weil er durch sein Geschrei, sobald er ihn erblickt, das Wild umher vor seiner Nähe warnt.

„In Afrika giebt es aber auch noch einen andern Vogel, von dem die Eingeborenen erzählen, daß er dem Menschen sehr freundlich sei. Es ist das nämlich der Honigvogel oder Honigkuckuck, der durch sein Geschrei den Reisenden oder Wanderer darauf aufmerksam machen soll, daß Honig in der Nähe sei. Wenn man ihm folgt, erzählen jene Negerstämme, so führt er einen direkt zu einem Baum, in den die Bienen ihren Honig eingetragen haben."

„Aber hat ein Vogel so viel Verstand?" fragte Fritz; „das ist ganz gewiß nicht wahr."

„Und vielleicht doch," meinte der Vater, „denn dem Honigvogel wird es wahrscheinlich mit dem Menschen so gehen wie dem Schakal mit dem Löwen und dem Raben mit dem Jäger. Sie wissen, daß der Mensch im stande ist, die Bäume zu fällen, in denen sich Honig findet, und daß dann für sie ebenfalls etwas übrig

bleibt. Wenn sie dann einen Menschen sehen, fällt ihnen gleich irgend ein in der Nähe befindlicher Honigbaum ein, dem sie zufliegen, und folgt ihnen dann der Mensch und findet den Baum, so ist er vielleicht eingebildet genug, zu glauben, der kleine Vogel habe ihn nur seinet-, des Menschen wegen dorthin geführt; in der That geschah es aber doch nur von dem Vogel aus Eigennutz.

„Aber wir dürfen uns nicht zu lange bei diesen kleinen Tieren aufhalten, wenn wir noch auf die Jagd nach größerem Wild gehen wollen. Da finden wir denn, wie ich Euch schon vorhin sagte, daß Afrika, neben seinen riesigen Landtieren, dem Elefanten, Rhinoceros, der Giraffe, dem Vogel Strauß und dem mächtigen Büffel, auch die größten Amphibien der Welt aufzuweisen hat.

„Ihr erinnert Euch gewiß, daß ich Euch bei Amerika schon von den dort vorkommenden Alligatoren und Kaimans erzählt habe. Das Krokodil nun, das sich hier findet, ist das größte Exemplar solcher riesigen Wassereidechsen, das überhaupt vorkommt; denn Wassereidechsen könnte man sie schon deshalb nennen, weil sie genau wie Eidechsen aussehen und eigentlich im Wasser ihre Heimat haben. Obgleich sie sich darin aber am schnellsten und leichtesten bewegen, sind sie doch auch im stande, weite Strecken auf dem festen Lande zurückzulegen, und halbe Tage liegen sie, wenn sie nicht aufgestört werden, auf dem heißen Ufersand in der Sonne.

„Das Krokodil gehört noch jenen furchtbaren Tieren an, die dem Menschen schon durch ihre massenhafte Gestalt gefährlich würden, wenn er nur eben weiter nichts als seine Hände hätte, sich gegen sie zu verteidigen.

Während nämlich die Alligatoren und Kaimans in Amerika höchstens sechzehn Fuß lang werden, erreicht das Krokodil des Nil nicht selten die Länge von zwanzig Fuß und darüber. Mit dem weiten, mit scharfen und langen Zähnen bewaffneten Rachen faßt es dann alles, was in seinen Bereich kommt, und zieht es zu sich ins Wasser.

„Ihr müßt aber nicht denken, daß alle Krokodile so groß sind, denn wie der Alligator nur in sehr seltenen Fällen jene Länge erreicht und gewöhnlich nur sieben bis acht Fuß lang angetroffen wird, so ist die durchschnittliche Größe des Krokodils auch etwa nur achtzehn Fuß, aber deshalb doch noch immer ganz ansehnlich.

„Ein anderes riesiges Amphibium ist das Flußpferd, das die Ströme und Seeen Afrikas belebt, vorzüglich von den Grenzen der Kap-Kolonie bis zum zwanzigsten oder dreiundzwanzigsten Grad nördl. Breite. Es lebt in süßem wie in salzigem Wasser.

„Das Flußpferd hat ein höchst eigentümliches Aussehen und steht in der Gestalt fast zwischen einem allzu fett gemästeten Schwein und einem fetten Ochsen ohne Hörner und Ohren mitten inne. Sein Kopf ist ungeheuer groß und jeder Kiefer mit zwei fürchterlichen Hauzähnen bewaffnet, von welchen die im Unterkiefer oft zwei Fuß Länge erreichen. Die Körperstärke ist wenig geringer, als die des Elefanten, doch hat es so kurze Beine, daß der Bauch fast die Erde berührt. Die etwa einen Zoll dicke Haut ist ohne Haare und schwärzlich von Farbe. Das ausgewachsene Männchen erreicht eine Länge von elf bis zwölf Fuß, und sein Leibesumfang ist fast eben so groß; selten wird es aber höher als sechs bis sieben Fuß.

„Das Flußpferd ist eine richtige Amphibie und geht auf dem Lande seiner Nahrung in Gras, Schilf und saftigen Zwiebeln nach, bewegt sich aber im Wasser viel behender als auf dem festen Boden, da es die kurzen, dicken Beine und die Last seines Körpers daran verhindern, sich auf dem Lande rasch von der Stelle zu bringen.

„Das Flußpferd geht, besonders dort, wo sich Menschen aufhalten und wo ihnen nachgestellt wurde, am liebsten nachts ans Land seiner Nahrung nach, und der grausame und schlaue Mensch sucht ihm auch hier auf heimtückische Weise beizukommen. Er befestigt nämlich eine große und schwere Fallharpune, das heißt ein großes, scharfes Eisen, mit einem Widerhaken daran, so oben an den Ast eines Baumes, daß eine Schnur von dort herunter auf den Boden geht und von einem schwachen Haken nur oben gehalten wird. Kommt nun das Flußpferd, das eigentlich ein vollkommen harmloses Tier ist und ungereizt einen Menschen nur in seltenen Fällen angreift, auf seinem gewöhnlichen Spaziergang abends ans Land und geht unter dem Baum weg, so berührt es kaum die Schnur, als diese auch das Eisen los läßt. Die Fallharpune stürzt dann von oben herunter durch den Rücken des Tieres tief in dessen Körper hinein, und es muß an der furchtbaren Wunde sterben."

„Aber weshalb töten denn die Menschen das arme Tier," fragte Marie, „kann man es denn essen?"

„Gewiß, mein Kind," sagte der Vater, „es soll sogar ein sehr delikates, fettes Fleisch haben. Außerdem wird aber auch die außerordentlich dicke und zähe Haut zu verschiedenen Zwecken benutzt, und in alten Zeiten fertigten sich die kriegerischen Völker, die das Land be-

suchten, Schilde und Helme daraus, die auch vollkommen fest gegen Schwerthieb und Lanzenstich waren. So lange die Haut nämlich frisch ist, kann man mit einem Eisen wohl hindurchstoßen; wenn sie aber erst einmal alt und trocken ist, wird sie so hart und fest wie Stein. Das Wertvollste am Flußpferd sind aber die Zähne, die noch fester und besser als Elfenbein sein sollen, und die zu verschiedenen Arbeiten benutzt und außerordentlich teuer bezahlt werden.

„Etwas höchst Merkwürdiges liegt aber in dem Leben und Treiben dieser ungeheuren Tierwelt, die jene endlosen Einöden Afrikas bewohnt, und einzelne Jäger, die jene Wildnisse durchzogen haben, schildern das auf gar interessante Weise.

„Afrika ist nämlich, wie Ihr nach allem, was ich Euch davon erzählt, wißt, ein verhältnismäßig sehr wasserarmer Weltteil, und wenn er auch einzelne, ziemlich große Flüsse und Seeen hat, so verteilen sich diese doch auf den ungeheuren Flächenraum, und man kann manche lange Tagereise wandern, ohne einen einzigen Tropfen Wasser zu finden. Viele von den wilden Tieren, besonders jene, welche die dürrsten Wüsten bewohnen, sind nun wohl von der Natur schon so gewöhnt worden, daß sie das Wasser sehr lange entbehren können, wie wir das auch in Australien mit dem Känguruh gefunden haben. Die meisten blieben aber doch darauf angewiesen, wenigstens einmal in vierundzwanzig Stunden ihren Durst zu stillen, und thun das gewöhnlich nachts, wo sie der Kühle wegen besser umherwandern können.

„Wo sich nun auf eine ziemlich weite Entfernung, wie das sehr häufig geschieht, nur ein einziger Fluß, oft nur ein kleiner See oder Teich befindet, da bildet

derselbe nachts den Versammlungsort all dieser furchtbaren, riesigen Bestien.

„Hierher legt sich der Löwe auch gern auf die Lauer, zum Wasser kommende Antilopen anzuspringen, und was er von der erlegten Beute dann liegen läßt, das verschlingen die feigen und gierigen Hyänen und die Schakals, die zu ihrem heimlichen Mahl herbeischleichen und immer wieder dabei fürchten, von einem größern Raubtier überrascht zu werden."

„Hyänen," sagte Fritz, „das sind die häßlichen Tiere, von denen uns der Mann in der Menagerie neulich erzählte, daß sie die Leichen auf den Kirchhöfen ausscharrten und sie verzehrten."

„Es mag wohl geschehen," meinte der Vater, „daß die Hyänen in der Nähe von Dörfern, wenn sie besonders vom Hunger getrieben werden, etwas Ähnliches thun, denn sehr viele Raubtiere, selbst unser Fuchs, scharren vergrabene tote Tierkörper aus, wenn sie eben nichts anderes und Frisches fangen können. In jenen Wildnissen möchten sie aber wohl eher alles andere als Kirchhöfe finden, und sie fangen deshalb, was sie erreichen können, oder begnügen sich mit dem, was sie finden. Übrigens hast Du recht, mein Kind, es sind häßliche Tiere, und ihre Gewohnheit, Aas oder verwesendes Fleisch zu fressen, ist uns widerlich und dünkt uns abscheulich. Und doch ist dies gerade vom lieben Gott außerordentlich weise eingerichtet und gehört mit zu dem großen, geheimnisvollen Haushalt der Natur, in welchem selbst das Unbedeutendste dem ganzen nützen muß. Selbst die verwelkende und faulende Pflanze düngt den Boden umher, wo sie gestanden, und giebt ihm die Kraft wieder, die sie zu ihrem Wachstum herausgezogen.

„Deshalb darf auch nichts verderben und in seiner Verwesung die anderen Bewohner stören; damit das aber nicht geschieht, hat der Schöpfer wieder eine Menge Tiere erschaffen, die gerade an solchen, uns widerlichen Resten der Verwesung ihre Nahrung suchen und dadurch das Häßliche und Verderbliche aus der Natur entfernen.

„Wir finden solche Tiere in allen Weltteilen, selbst bei uns in dem großen Kolkraben und im Fuchs und in der gewöhnlichen Krähe. In Afrika aber, bei dieser riesigen Tierwelt, deren ungeheure Kolosse die Wildnis in ganzen Scharen beleben, waren auch größere Tiere nötig, die von der Natur zum Aufräumen und Reinmachen bestimmt wurden, denn wenn z. B. ein Elefant oder ein Flußpferd im Kampf mit einem andern Tiere blieb, so hätten viel tausend Raben dazu gehört, dessen Fleisch fortzutragen, damit es die Luft nicht verpeste. Da sind nun diese Scharen von gierigen Schakals und besonders Hyänen ganz vortrefflich, denn sie räumen einen solchen riesigen Körper in einer einzigen Nacht fort. Am nächsten Morgen kommen dann noch die unzähligen Wüstengeier und Raben, die letzten Fleischreste von den Knochen zu hacken, und zu allerletzt werden diese von den Ameisen und Wespen und anderen Insekten so sauber geputzt, als ob sie poliert wären."

„Die Wespen?" sagte Marie erstaunt, „fressen denn die auch Fleisch?"

„Gewiß, mein Kind," lautete die Antwort, „und gar allerliebst sieht es aus, wenn sie sich ihre Portion zum Mitnehmen zurecht machen. Mit ihren scharfen Kiefern schneiden oder schaben sie sich nämlich kleine Teile vom Fleisch los, pressen und drücken diese dann in Form

einer Kugel, etwa wie eine kleine Erbse groß, zusammen und fliegen damit fort, es entweder für die junge Brut mitzunehmen oder zu eigenem Bedarf aufzuheben.

„Doch ich kehre wieder zu meinem eigentlichen Zwecke zurück. Ich wollte Euch nämlich das Tierleben jener Wildnisse in der Nacht schildern, wenn diese Bestien alle in ihren verschiedenen Trupps und Rudeln die nächsten Wasserlöcher oder Seeen aufsuchen, um dort ihren Durst zu stillen. Ein tüchtiger Jäger, der dort viel wilde Tiere geschossen und sich deshalb in mondhellen Nächten oft in den Hinterhalt legte, um sie zu belauern, wenn sie zum Wasser kamen, schildert das als das Großartigste, was man sich nur denken könne.

„Gleich mit der Abenddämmerung, wo bei uns auch die Fledermäuse ausfliegen und der Fuchs seinem Raube nachgeht, kommen die Hyänen und Schakals, gierig die Gegend zu durchstöbern, ob sich nicht wieder den letzten Tag über neue Beute gefunden hat. Dabei stillen sie ebenfalls ihren Durst am Wasser und schleichen dann am Rand des Ufers hin, sich anknurrend, wenn sie einander passieren, wie es bissige und böse Hunde thun.

„Noch haben sie den Rand des Wassers aber nicht lange in Besitz, als ein schwerfälliger, gewichtiger Schritt die Nähe eines Rhinoceros oder Nashornes kündet. Das afrikanische Nashorn hat, ungleich dem in Asien vorkommenden, zwei Hörner auf der Nase, das vordere lang, das hintere kurz, und ist ein böses, streitsüchtiges, leicht gereiztes Tier, das selbst dem Löwen nicht ausweicht und von diesem gefürchtet wird, — kann er doch seine scharfen Fänge kaum in die zähe Haut dieses Tieres einschlagen, während das Rhinoceros, trotz seiner

Schwere gar nicht ungelenk, ihm mit dem vorderen Horn den Leib aufreißt.

„Vor dem Rhinoceros weichen die Hyänen auch scheu zurück, geben ihm wenigstens Raum, während sie dagegen knurrend ihren Platz behaupten, wenn eine Herde Zebras herantrabt. Durch die Dunkelheit der Nacht und im Dämmerlichte des Mondes kommt dann vielleicht ein Rudel Giraffen an wie eine Gesellschaft wandelnder Türme mit den langen Hälsen, die plötzlich, so wie sie den Wasserrand erreichen, alle in der Dunkelheit des dahinter liegenden Ufers verschwinden, weil sie sich eben alle zum Trinken niederlegen. Dazwischen schreitet das flüchtige Gnu, halb scheu, halb trotzig heran; es weiß, daß es sich auf seine Stärke und Flüchtigkeit verlassen kann, aber es haßt die Nähe der Hyänen, und selbst während es trinkt, läßt es den nahen und häßlichen Feind nicht aus den Augen.

„Da plötzlich wird alles, was hierher in stillem Frieden zum Wasser kam, unruhig, die Giraffen werfen ihre langen Hälse empor und bewegen sie vor- und rückwärts, das Zebra stößt klagende Töne aus und rüstet sich zur Flucht, das Gnu verläßt still und heimlich den Platz wieder, wo es eben noch getrunken, und selbst das Rhinoceros, das sich sonst gern in Streit einläßt, hält an, horcht, wendet dann um, horcht von neuem und macht seinem Ärger, während es sich ebenfalls zurückzieht, in heftigem Schnauben Luft. In der Ferne aber wird ein wunderbares Getöse laut, der Boden zittert unter den schweren, dröhnenden Schritten, und eine Herde Elefanten kommt plötzlich über den nächsten, vom Mond beschienenen Hang zum Wasser herunter. Rechts und links drehen sie dabei die dicken, unförmlichen

Köpfe und heben die Rüssel hoch empor, aber sie achten nicht auf die übrigen Tiere, denn sie wissen recht gut, daß diese ihnen Raum geben müssen. Bis diese Riesen der Wildnis ihren Durst gelöscht und den Platz wieder verlassen haben, wagt sich auch keins der anderen Tiere wieder heran."

„Das muß aber ein herrlicher Platz zum Jagen sein," rief Fritz, „da giebt es ja Unmassen von Tieren, und wenn man einen Elefanten geschossen hat, kann man einen ganzen Monat nur von dem Fleisch leben."

„Es ist allerdings ein ungeheures Tier, das verschiedene tausend Pfund wiegt," sagte der Vater, „wo aber so viel Wild vorkommt, wird auch entsetzlich viel verwüstet, viel mehr als jene Leute, die dort wohnen, eigentlich verantworten können. Viele Stämme der Eingeborenen in Afrika leben aber auch fast allein von der Jagd und von wilden Früchten, und wo jene ungeheuren Herden von Antilopen, Büffeln, Zebras, Gnus und Giraffen und vielen anderen Tieren weiden, vernichten sie dieselben gar nicht selten in Masse.

„Der Missionär Livingstone erzählt da unter anderem von einer sehr großen Grube, die ein Negerstamm im Innern gebaut hatte, um alles nützliche Wild auf einmal darin zu fangen. Eine solche Grube wird Nopo genannt und besteht aus zwei Verhauen oder Hecken in der Form eines V, mit dem Unterschiede, daß die beiden Teile nicht gleich in der Spitze zusammenstoßen, sondern etwa fünfzig Schritt neben einander laufen und so eine schmale, von festen Hecken eingeschlossene Gasse bilden, die zuletzt in eine acht bis zwölf Fuß tiefe und zwölf bis fünfzehn Fuß breite und lange Grube ausläuft.

„Diesem Gang zu treibt nun ein ganzer Stamm das

Wild aus der Nachbarschaft zusammen, und Ihr könnt Euch gar nicht denken, Kinder, was für verschiedene Arten Wild da oft zusammen kommen, und welche Massen gefangen werden. Die ganze Grube, an deren Rändern lockere Baumstämme liegen, und die im Anfang mit leichten Binsen nur eben überdeckt ist, damit das Wild glauben soll, es träte dort auf festen Boden, wird oft so hoch mit den hineingestürzten Tieren angefüllt, daß die später hineingetriebenen auf den Körpern der unten liegenden festen Fuß fassen und wieder herausspringen können.

„Einige jener Stämme erlegen oft in einer einzigen Woche sechzig bis siebzig Stück großes Wild, und Ihr mögt überzeugt sein, daß in solcher Zeit die Hyänen dann auch reichlich übrig behalten, ihren Hunger zu stillen.

„Außerdem töten die Eingeborenen aber auch viel Wild mit ihren Wurfspeeren, und selbst der Elefant muß ihnen erliegen, wenn sie in gehöriger Anzahl über ihn herfallen. Sie schleudern dann Speer nach Speer auf ihn, die alle in seinem Körper stecken bleiben, bis er von Blutverlust so ermattet ist, daß er nicht weiter kann und zu Boden sinkt."

„Ich möchte es wohl einmal sehen," sagte Fritz, „wenn zwei von den großen Tieren mit einander draußen im Freien kämpfen. Die werden einen Spektakel machen."

„Das muß auch gar wunderbar aussehen," sagte der Vater, „und in Afrika könntest Du wahrscheinlich manchmal diesen Genuß haben. Dafür müßtest Du aber auch wieder manches andere entbehren, was Du hier hast,

und ich glaube deshalb kaum, daß der Tausch der Mühe wert wäre.

„Übrigens ist der Elefant in Afrika von allen anderen Tieren am meisten gefürchtet, und selbst das Rhinoceros geht ihm aus dem Wege, obgleich in einzelnen Fällen erzählt wird, daß ein Rhinoceros einen Elefanten angefallen und ihm sein Horn in den Leib gerannt habe. Der Löwe greift ebenfalls nie einen Elefanten noch ein Rhinoceros an, ja entflieht besonders vor dem letzteren, wenn es sich gegen ihn wendet. Ja selbst dem Büffel geht er aus dem Wege, und wagt es nur, ihn anzupacken, wenn mehrere Löwen bei einander sind und über einen Büffel herfallen können. Gar nicht selten ist es aber vorgekommen, daß ein Löwe ein Büffelkalb überfallen hat, während die Mutter dazukam. Dann ging es ihm aber schlecht, denn die Mutter eines Büffelkalbes ist nichts weniger als schwächlicher Natur und mit ihrer furchtbaren Stärke im Nacken sehr leicht im stande, einen Löwen niederzuwerfen und zu töten. Man hat schon manchmal Löwen tot gefunden, die augenscheinlich mit einem Büffel im Kampf gewesen waren und den kürzeren gezogen hatten.

„Zum Schluß will ich Euch noch eine interessante Jagd erzählen, die ein Herr Barden in Afrika mitgemacht hat, und woraus Ihr sehen könnt, daß der Löwe kein so entsetzlich starkes und gefährliches Tier ist, wie er so oft genannt wird.

„Herr Barden ritt nämlich im September 1846 mit einem andern Freund an einem kleinen Fluß entlang, als sie drei Büffel bemerkten, denen sie eine Strecke folgten. Als sie auf den einen schossen, traf die Kugel ihn in die Schulter; nichtsdestoweniger lief er mit den

beiden anderen davon, bis er, durch Blutverlust ermattet, ein Stück zurückbleiben mußte. Die beiden Reiter luden schnell und ritten wieder hinter den Büffeln her; als sie den angeschossenen erreicht hatten, sprangen plötzlich drei Löwen auf das arme Tier ein. Im Anfang brüllte der Büffel noch ganz mutig, denn so lange er auf den Füßen und auf der Flucht blieb, konnten sie ihm nicht viel anhaben, bald aber hatten sie ihn doch überwältigt und zu Boden gerissen. Die Löwen standen dazu auf den Hintertatzen und zerrten mit Zähnen und Klauen auf das fürchterlichste an dem verwundeten Büffel herum. Die Jäger schlichen jetzt bis auf dreißig Schritt heran, knieten nieder und feuerten auf die Löwen. Der eine Löwe fiel beinah tot auf den Büffel; der zweite lief sogleich davon, und der dritte reckte den Kopf in die Höhe, sah sich kaltblütig einen Augenblick um und fing dann wieder an, den Büffel zu zerreißen. Allerdings mußten sich jetzt die Schützen auf kurze Zeit zurückziehen, bis sie ihre Büchsen geladen hatten, dann aber rückten sie wieder vor, feuerten und verwundeten auch diesen Löwen so schwer, daß er nicht mehr weit fliehen konnte und nachher leicht erlegt wurde.

„Doch damit, denke ich, habe ich Euch eine ziemlich ausführliche Schilderung über die afrikanischen Jagden gegeben, und wir können deshalb für heute abend schließen. Morgen wollen wir aber wieder einmal die Weltkarte vornehmen, und dann werde ich suchen, Euch einen Überblick über den ganzen bekannten Erdball zu geben, wie wir die einzelnen Teile durchgenommen haben. Dadurch begreift Ihr nachher auch leichter, wie alles zusammenhängt, und wie die einzelnen Völker ihre Ver-

bindung miteinander unterhalten, weil sie einander eben brauchen."

„Und dann, Papa?" sagte Marie.

„Dann?" lachte der Vater, „ei, dann fahren wir von Afrika aus nur über das Mittelländische Meer hinüber, sind gleich wieder in Europa und zu Hause und haben dabei die Reise um die ganze Welt gemacht. — Doch das alles morgen, heute ist es zu spät geworden, und Ihr müßt zu Bett gehen. — Von der letzten Löwenjagd werdet Ihr überdies müde geworden sein."

Achtes Kapitel.

Schlußbetrachtung.

Am nächsten Abend brachte der Vater den Kindern, wie er es versprochen, die Weltkarte mit, auf der unsere beiden Halbkugeln der Erde nebeneinander abgebildet stehen. Allerdings liegen sie in Wirklichkeit nicht so nebeneinander, wenn man sich aber die eine an den Rücken der andern und das ganze als Kugel denkt, so kann man sich doch einen ziemlich guten Begriff machen, wie unsere Welt aussieht. Den Nordpol ein klein wenig schräg nach oben gedreht, ohne ihre eigentliche Stellung im geringsten zu verändern, läuft sie so ihre Bahn um die Sonne, und daß sie sich um ihre eigene Achse in vierundzwanzig Stunden einmal dreht, wißt Ihr ja noch außerdem von früher her.

„Nun, Kinder," sagte der Vater, als Fritz und Marie die Karte aufmerksam betrachteten und sich dabei einander dies oder das von den verschiedenen Weltteilen, was ihnen gerade einfiel, erzählten, „hier könnt Ihr jetzt auf der vor uns liegenden Karte die Bahn verfolgen, die wir miteinander gemacht haben. Von Europa aus gingen wir, genau so, wie es Columbus gemacht hatte, nach Amerika, besuchten dort das ganze Land, schifften uns dann nach den Südsee-Inseln ein, durch die wir mit dem Passatwind sehr bequem hindurchfuhren, und kamen nun hier auf der Karte — seht Ihr, wenn Ihr das Blatt umbiegt, könnt Ihr Euch einen deutlichen Begriff davon machen, — wieder auf unsere Halbkugel zurück, wo wir zuerst Australien berührten. Von da an ist es ein kleiner Weg nach Asien hinein, und mit Afrika haben wir dann die Reise um die Welt vollendet."

„Aber, Papa, da unten am Süd-Pol liegt ja doch auch noch ein Land," sagte Fritz; „davon hast Du uns noch gar nichts gesagt."

„Davon ist auch nichts zu sagen, mein Kind," erwiderte der Vater. „Allerdings liegt da unten Land, denn verschiedene Seefahrer haben dort deutliche Spuren davon gefunden und in den Eisbergen Steine und Erde angetroffen, aber dort ist es so kalt und jeder Fußbreit Boden so von festen Eisbänken oder schwimmenden Eisbergen eingeschlossen, daß selbst die Fahrt dahin schon gefährlich ist, und Menschen da überhaupt nicht existieren können. Es ist dies das sogenannte antarktische Land, wie wir es auch im Norden haben und eben so wenig dort damit etwas anfangen können. Man hat allerdings die nordwestliche Durchfahrt entdeckt, d. h., man weiß

jetzt gewiß, daß dort oben in Amerika, wie es auch auf unserer Karte angegeben ist, das feste Land nicht bis zum Nordpol hinaufreicht. Das aber hilft uns nichts, denn wir können jenes Meer, das also Nord-Amerika im Norden begrenzt, nicht einmal befahren und als Durchfahrt benutzen, da es fast stets von schwimmenden und festen Eisbergen verstopft ist. Die Schiffe, die hindurchfahren wollen, sind deshalb der größten Gefahr ausgesetzt, daß sie zwischen einige dieser Eisberge eingeklemmt und dann zerquetscht werden."

„Aber weshalb fahren die Leute auch nur da hinauf?" fragte Fritz, „denn unten um Amerika ist ja der Weg groß und breit offen."

„Ja, mein Kind," sagte der Vater, „da hast Du ganz recht, aber Du mußt bedenken, daß der Schiffer stets die kürzesten Wege sucht, seine Reisen zu beenden. Wir hängen, wenn wir die Sache recht genau betrachten, mit der ganzen übrigen Welt nur durch die Kaufleute zusammen oder vielmehr durch unsere eigenen, vielfachen Bedürfnisse. Daraus ziehen die Kaufleute Vorteile und schicken ihre Schiffe nach allen Weltgegenden. Wer nun das, was wir z. B. hier in Europa brauchen, am schnellsten und billigsten herliefern kann, der hat den meisten Nutzen davon und verdient am meisten Geld, um sich damit wieder von anderen zu kaufen, was er zum Leben braucht. Sieh, so würde ein Schiff also außerordentlich an Zeit ersparen, wenn es, um z. B. nach Californien an der Westküste von Nord-Amerika zu fahren, gleich südlich unter Island und Grönland durch hinüber könnte, während es jetzt die ungeheure Reise um den ganzen amerikanischen Kontinent machen muß. Auf dieser Reise gebraucht es vier bis fünf Mo-

nate, während es die andere recht gut in zwei Monaten zurücklegen würde. Es könnte also nicht allein in der nämlichen Zeit, in der es jetzt nur die Reise hinmacht, schon wieder zurück sein, sondern ersparte auch für drei Monat Gehalt und Lebensmittel und Kosten, die das Schiff selber verursacht."

„Weshalb fahren sie aber da nach Californien?" fragte Fritz, „denn was man dort bekommt, kann man doch auch in anderen, näher liegenden Ländern erhalten."

„Ja, das wohl," sagte der Vater, „darin aber liegt eben das ganze Geheimnis unseres Handelsverkehrs über die ganze Welt. Was dort zu bekommen ist, wäre allerdings von anderen Ländern viel näher zu beziehen. Gold und andere Metalle können wir von der Westküste Afrikas und von der Ostküste Amerikas bekommen, Häute aus Süd-Rußland und den La Plata-Staaten und Talg aus Rußland, aber — die Leute in Californien brauchen die Waren, die wir selber in Europa verfertigen und billig liefern können, und bezahlen sie dort sehr gut; deshalb fahren die Schiffe dorthin und bringen ihnen unsere Produkte, und es ist dann gar nicht gesagt, daß sie auch gleich wieder nach Europa zurückfahren, sondern sie sehen vielleicht zu, daß sie von dort aus andere Fracht bekommen, die Produkte Californiens nach einem Lande hinzubringen, wo sie besser bezahlt werden als bei uns.

„Viele Schiffseigentümer fahren mit ihren eigenen Schiffen oder haben den Kapitänen Vollmacht gegeben, mit ihren Fahrzeugen sich an keine bestimmte Reise zu binden, sondern jede Fracht anzunehmen, die ihnen gut dünkt. Solch ein Kapitän wird nun vielleicht von Deutschland mit Auswanderern oder Waren nach dem

Kap der Guten Hoffnung geschickt. Dort kauft er von den Handelsleuten Elfenbein, Tierhäute und Kapwein und fährt damit nach irgend einem chinesischen Hafen. In China kann er nun das Elfenbein und auch die Häute sehr gut verkaufen, aber den Kapwein wollen sie nicht haben, also behält er den Wein für jetzt in seinem Schiffe, kauft für das Geld, das er aus dem Elfenbein und den Häuten gelöst, Thee und Seidenwaren und geht damit direkt nach Adelaide in Australien. Dort kann er jetzt seine Fracht vortrefflich absetzen. Er verkauft also Wein, Thee und Seide und ladet dafür unten in sein Schiff Kupfererz, und oben darüber richtet er einen Stall ein und schafft milchende Kühe hinein, nimmt auch einige Hunde und Pferde dazu, und geht mit dieser Fracht nach dem ostindischen Archipel, nach Batavia auf Java, wo er Kühe, Pferde und Hunde vortrefflich verkaufen kann. Dann nimmt er dort Kaffee, Reis, Gewürze, Cochenille, und wie die Produkte alle heißen, ein, segelt damit direkt nach Hause zurück und hat vielleicht in den zwei Jahren, die er auf die Reise verwandte, viele Tausende von Thalern verdient.

„Seht, Kinder, so steht die ganze Welt durch die Kaufleute in Verbindung, und wir selber schicken von Europa unsere Schiffe nach allen Weltgegenden, nach allen Zonen aus. Besonders im Frühjahr, wenn die Hafenplätze von Eis frei werden, dann fahren sie aus, und während die Grönlandsfahrer (sehr festgebaute Schiffe, die vorn noch besonders mit Planken belegt und mit Kupfer beschlagen sind, um nicht vom Eis so leicht zerscheuert zu werden) nach Norden hinauffahren, Walfische zu fangen und das Fett auszusieden, damit wir hier in Europa billigen Thran haben, fahren andere

Schiffe, teils mit Auswanderern, teils mit unseren Waren beladen, nach allen anderen Weltteilen, nach allen übrigen Häfen und bringen uns, was wir brauchen, von dort herüber, ohne daß wir nötig hätten, selber über die See zu fahren. Wir brauchen eben nur über die Straße zu gehen, und da können wir alles bekommen, was wir haben wollen, Kaffee von Brasilien, Java oder Mokka, Reis aus dem ostindischen Archipel oder von Nord-Amerika, Elfenbein aus Afrika und Asien, Baumwolle aus den Vereinigten Staaten und Seide aus China, Schokolade aus Peru und Wein vom Kap der Guten Hoffnung und von Madeira, Gewürze von den Molukken und Farbehölzer aus Mittel-Amerika, Perlmutter aus der Südsee und Pelzwerk aus dem nördlichen Rußland. Dafür werden dann die Waren, die man bei uns fabriziert, auch wieder in die entferntesten Länder getragen, so daß wir deutsche Fabrikate oder in Deutschland gefertigte Waren eben so gut in allen Teilen Amerikas, wie in Australien, China und Afrika finden.

„Und was für ein wunderliches Drängen und Treiben ist das auf den beiden Halbkugeln, die wir da vor uns haben, und wie würden wir staunen, wenn wir all das Gewirr so auf einmal vor uns ausgebreitet sehen könnten."

„Wenn wir auf dem Mond säßen, Papa," sagte Fritz, „und recht gute Fernröhre hätten."

„Wir können uns wenigstens einmal denken, daß dem so wäre," sagte der Vater, „und daß wir auf dem Monde säßen und die ganze Erde über uns am Himmel schwebte wie eine große, glänzende Scheibe."

„Wie wundervoll das aussehen müßte," riefen die

Kinder, „wenn sie immer näher käme und immer größer und größer würde."

„Im Anfang," sagte der Vater, „würden wir die drei Zonen sichtbar darauf abgegrenzt finden und zwar in fünf Ringen, von denen der mittelste oder der Gürtel der heißen Zone der breiteste wäre, — da nämlich, wo wirklich Land ist, das durch seine Sommer und Winter grünen Waldungen hervortreten kann.

„Die heiße Zone würden wir also, wo sich Land befindet, als einen dunkelgrünen Gürtel erkennen. Nur in Afrika sehen wir den gelben Sand der Wüste da hinein schneiden, der sich ja über den ganzen afrikanischen Kontinent, ja sogar noch tief nach Arabien hineinzieht.

„Die gemäßigte Zone würde eine hellere Färbung der Vegetation zeigen, denn das dunkle Grün der tropischen Wälder ist unseren Laubhölzern nicht eigen, während die Nadelhölzer in diesem hellgrünen Streifen wieder schwarze Flecken und Streifen erkennen ließen.

„Die Eis- oder Polarzone würde dagegen ihre hellglänzenden, weißen Schnee- und Eismassen zeigen, und das im Schein der Sonne leuchtende Meer füllte das ganze aus. Nur die verschiedenen Inseln lägen wieder in diesem wie einzelne Punkte.

„Und wenn das nun, wie Du sagst, immer näher käme, wenn wir uns denken wollen, daß wir die einzelnen Menschen und Tiere darauf erkennen könnten, was für ein wunderliches Gemisch würde sich da vor uns ausbreiten, das wunderlichste freilich auf der Halbkugel, die wir bewohnen, da hier das meiste Land vereinigt und dicht zusammengedrängt liegt.

„Hier in der Mitte von Europa sehen wir das Volk dicht gedrängt in Städten und Dörfern wohnen,

während Eisenbahnen und Straßen das Land nach allen Richtungen hin durchschneiden. Kein Fußbreit Boden liegt da unbenutzt, kein Fleckchen ist da, wo auch nur ein fremdes Lamm das Gras abweiden könnte, ohne irgend jemand dabei in seinem Recht zu schaden. Jeder Acker ist kultiviert, jeder Baum, der im Walde steht, gepflegt und vor Schaden gewahrt. Tausende von Menschen leben dabei in warmen und bequemen Häusern nahe bei einander, Familie über Familie, in den Städten oft viele Familien in einem Hause, ohne daß sich eine um die andere kümmert, und hier, — dicht daneben in Afrika, sehen wir den einzelnen Araber auf seinem Kamel Hunderte von Meilen durch die Wüste ziehen, ohne einem einzigen, andern menschlichen Wesen zu begegnen, — sehen wir die Tiere der Wildnis, den Elefanten und die Giraffe, den Löwen, die Hyäne, das Nashorn und den Büffel nachts zu dem einsam gelegenen Wasserbecken in der Wildnis schleichen, den Durst zu löschen, — sehen wir benachbarte Negervölker, die eigentlich Freunde sein sollten, in grimmigem Kampf und Streit gegeneinander und weniger in der Absicht, sich einander tot zu schlagen, als nur Gefangene zu machen und diese dann an ein fremdes, weißes Volk in die Sklaverei zu verkaufen.

„Hier sehen wir auch, wie ein Karawanenzug in der Wüste halb verschmachtet im heißen Sande liegt und sich nach einem einzigen Schluck Wasser sehnt, während in derselben Zeit vielleicht in dem gar nicht so fernen Europa die Flüsse und Bergströme im wilden Anschwellen über ihre Ufer treten und alles mit sich fortreißen, was sie mit ihren stürzenden Wogen erreichen können. Dort oben ewiges Eis, — ewiger Schnee in

jenen geheimnisvollen Gegenden des Pols, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat, nie betreten wird, während, gar nicht so weit südlich davon entfernt, die Palmen ihre feingefiederten Kronen schütteln, und die saftigsten, süßesten Früchte wild im Walde wachsen. Hier Kälte und Sturm und ein harter, unfruchtbarer Boden, dem der Bewohner nur mit schwerer Anstrengung das Unentbehrlichste abgewinnt, dort ganze Volksstämme, wie auf den Südsee-Inseln, die nur den Arm nach ihrer Brotfrucht auszustrecken brauchen und glücklich und zufrieden wie in einem Paradiese wohnen. — Hier ein Schiff, das mit geschwellten Segeln und reicher Fracht in die Heimat zurückkehrt, — dort in einem andern Meer ein ähnliches Fahrzeug, das im furchtbarsten Sturm gegen die felsige Küste geschleudert wird.

„Hier in Afrika können wir den kühnen Jäger sehen, wie er sich dem Elefanten entgegenwirft und den Kampf mit ihm aufnimmt; in Asien verfolgt er den Tiger, in Amerika den Puma-Löwen; — und in Europa? — steht er im Schlafrock, die Fliegenklatsche in der Hand, in seiner Stube und begnügt sich damit, die zudringlichen Insekten zu lichten.

„Und in den verschiedensten Sprachen reden alle diese Völker, in den verschiedensten Gebeten flehen sie zu ihrem Gott, Christen und Mohammedaner, Heiden und Israeliten, und Streit und Unfrieden herrscht bei ihnen allen. Nicht allein die Heiden in China und Afrika bekämpfen einander, nein, auch die Christen in Europa um eines Stückchen Landes, um einer Meinung wegen, und wie kleinlich, wie schlecht müßten sie sich vorkommen, wenn sie ihren Streit und Hader mit der großartigen, stillen Ruhe des Weltalls vergleichen wollten.

„Gott, Ihr lieben Kinder, kümmert sich nicht um die Leidenschaften, um die Meinungen der Menschen. Er segnet nur, und seine Sonne reift Korn und Frucht, sein Tau erquickt das Land auch der unzufriedensten, der ungenügsamsten Menschen. Ruhig und unverändert dreht sich dabei der Erdball, uns gleichförmig Tag und Nacht bringend, und verfolgt seinen regelmäßigen Weg um die Sonne.

„So mannigfaltig außerdem unsere Erde mit Tieren und Pflanzen versehen ist, und so wenig uns, die wir die geheimen Triebfedern des Weltalls nicht durchschauen können, oft das eine oder andere nötig und nützlich erscheint, so unentbehrlich ist es gewiß dem ganzen. Kein Insekt, sei es noch so klein und unbedeutend, ist umsonst geschaffen, denn teils verhindert es die vielleicht zu große Verbreitung einer andern Gattung, — wie wir das z. B. bei den Ameisen sehen, teils dient es anderen Tieren zur Nahrung. Aber so lange es wenigstens lebt, erfreut es sich seines Daseins, genießt Wärme und Licht und düngt entweder, wenn es stirbt, mit seinem Körper den Boden oder erhält ein anderes, nützlicheres Wesen, indem es ihm als Nahrung dient.

„Das eben ist das Schöne und Wunderbare auf dieser weiten Welt, Ihr lieben Kinder, daß nichts darin vergeht.

„Die reife Frucht schüttet ihre Körner auf den Boden aus und treibt wieder neue Keime für andere Bäume oder Halme; selbst die fallenden Blätter bringen der Erde einen Teil der Kraft wieder, die der Baum herausgesogen hat, indem sie im Verwesen düngen. Sogar die Dünste, die dem Boden entsteigen, sammeln

sich oben in der Luft zu Wolken und fallen entweder als Regen oder als Tau wieder auf die Erde zurück.

„Dadurch aber erhält sich auch die Welt, und es ist alles so wunderbar herrlich eingeteilt, daß das Leben in ihr nicht ins Stocken gerät. Wenn auch einmal auf einer Stelle übergroße Dürre oder Nässe jede Ernte vernichtet hat, auf einer andern gedieh es dafür desto besser, und wie die Frucht, so gleicht sich auch Leben und Tod in der Tierwelt aus.

„Aber erst dann, wenn wir die Welt genau kennen lernen, meine Kinder, lernen wir auch so recht des Schöpfers Allweisheit würdigen. Nichts ist hier von ungefähr entstanden, nichts besteht, ohne einen besondern Zweck und Nutzen für das übrige zu haben. Deshalb dürfen wir auch nicht zu stolz und hochmütig darauf pochen, daß die ganze Erde nur des Menschen wegen geschaffen sei. Der Mensch ist so gut ein Geschöpf Gottes wie alles übrige, wenn auch vielleicht das edelste auf dieser Erde, und nicht allein dem ganzen müssen auch wir dienen, sondern ebenso einander in unserem gesellschaftlichen Leben.

„Niemand von uns kann deshalb sagen, daß er den andern nicht brauche, denn der Reichste von uns ist abhängig von seinem Nebenmenschen, ja vielleicht noch mehr wie der Arme, da er eben tausend verschiedene Bedürfnisse hat, die er nur durch die Hilfe anderer Menschen befriedigen kann.

„Viele Menschen haben die häßliche Gewohnheit an sich, zu sagen: „Ich brauche mich bei niemand zu bedanken, ich bezahle alles.“ Das ist recht schön, aber auch nicht mehr als ihre Pflicht, denn was man braucht, muß man eben bezahlen, wenn nicht mit Geld, doch mit

anderen Diensten oder selbst nur mit Liebe und Gehorsam, womit Kinder ihre Eltern bezahlen. Dank sind wir aber noch außerdem allen den Menschen schuldig, die für uns arbeiten und ihre Bedürfnisse mit uns austauschen, denn viel hängt immer von ihrem guten Willen ab, und wir können sie eben nicht entbehren.

„So hilft eine Pflanze der andern zum Wachstum, ein Tier, ein Mensch dem andern zum Leben, und so schaffen die unternehmenden Bewohner und jetzigen Eigentümer dieser Erde die Produkte des einen Weltteils in den andern, damit sich heiße und kältere Länder ergänzen und ihre Waren gegeneinander austauschen, gerade so, wie sich arme und reiche Menschen gegeneinander ergänzen müssen, indem diese ihr Geld, jene ihre Arbeitskraft austauschen. Gott aber regiert alles, und wie er unsere Erde in ihrer Bahn hält, daß sie Jahrtausende hindurch von der Sonne beschienen und erwärmt wird, und Pflanzen- und Tierleben sich darauf erhalten kann, so hält er auch jene Tausende von anderen Welten, die wir aus dem weiten Himmelsraume zu uns hernieder glänzen sehen, und nie im Leben, Ihr lieben Kinder, können wir ihm dankbar genug sein, daß er uns auf diese schöne Erde gesetzt und mit allem ausgestattet hat, was uns das Dasein angenehm und wünschenswert machen kann.

„Jetzt habt Ihr etwas wenigstens gelernt, wie groß die Welt ist, die wir bewohnen. Später, wenn Ihr älter seid, werdet Ihr dann noch viel besser einsehen, wie groß die Güte und Allmacht Gottes ist, der sie und uns erhält."



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Inhaltsverzeichnis.

Afrika.

